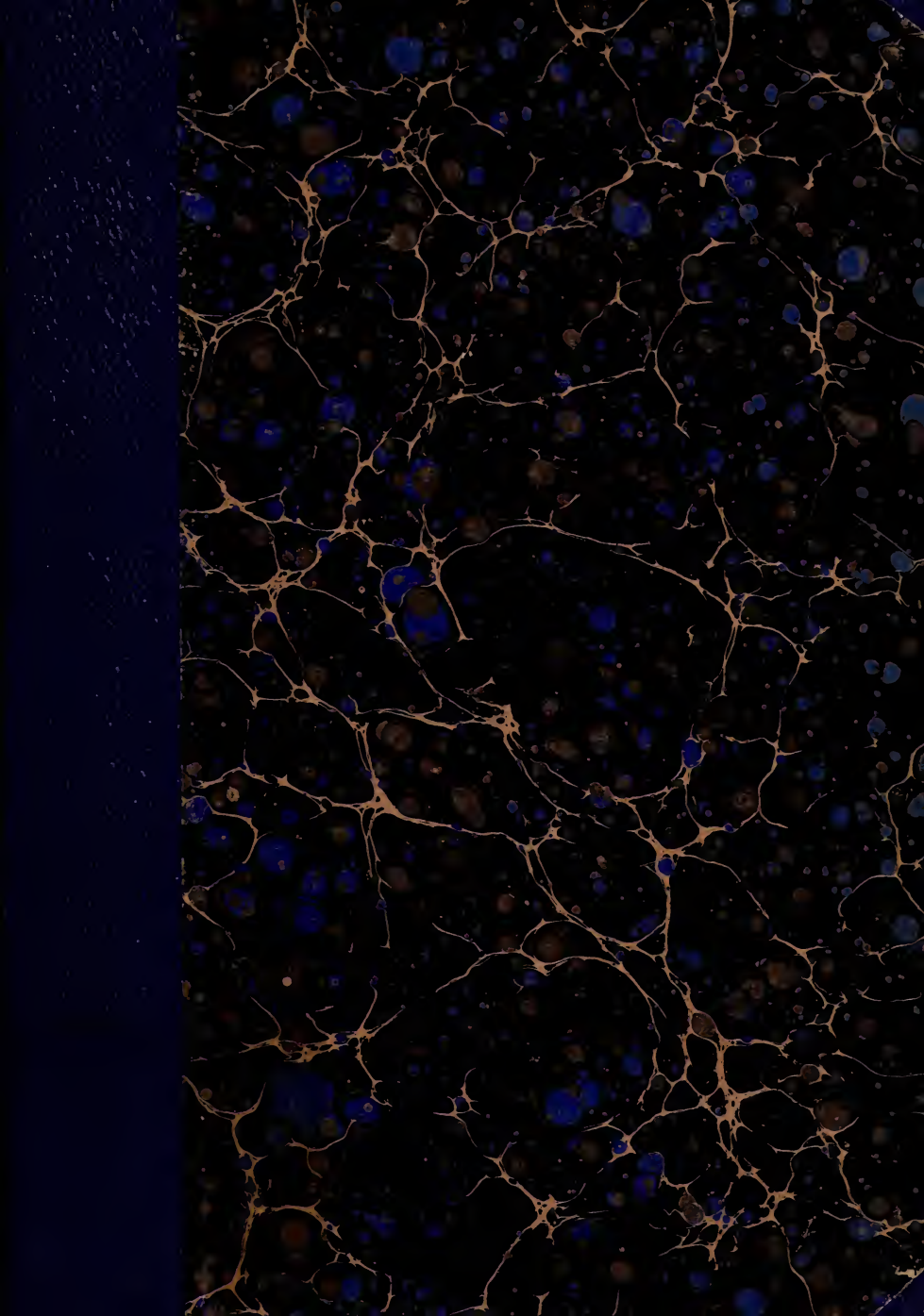

LEMCKE & BUECHNER
NEW ... YORK

LIBRARY OF PRINCETON
OCT 26 1910
THEOLOGICAL SEMINARY.

BR 1032 .M67 1864
M orikofer, Johann Caspar,
1799-1877.
Bilder aus dem kirchlichen
Leben der Schweiz

Bilder

aus dem

kirchlichen Leben der Schweiz.

Von

J. C. Mörikofer.

Bilder

aus dem

kirchlichen Leben

der

Schweiz.

Von

J. C. Mörikofer.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1864.

LIBRARY OF PRINCETON
OCT 26 1910
THEOLOGICAL SEMINARY.

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Vorwort.

Die Staats- und Kriegsgeschichte der Schweiz — wie die Freiheit errungen, durch Verfassung und Bünde gesichert und mit dem Schwerte bewahrt worden — ist längst Gemeingut des ganzen Volkes geworden. Es ist aber durch vorzugsweise Darstellung und populäre Hervorhebung der äußern Begebenheiten das Bild des Gesammtlebens des Schweizervolkes etwas unvollständig und einseitig ausgefallen, indem den verfassungsmäßigen Zuständen und Garantien und der schlagfertigen That ein zu ausschließender Werth beigelegt worden. Daher ist es gekommen, daß das Bewußtsein der Freiheit und Tapferkeit im Schweizervolke gemeiniglich ein unverhältnißmäßiges Selbstgefühl erzeugt hat, welches mit mancherlei Gefahr und Nachtheil verbunden ist. Denn die Geschichte freier Staaten und Völker alter und neuer Zeit lehrt, daß Freiheit und Tapferkeit allein nicht genügen, um den geistigen Fortschritt, die sittliche Kraft und das dauernde Glück eines Volkes zu sichern, sondern daß zugleich Gottvertrauen und Demuth, Einfachheit und Selbstüberwindung die Grundlage der Freiheit bilden müssen. Darum muß ein freies Volk auch ein frommes Volk sein. Das Leben eines freien Volkes wird sich folglich auch durch eigenthümliche, tiefe und mannigfaltige Züge von Frömmigkeit auszeichnen. Und wirklich treten diese Züge auf bemerkenswerthe Weise in der Geschichte des Schweizervolkes hervor. Daher mag es aus vaterländischem wie aus religiösem Gesichtspunkte gleich anziehend und lehrreich sein, die eigenthümlichsten Züge des re-

ligiösen Lebens der Schweiz hervorzuheben und übersichtlich zu gestalten. Diese allgemeine Aufgabe enthob der Nothwendigkeit einer fortlaufenden und zusammenhängenden Geschichte, und erlaubte demnach über die Aufzählung der Irrthümer, Verirrungen und Streitigkeiten hinwegzugehen, welche die Kirchengeschichte oft mühsam und peinlich machen; dagegen durften die Thatsachen und Personen ausgewählt und mit Liebe ausgeführt werden, welche neben dem religiösen ein allgemein geistiges und psychologisches Interesse darbieten. Dieser Versuch ist daher einem größern gebildeten Publikum bestimmt und setzt die Kenntniß der Schweizergeschichte und der allgemeinen Kirchengeschichte voraus. Er möchte überhaupt dazu beitragen, das Vaterland von einer weniger beachteten Seite kennen und lieben, und aus den tiefsten und erhebendsten Erscheinungen seiner Vergangenheit an seine Zukunft glauben zu lernen.

Der Verfasser war zu dieser Arbeit schon lange hingezogen und dazu entschlossen, bevor die Anfänge von Gelpke's gründlicher und umfassender Kirchengeschichte der Schweiz erschienen waren, auch war der Zeitraum, den der zweite Band jenes Werkes beschlägt, gerade wie er vorliegt, bearbeitet schon vor Herausgabe des zweiten Bandes von Gelpke. Denn ungeachtet seines praktischen und populären Zweckes hatte der Verfasser es nicht unterlassen, überall aus den Quellenschriften zu schöpfen. Wenn es sich bei dieser skizzenhaften Darstellung nicht darum handeln konnte, Neues zu bringen, so fehlt doch auch solches nicht: wie denn die Angaben über die Leistungen Zürichs für die französischen Flüchtlinge aus bisher unbenutzten Urkunden geschöpft sind; auch ist einiges bisher Unbekannte über Antistes Breitinger aus dessen handschriftlicher Selbstbiographie mitgetheilt. Bei der allgemein bekannten Geschichte der Reformation und der Reformatoren, welche zum Theil von Meisterhand bearbeitet ist, war es schwer, bei der vorgezeichneten Kürze Lesenswerthes darzubieten: es wurde daher versucht, die unumgänglichen Thatsachen mit einer individuellen Charakterzeichnung in Verbindung zu bringen. Ueberhaupt um ein so reiches Gemälde in den Rahmen eines mäßigen Bandes zusammenzudrängen, mußte von Anfang bis zu Ende mit sorgfältiger Auswahl zu Werke gegangen, das Indivi-

duelle und Charakteristische hervorgehoben und durch geeignete Zusammenfassung und Gruppierung zu lebendiger Anschauung gebracht werden.

Die beiden einsichtsvollen und gelehrten Vertrauensmänner, denen ich meine Arbeit zur Durchsicht in die Hand legen durfte, machten mir vorzüglich zwei, freilich zum Theil widerstreitende Einwürfe. Der Eine vermißte in der Darstellung der ältesten Zeiten jene anziehende bunte und reiche Scenerie, womit die Legende die Geschichte ausgeschmückt hat. Diesem Wunsche darf entgegengehalten werden, daß die einfache, der fabelhaften Zuthaten entkleidete Wahrheit, das wirkliche Leben in seiner Schlichtheit, ansprechend und bedeutend genug sei. Der Andere, dem ich besonders reiche Belehrungen und Berichtigungen verdanke, machte mich namentlich auf die große Kluft aufmerksam, welche zwischen den Erscheinungen und Zuständen vor und nach der Reformation waltet und wie diese zwei ganz und gar getrennten Welten in der Darstellung zu keiner harmonischen Einheit verbunden seien. Er hatte daher gewünscht, daß ich jene ältere Zeit aus dem Standpunkte angesehen und behandelt hätte, wie etwa Zwingli oder Breitinger von derselben gesprochen haben würden. So richtig dieser Einwurf aus dem rein christlichen, vorbildlichen und erbaulichen Standpunkte ist, so glaube ich dagegen, daß auch dem Standpunkte sein Recht gebührt, welcher in jenes Kindesalter der christlichen Welt mit Liebe und Theilnahme zurückblickt und gegen jene frühern Versuche der Darstellung christlichen Glaubens und Lebens sich weder kritisch noch polemisch verhält. Wie die alten, ehrwürdigen Kirchen als sprechende Zeugen einer untergegangenen Welt zu uns herüberschauen und von uns mit Liebe betrachtet werden, weil sie heilige Vermächtnisse der Väter sind: so verschließen wir auch unsere Herzen den fernen und fremdartigen, aber in ihrer Naivetät und Treuherzigkeit anmuthigen Anschauungen der frühern Geschlechter unsers Vaterlandes nicht. Die Macht, mit welcher die Reformation in unserer Heimat auf den öffentlichen Schauplatz trat und alle Verhältnisse dauernd umgestaltete, erlaubt uns wohl einen unbefangenen, rein historischen Rückblick in die Anfänge und eigenthümlichen Erscheinungen der alten Kirche, welche noch gegenwärtig

die Kirche unserer eidgenössischen Brüder ist und welche wir kennen müssen, um den Werth dessen, was wir besitzen, desto höher zu achten.

Ueberhaupt glaubte der Verfasser, die Sache an sich und den Inhalt des Mitgetheilten ihrem eigenen Gewichte überlassen zu dürfen: er enthielt sich daher so viel als möglich nachhelfender Betrachtungen, im Vertrauen, daß die getreuen und schlichten Zeugnisse christlichen Lebens auch wieder in manchen Herzen Glauben und Liebe wecken und befestigen werden.

Gottlieben, im Herbst 1863.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Einleitung 1

Früher Eingang des Christenthums in die Schweiz, die Zufluchtstätte christlicher Freiheit. Der strenge Charakter des Glaubens und Lebens.

Uebereinstimmung der Reformation mit dem republikanischen Leben. Die Reformation als Beförderungsmittel weiterer Entwicklung. Das religiöse Leben in der katholischen Schweiz. Die neuere Zeit.

Die alte Zeit.

I. Die Gründung der christlichen Kirchen in der Schweiz.

1. Genf, Wallis, Lausanne 11

Genf in der römischen Zeit. Die Thebaische Legion zu Agaunum. Die Mauritiuskirche des Königs Sigismund. Die dortigen Kirchenschätze. Sitten Bischofssitz. Aventikum. Marius zu Lausanne.

2. Solothurn, Zürich, Basel, Chur 20

Ursus und Viktor. Felix und Regula. Lucius, Valentinian.

II. Das Christenthum bei den Burgundern und Alemannen.

1. Die ersten Niederlassungen der Burgunder und Alemannen 24

Christliche Empfänglichkeit der Burgunder; christliche Denkmäler. Längerer Widerstand der Alemannen.

2. Die Glaubensboten aus dem Norden: Fridolin, Columban, Gallus, Pirminius 28

Seite

Seckingen, Glarus. Das Licht aus dem Norden. Columban. Gallus zu Arbon und Bregenz. Willimar, Hiltibold, Johann von Grabs. St. Gallen Kapelle: Magnoald, Theodor. Das alemannische Gesetz. Die fränkische Stiftung des Pirminius auf der Reichenau.

3. St. Gallen, Konstanz, Chur 39
Feindschaft gegen St. Gallen, Othmar. Gegenbemühungen der Bischöfe von Konstanz. Doppelstellung der Bischöfe von Chur. Paschalis, Remedius, Viktor. Findan in Rheinau.

4. Haito 45
Karl der Große erhebt Haito zum Bischof von Basel und Abt der Reichenau. Gesandtschaft nach Konstantinopel. Wettin.

III. Die Blüthezeit des Klosters St. Gallen.

1. Gotzbert, Ratpert, Notker I., Tutilo 52
St. Gallens Wachsthum. Die alte Basilika. Die Bibliothek, die Schule. Werinbert, Möngal, Iso, Ratpert. Notker von Elgg. Tutilo der Künstler. Wiborad.

2. Bischof Salomon 57
Waldo und Salomon, Notkers Schüler. Salomons Sitten und Bestrebungen.

3. Die Eckehard und Notker 61
Eckehard II. und Hadewig. Notker der Arzt. Gerald. Notker Labeo. Eckehard IV.

4. Der Gesang zu St. Gallen und dessen Schule . . . 66
Romanus. Walafried Strabo. Möngal, Ratpert, Tutilo. Notker der Stammler: media vita. Die äußere und innere Schule.

5. St. Gallens Stellung zum Volke 73
Die Landkirchen, die Leutpriester. Das vernachlässigte Volk. Das alemannische Glaubensbekenntniß.

IV. Die Kirchen des Mittelalters.

1. Zürich, die Ufenau, Einsiedeln 77
Das Großmünster zu Zürich: Kirche und Kreuzgang. Die Ufenau: Benno, Regilinde, Adalrich. Einsiedeln: die Engelweihe.

2. Die Kirchen der romanischen Schweiz: Peterlingen, Neuenburg, Genf, Lausanne 86
Romainmotier, Granson. Peterlingen: Bertha und Adelheid. Die merkwürdigen Kirchen von Neuenburg, Genf und Lausanne.

3. Chur, Basel 91
Die Hofkirche zu Chur. Das Münster in Basel.

Seite

V. Rudolf von Habsburg. 94
Rudolfs Frömmigkeit. Seine Freunde.

VI. Die Gottesfreunde.

1. Heinrich von Nördlingen. Nikolaus von Basel . . . 100
Basel. Margaretha Ebner. Tauler, Suso, Ruysbröck. Nikolaus von Basel und seine Freunde.

2. Töß und St. Katharinenthal 109
Suso. Elisabetha Stäglin. Elisabetha von Ungarn. M. Eckart.

VII. Niklaus von der Flüe. 116
Bruder Klaus im Ranft. Der Friedensstifter.

VIII. Felix Hemmerlin. 122
Hemmerlin, ein Bild aus der Zeit des Verfalls.

Die Reformation.

IX. Die Schweiz vor der Reformation. 130
Charakter der Heldenzeit. Steigendes Selbstgefühl des Volkes. Verfall der Stifte.

X. Zürich und Zwingli.

1. Der Rath von Zürich. 133
Ansehen des Vororts. Die Mitglieder des Raths. Zwingli's Stellung.

2. Zwingli's Bildung 137
Zwingli in Wien, Basel, Glarus, Einsiedeln.

3. Zwingli in Zürich 140
Zwingli's Art. Günstige Stellung. Gegen das Reislaufen. Der Bischof von Konstanz. Der Pabst. Zwingli's Mittel.

4. Zwingli's Besonnenheit 142
Reformation der Sitten. Klarheit in Plan und Fortgang.

5. Die erste Disputation 150
Die Grundlage der evangelischen Lehre. Faber. Der Sieg.

6. Die Schule des Stiftes zum Großen Münster . . . 153
Freiwillige Uebergabe des Stiftes. Das Karolinum.

7. Die Disputation über Messe und Bilder. 154
Kommenthur Schmid. Der Hirte. Entfernung der Bilder.

Seite

8. Die Ehe der Geistlichen 160
Anna Reinhart. Gerold Meyer.

9. Die Wiedertäufer 163
Grebel. Stumpf. Volksversammlung zu Töß, Gespräch mit den Wiedertäufern. Manz.

10. Zwiespalt Zwingli's mit den alten Orten 167
Reformversuch durch die Stände. Disputation zu Baden. Zwingli's Vaterlandsliebe.

11. Zwingli's Freunde 172
Die Freunde zu Konstanz, Bern; in den katholischen Orten, in Deutschland.

12. Zwingli für den Krieg 176
Nothwendigkeit für Zwingli zugleich den Staat im Auge zu haben. Seine Schärfe. Die Synode.

13. Zwingli und Luther 179
Zwingli's Verehrung Luthers. Beginn des Streits. Marburg.

14. Zwingli's weitaussehende Bemühungen 186
Zwingli in Unterhandlungen mit Philipp von Hessen, Venedig, Frankreich. Losreißung Toggenburgs von St. Gallen. Wirksamkeit nach Innen.

15. Die Entscheidung 190
Zwingli's Eifer für den Sieg des Evangeliums vom Rathe getheilt. Seine Beweggründe. Seine letzten Arbeiten über die Propheten. Gesinnung der innern Schweiz. Zwingli's Entschlossenheit.

16. Zwingli's Ende 198
Zwingli zieht als Seelsorger in den Krieg. Sein Tod. Die Folgen des Kriegs.

XI. Bern und Manuel.

1. Berns bedachtsamer Entwicklungsgang 202
Die Entscheidung durch die Bürger. Die Disputation.

2. Die Gefahr im Oberland 206
Berns Festigkeit. Die Durchführung der Reformation.

3. Niklaus Manuel, der Maler und Dichter 208
Der Todtentanz. Die Schauspiele. Von der Krankheit und dem Testament der Messe.

4. Manuel als Mitglied des Rathes 219
Der Chorrichter. Der Gesandte.

5. Bern erobert das Waadtland 225

Seite

Berns Bemühungen für die Reformation der romanischen Schweiz. Gewinnung der Waadt. Kirchliche Verwaltung.

XII. Basel und Oekolampad.

1. Günstige Anzeichen für die Reformation 230
Gegen die Reformation der Bischof, die Universität, Erasmus; für dieselbe die Humanisten, Maler und Buchdrucker.

2. Oekolampad 232
Oekolampads ruhiger Muth. Auf der Disputation zu Baden.

3. Die Baseler Bürger 235
Adelberg und Jakob Meyer. Die Erhebung. Die Reformationsordnung. Oekolampads Wirksamkeit in Süddeutschland. Oswald Mykonius. Die Baseler Konfession.

XIII. St. Gallen und Vadian 245
Vadian in Wien. Joh. Keßler. Rasche Reformation. Vadians Weisheit.

XIV. Schaffhausen und Hans Stockar. 258
Schwankungen in Schaffhausen. Hans Stockar der Pilger. Seine Frömmigkeit.

XV. Genf und Calvin.

1. Die französische Schweiz und Farel 263
Farel in Aigle, in Genf. Rasche Reformation.

2. Calvins erster Aufenthalt in Genf. 267
Sein Wesen und seine Kraft. Die Entfernung. In Straßburg.

3. Genfs Umwandlung durch Calvin 272
Das Konsistorium. Der Gesetzgeber. Die Libertiner. Servet. Die Eingewanderten.

4. Calvins Stiftungen und Wirksamkeit 278
Das Kollegium und die Akademie. Vernehmen mit den benachbarten Mächten. Calvins Freunde. Farel.

5. Viret 286
Viret in Lausanne, Genf und Frankreich.

6. Beza 288
Beza in Lausanne, Genf und Frankreich.

XVI. Bullinger. 291
Bullinger in Kappel und Bremgarten. Zwingli's Nachfolger. Das

Seite

anerkannte Haupt der reformierten Kirchen. Die zweite helvetische Konfession. Mit Calvin. Die Lokarner.

XVII. Konrad Geßner 303
Geßners Kampf mit der Armuth. Stadtarzt. Seine Bekenntnisse.

Die neuere Zeit.

XVIII. Breitinger 310
Breitingers praktische Weisheit. Sein Muth und seine Treue gegen die Obrigkeit und die Kirche.

XIX. Die französischen Flüchtlinge in der Schweiz.

1. Genf 322
Heinrich von Rohan. Die Eingewanderten und ihre Gewerbe.

2. Bern 327
Bemühungen im Waadtland. Im deutschen Lande. Das Predigerseminar in Lausanne. Neuenburg.

3. Zürich 333
Die Versorgungsstätten. Die französischen Prediger. Die von den Galeeren Befreiten.

4. Basel 339
Basel die Zufluchtstätte der Gelehrten. Schaffhausen. Der eidgenössische Muth.

XX. Haller 341
Sein religiöser Ernst als Dichter, Staatsmann und Schriftsteller.

XXI. Lavater 349
Lavaters früher Glaube. Als Schriftsteller und Seelsorger. Im Leiden.

XXII. Die Christenthumsgesellschaft in Basel 361
Urlsperger. Blumhart. Spittler.

XXIII. Vinet 364
Erweckung in der französischen Schweiz. Vinet der Kämpfer für die Freiheit. Als Lehrer und Schriftsteller.

XXIV. Schluß 371
Religiöse Thatsachen und Aussichten der Gegenwart.

Bilder

aus dem

kirchlichen Leben der Schweiz.

Einleitung.

Wie die Gipfel der Alpen vom ersten Strahle der Sonne erleuchtet werden, während die Niederungen noch im Dunkel ruhen, so ist auch das hohe Alpenland der Schweiz zuerst vor allen deutschen Gauen vom Lichte des Evangeliums erleuchtet worden; denn dieses grüne Bergland mit seinen schönen Seen hat zu allen Zeiten einen wunderbaren Eindruck auf die Gemüther gemacht, sie gehoben und gefesselt. Um ihres Glaubens willen Verfolgte haben daher in diesen ernsten, schwer zugänglichen Bergen von frühester Zeit an eine willkommene Zufluchtstätte gesucht: sei es, daß sie aus den Felsenwüsten Afrika's kommend, von einer Bergkluft des Schweizerlandes sich heimatlich angezogen fühlten; sei es, daß die Bewohner des fernen Nordens nach langer, müh- und leidenvoller Irrsal in den grünen wasserreichen Höhen unsres Landes eine Verwandtschaft mit ihrer Heimat und darin den ersehnten Frieden fanden. Die ersten christlichen Zeugen und Glaubensboten der Schweiz sind über entlegene Meere dahin gekommen: denn es ist bekanntlich eine merkwürdige Verwandtschaft der Gesinnung zwischen den Anwohnern des Meeres und den Bergleuten, indem Beide im Kampfe mit einer großen Natur und ihren furchtbaren Elementen Muth und Kraft gewinnen, zugleich aber im Gefühl ihrer Ohnmacht auf den Schutz einer höhern Gewalt vertrauen lernen. Mit Liebe nahmen daher die Söhne der Berge die fernher eingewanderten Bekenner Jesu Christi auf und gewannen Vertrauen zu ihren Erfahrungen und ihrem Glauben.

Wenn das Christenthum zwar überall, wo es hindrang, wie der hereinbrechende Tag Licht und Leben verbreitete, so fand es doch offenbar in der Schweiz eine besonders günstige Aufnahme: denn schon in ältester Zeit sind eine große Zahl auserwählter Stätten vom Genfersee und der Rhone im großen Bogen bis an den Rhein und den Bodensee und wieder bis nach Rhätien hinein durch die Leuchte des Evangeliums erhellt. Die älteste Geschichte der Entstehung der einzelnen Kirchen der Schweiz ist freilich wie anderswo durch allerlei fabelhafte Zuthaten herausgeschmückt; allein wir dürfen mit dem geschichtlich Nachweisbaren und den darin enthaltenen anmuthigen und lehrreichen Aufschlüssen über den Zustand der ältesten Kirchen zufrieden sein und daher jene Dichtungen der Legende größtentheils bei Seite lassen, da sich in denselben gewöhnlich weniger das eigenthümlich Nationelle, die aus dem Volke hervorgegangene religiöse Auffassung und Anschauung spiegelt, sondern vielmehr die Vorstellung des Mönches in der Klosterzelle einer späteren Zeit, welche in phantastischen Ausgeburten sich gefällt. Diese wundersüchtigen, gemeiniglich auf die Verbindung mit Rom und dessen Verherrlichung bedachten Legenden entbehren im Allgemeinen so sehr der schlichten, gesunden Naivität, sind so wenig lebens- und bestandfähig, tragen so sehr das immer wiederkehrende Gepräge müßiger und plumper Erfindung, daß ihr Inhalt nicht zu dem Schatze gehört, welchen ein religiöses Gemüth mit Liebe festhalten und ehren kann. So beachtenswerth die Legende auf der einen Seite für die Kenntniß der Entwicklung des Katholicismus und auf der andern für die Poesie ist, so bietet sie dagegen zur Darstellung der wahren und volksthümlichen Züge des religiösen Lebens der Schweiz nur einen spärlichen Stoff dar.

Es sind ganz andere Haltpunkte, welche uns von der ältesten Zeit an entgegentreten. Die Schweiz war von der Natur zum Lande der Freiheit geschaffen und erntete daher die Vortheile dieser Lage und Bestimmung lange zuvor, ehe republikanische Einrichtungen dieselben sicherten. Wie kam es, daß das schweizerische Bergland die auserwählten Heiligthümer einschloß, welchen die beiden eingewanderten deutschen Völker mit entschiedener und standhafter Vorliebe sich zuwandten? Was eignete St. Moritz zur geheiligten Lieblingsstätte der beiden burgundischen Königsgeschlechter? Neben den heiligen Denkmälern und Schätzen

der Blutzeugen und der althergebrachten allgemeinen Verehrung war es der geheimnißvolle Zauber der Schrecken der Natur, welcher an jener Stätte doppelt empfunden wird, da das schönste Gelände der Schweiz sich plötzlich in eine enge grause Felsenkluft zusammenzieht und als Zufluchtsstätte für ein Gemüth besonders geeignet scheint, das den Unbestand der Welt erfahren und sich aus derselben zurückziehen und vor ihr verbergen will. Und warum wurde das Nationalheiligthum der Alemannen in jenem rauhen waldigen Bergthale an der Steinach gesucht und auserwählt, dem sich in seiner engen Umgrenzung der schöne See des alemannischen Landes verbirgt? Weil vielgeprüfte Flüchtlinge in dieser Einsamkeit des Bergwaldes nun eine ungestörte und gesicherte Stätte frommer Andacht gefunden zu haben glauben durften. Aus gleichem Grunde zog später die dürftige Einöde des finstern Waldes, in dem Maria-Einsiedeln weitab von den lachenden Ufern des Zürichsees sich erhob, so mächtig an, weil das Gemüth in dieser düstern Wildniß den Verlockungen der Welt mehr entzogen und frei sich selbst hingegeben scheint. Indem das rauhe arme Bergland den Menschen Entbehrungen auferlegte, wies es dagegen das Herz nach oben und beförderte die innere Freiheit von der äußern Welt und ihren Genüssen. Wenn sonst allgemein bekannt ist, daß die alten Stifte und Gotteshäuser auf ausgewählt schönen Punkten erbaut wurden, und wenn diese Wahrnehmung namentlich auch in der Schweiz ihre Bestätigung findet: so ist dagegen nicht zufällig, daß die alten Burgen religiöser Freiheit und die Mittelpunkte eines selbständigen nationalen Geisteslebens in schwer zugängliche, verborgene Winkel unseres Landes entrückt worden sind. Es war diese Entlegenheit in der ältesten Zeit ein Hülfs- und Beförderungsmittel der Freiheit.

Dieser Zug nach Freiheit, welcher von der ältesten Zeit an im schweizerischen Bergland bemerkbar ist, macht dessen religiöse Entwicklung und Eigenthümlichkeit überaus lehrreich und bedeutsam. Die Schweiz in ihrer Entlegenheit von den großen Mittelpunkten der Völkerbewegung, der Macht und des geistigen Einflusses, blieb von Anfang an, wie in der Gestaltung des bürgerlichen, so auch des religiösen Lebens sich selbst überlassen. Die religiöse Entwicklung ist daher eine ursprünglichere, eigenthümlichere, mehr durch das innere Bedürfniß und

den freien Zug des Herzens ausgebildete. Eine Richtung und Gesinnung aber, welche sich bestimmt und andauernd geltend macht, darf als ein Grund- und Charakterzug des Volkes im Allgemeinen und zugleich als eine wesentliche Eigenschaft und innere Bedingung des christlich religiösen Glaubens und Lebens an sich angesehen werden. Nicht nur die alten Heiligthümer der Kirche von St. Moritz, sondern namentlich auch die fromme, schlichte und strenge Lebensweise der dortigen Klosterbrüder machte, daß jenes Gotteshaus von dem burgundischen Volke Jahrhunderte lang mehr geliebt und verehrt wurde, als jedes der drei Bischofssitze des romanischen Landes. Noch auffallender ist der strenge Charakter der Religiosität im alemannischen Volke. Mochte sich dasselbe lange dem Christenthum schroff und feindselig entgegenstellen und mochte es anfangs das Verdienst fränkischen Einflusses sein, daß allmählig das wilde Heidenthum der Alemannen überwunden wurde: nachdem aber einmal das alemannische Volk den Segen des Evangeliums erkannt hatte, blieb es demselben mit klarer Beharrlichkeit treu. Denn während die Alemannen lange Zeit immer wieder im blutigen Kampfe gegen die fränkische Herrschaft sich erhoben, ließen sie die Bestimmungen im alemannischen Gesetze unversehrt stehen, welche die fränkischen Könige zur Förderung des Christenthums in dasselbe eingeschaltet hatten.

Ein sehr bemerkenswerther Zug im religiösen Leben der Schweiz ist ferner namentlich dieser, daß die ernstere, strengere, positivere Ansicht in Glauben und Leben stets auch die bevorzugte und volksthümliche war. Daher wurde die schlichte Einfalt und strenge Zucht des frommen Gallus und seiner Brüder mit dem besondern Zutrauen des Volkes belohnt, welches fühlte, daß diese Lebensweise dem Geiste der ursprünglichen Kirche Christi näher komme, als diejenige der von Rom beeinflußten und von den fränkischen Fürsten begünstigten Stifte, die alle viel früher als St. Gallen unter den nachtheiligen Folgen eines bequemen und weichlichen Lebens litten. — Auch der religiöse Sinn Rudolfs von Habsburg ist weder bloßer Einfluß seiner Zeit noch kluge Berechnung. Denn nachdem er seine Jugend in unruhigen Fehden und ritterlichen Abenteuern zugebracht, wendete er sich in reifern Jahren fest und treu dem Glauben seines Hauses und seines Volkes zu,

in einer gesunden Einfalt, welche vom romantischen Hochfluge eben so fern war als von finsterer Weltverachtung.

Wir vermissen zwar in den Thaten der Heldenzeit der Schweiz ein vorherrschend religiöses Gepräge. Gleichwohl ist die Bezeichnung „fromme Eidgenossen" für die alten Schweizer kein leeres Wort. Denn die Waldstädte fühlten wohl, als sie gegen die Macht Oesterreichs einen ewigen Bund schlossen, daß sie nur mit Gottes Hülfe dabei erhalten werden könnten, daher erklären sie: „damit wir mit Frid und mit Gnaden dabei bleiben mögen, so hand wir uns mit Trüwen und mit Eiden ewiglich und stetiglich zusammen versichert und gebunden." Nur ein vom christlichen Glauben erfülltes und gebändigtes Volk konnte im Siege so mäßig und so streng sich an die rechtlichen Verpflichtungen binden, den alten Herren nach wie vor Zins und Zehnten von ihren Gütern zu bezahlen und ihnen mit „glimpflichen und ziemlichen Diensten gehorsam" zu sein, und wieder so großmüthig die Feinde vom Tode erretten, wie als zu Solothurn die Brücke unter den Oesterreichern brach. Auch in der Aufmerksamkeit und Verehrung für die alten Denkstätten der Freiheit liegt ein gemüthlich religiöser Zug, aus dem in späterer Zeit die an jenen Punkten erbauten Kapellen hervorgiengen.

Es fehlten der kleinen Schweiz die Bedingungen, welche ihr gestattet hätten, in Gedanken und Forschungen der Wissenschaft anregend und bahnbrechend zu sein. Allein im Lande der Freiheit war zu allen Zeiten eine offene und lebendige Empfänglichkeit für Alles, was auf dem religiösen Gebiete vorgieng. So gehörten zwar die tiefen und gedankenreichen unter den Gottesfreunden den Rheinländern an, aber der wirksamste derselben war doch der „große Gottesfreund aus dem Oberland", der Basel zum Ausgangs- und Mittelpunkt einer weit verbreiteten geheimnißvollen Thätigkeit machte; denn er erklärte sich gegen eine nur beschauliche Weltentsagung und wollte nicht, daß man sich müßig zurückziehe, um für sich allein der göttlichen Gnade zu genießen, sondern der Freund Gottes soll vielmehr wirken, die Frömmigkeit immer weiter zu verbreiten. In der Schweiz war darum von jeher ein schlichtes, praktisches Christenthum zu Hause. Die Richtigkeit und der Werth des Glaubens sollte sich im Leben bewähren. Eben darum genoß Niklaus von der Flüe eine so unbedingte gläu-

bige Verehrung des ganzen Volkes, weil sein christlicher Glaube so lauter, tief und demüthig war und sich in einem Leben des Gebets, der Enthaltsamkeit und der Liebe in Rath und That bewies. Es war in Bruder Klaus eine so einfache, alt christliche Frömmigkeit, daß auch die Reformatoren sich gerne auf ihn beriefen.

Die Reformation selbst ist der beste Beweis, wie entschieden das Volk für ein ernstes, volles Christenthum war. Denn die h. Schrift machte von nun an beim Volke wie bei den Gebildeten den Mittelpunkt der Bildung aus; und nur durch das Gewicht der innern Wahrheit und Angemessenheit konnte die christliche Lebensanschauung in aller Strenge des Glaubens und der Sitte durch Generationen hindurch für alle Klassen zu Stadt und Land Richtschnur und Gesetz sein. Bekanntlich zeichnete sich sowohl die von Zwingli als die von Calvin geordnete und geleitete Kirche durch Strenge des Sittengesetzes aus, weil solches im Geiste der republikanischen Verfassung lag, die Obrigkeit darin vollkommen mit der h. Schrift einig ging und die Strenge republikanischer Sitte für das der Schweiz Angemessene und Gottwohlgefällige erkannte. Es gab eine Zeit, wo man sich bemühte, in Zwingli, dem humanen Freunde der Alten und der schönen Künste, voraus der Musik, den aufgeklärten und freisinnigen Ausleger der Schrift im modernen Sinne herauszufinden. Allein die unbefangene Einsicht in seine Werke mußte bald belehren, daß er mit den übrigen Reformatoren vollkommen einig ging, die h. Schrift als oberste und einzige Richtschnur des Glaubens zu erkennen. Doch nicht nur die Diener der Kirche waren für die schriftmäßige Rechtgläubigkeit der Kirche bemüht, sondern auch die Obrigkeiten der evangelischen Orte, welche die Bekenntnisse der Kirchendiener zu bestätigen und dafür einzustehen hatten, blieben unverbrüchlich den von den Reformatoren festgesetzten Lehren und Einrichtungen der Kirche zugethan und hielten sie gegen jede Abweichung und Ausschreitung mit Strenge aufrecht. Allein es hielt nicht schwer, die Confession und die Sittenmandate unter dem Volke in aller Lauterkeit und Würde zu bewahren, indem eben der gewissenhafte Gehorsam gegen die Lehren der Kirche, die streng geregelte Einfalt der Sitten und die harte Bestrafung jeder Willkür und leichtfertigen Ausschreitung dem republikanischen Gefühle entsprach: da-

her die kirchlichen Vorschriften der Reformationszeit bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein allgemeine und nur selten beanstandete Geltung hatten.

Wie sehr die Glaubensfreudigkeit und die Geisteszucht der Reformation den Verhältnissen der Schweiz entsprach, geht daraus hervor, daß das Gotteswort aller Orten frische und kräftige Wurzeln schlug, so daß die kleine Schweiz an Zahl und Bedeutung Männer hervorbrachte, welche sich den Vorkämpfern der Reformation Deutschlands an die Seite stellen dürfen. Während in Deutschland neben Luther und Melanchthon alle Andern weit zurücktreten, — wie reich ist die Schweiz an herrlichen Arbeitern neben den Häuptern Zwingli, Bullinger und Viret, indem auf der einen Seite jene ausgezeichneten Laien, Vadian und Manuel, an die Führer herantreten, auf der andern Seite jene Größen hinzukommen, Oekolampad, Calvin, Farel und Beza, welche in der Schweiz nicht nur eine Heimat, sondern erst die Schule innerer Vollendung und den Schauplatz reichster Wirksamkeit fanden.

Die evangelische Wahrheit und Freiheit des Gotteswortes war für die Schweiz nicht nur die Quelle eines neuen religiösen Lebens, sondern auch der Anstoß zu geistiger Entfaltung in jeder Beziehung. Das Schweizervolk hatte sich früher nur in der Stunde der Noth zur Kraft und Einheit erhoben: wenn aber die Gefahr in den blutigen Schlachten niedergeschlagen war, dann zerfiel das Volk wieder in die kleinen und selbstsüchtigen Sonderinteressen der einzelnen Städte und Länder. Erst die großen Reformatoren von Zürich und Genf überzeugten ihre von Innen und Außen vielfach bedrohten Glaubensgenossen von der Nothwendigkeit fester Gemeinschaft und inniger Verbrüderung. Zunächst für die evangelische Sache, oft aber auch zur Bewahrung der Ehre und Unabhängigkeit des Vaterlandes gegenüber der Anmaßung und Gewaltthätigkeit des Auslandes traten die evangelischen Städte von nun an als ein eng verbundener Staatskörper auf. Wenn sie Feuer und Schwert nicht von den Häuptern der Glaubensgenossen zu entfernen vermochten, welche in den umliegenden Staaten gewaltthätige Regierungen über dieselben verhängten, so hatten sie doch den Ruhm, die Schweiz zuerst zu einer Freistätte für die um des Glaubens willen Verfolgten erhoben und geweiht zu haben. Zugleich aber gab der durch die Reformation erweiterte Blick den evangelischen

Städten der Schweiz die Einsicht und Thatkraft, ihre bisher auf die engen Gränzen des nächsten Bedürfnisses beschränkte Thätigkeit zu einem in die Ferne gehenden Handels- und Gewerbsverkehr auszudehnen: wozu allervörderst die Verbindungen mit den gewerbsamen Glaubensbrüdern am Rhein und in Holland den Anlaß gaben. Namentlich aber vergalten die nach der Schweiz geflüchteten Franzosen und Italiener den ihnen gewährten Schutz durch neue und glänzende Gewerbszweige, womit sie die Schweiz beschenkten.

Die Reformation schied die Schweiz für immer in zwei durch eine weite Kluft getrennte Theile. Allein das Volk war von altersher gewohnt, sich in seiner Gesinnung und in seinen Gefühlen so unbefangen gehen zu lassen, daß nicht jener giftige Haß und dumpfe Groll, wie er sich in geknechteten Gemüthern festsetzt, sich der Herzen bemächtigen konnte. Selbständig, offen und zutraulich fanden die getrennten Glaubensgenossen immer wieder Berührungspunkte, wodurch sich vertrauliche Annäherung ergab. Berns Ueberzeugung, „die Landesart muß bei einander bleiben", war die Ursache des Sträubens vor dem Kriege so wie der baldigen Versöhnung. Als der Landfriede nach den Schlachten bei Kappel und am Gubel geschlossen war, knieten Alle nieder und beteten. Darauf begrüßten die Gesandten einander wiederum mit Thränen in den Augen als getreue, liebe Eidgenossen. Und die theilnehmende Weise, mit welcher die katholischen Orte die Gefangenen der reformirten Städte behandelten und pflegten, und das billige Lösegeld, womit sie vorlieb nahmen, bewies, daß der eidgenössische Sinn durch die religiöse Trennung nicht erloschen war.

Während die Reformation in den evangelischen Orten der Schweiz alle geistigen Kräfte aufs höchste entwickelte und steigerte, trat in der katholischen Schweiz Stille und Stillstand ein. Das Verharren beim Alten in allen Verhältnissen des bürgerlichen und religiösen Lebens paßte gut zu den Geschäften der Alpenwirthschaft und des Ackerbaus; und die allgemeine Form und Gestalt, welche die katholische Kirche dem Individuum und der Gesellschaft aufdrückt, begünstigte die Ausprägung geistiger Eigenthümlichkeit nicht. Es wäre daher schwer, aus dem religiösen Leben der katholischen Schweiz in den letzten Jahrhunderten einzelne Gestalten und Erscheinungen hervorzuheben,

welche sich über ihre Umgebung bedeutend erhoben und auf das religiöse Leben ihres Kreises einen überwiegenden Einfluß ausgeübt hätten. Doch da diese unwandelbare Stätigkeit und Beharrlichkeit und das Unterordnen und Aufgehen des Einzelnen im Ganzen eben zum Charakter der katholischen Kirche gehört, so dürfen wir nicht erwarten, daß sich der Geschichte aus dem Kreise der katholischen Kirche der Schweiz Persönlichkeiten darbieten werden, welche sich durch lebendige Individualität von der aufgeprägten Form freimachen und ein allgemeines, volksthümliches Interesse gewinnen. Das schließt die Anerkennung nicht aus, daß die katholische Kirche für die Special-Geschichte an christlich frommen und gottseligen Gliedern der Kirche nicht arm ist. Namentlich aber gehört es zu den schönsten Eigenschaften der Urschweiz, daß dort seit alter Zeit ein frommes Volk wohnt, welches einfach, wahr und treu dem Glauben seiner Väter zugethan ist und seinen Glauben durch seine Sitten ehrt. Bezeichnend ist, daß Freiburg, die Heimat des strengsten römischen Katholicismus und die Stätte der einst blühenden Jesuitenschule, den Pater Girard hervorgebracht hat, vielleicht das edelste und geweihteste Glied der katholischen Kirche der Schweiz in der neueren Zeit. Aber eben diesem wahrhaft frommen und erleuchteten Manne war es verwehrt, für die Kirche so heilsam zu werden, als er die Kraft und den Willen dafür gehabt hätte. In seinem unmittelbaren Wirken gehemmt, mußte er sich damit begnügen, auf dem Felde der Pädagogik Lorbeeren zu brechen.

Doch während der Blüthezeit des geistigen Lebens in der Schweiz im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts hielt sich das religiöse Leben auch der evangelischen Schweiz in unscheinbarer Verborgenheit. Zwar der verborgene Mensch des Herzens, in der Unvergänglichkeit des sanften und stillen Geistes, der vor Gott köstlich ist, offenbarte sich wiederholt an verschiedenen Orten und legte den Grund zu einem neuen religiösen Leben: aber Lavater war doch in der Weise, wie er sich des großen Publikums bemächtigte, eine vereinzelte Erscheinung. Selbst dessen frommer und gelehrter Freund, Antistes Heß, griff in einen weitern Kreis nicht unmittelbar durch die Macht seiner Person und seines Wortes ein, sondern vielmehr durch seine fleißigen, belehrenden Schriften.

Während daher der literarische Einfluß der Schweiz im vorigen

Jahrhundert auf Deutschland so bedeutend und weitgreifend war, beschränkte sich dagegen ihr religiöser Einfluß auf die Bewahrung des alten Erbes der Väter. Allerdings hatte seiner Zeit Georg Joachim Zollikofer, reformirter Prediger in Leipzig, durch die Würde seiner Person und seine wohlgeschriebenen Schriften ein allgemeines Ansehen erlangt, und in der That nimmt derselbe in der Geschichte der Prediger und der Erbauungsschriftsteller eine sehr ehrenwerthe Stelle ein. Allein die philosophische Betrachtung war bei ihm so vorherrschend, daß er als gemeinnütziger Denker und Lehrer christlicher Weisheit ein entschiedenes Verdienst hat, ohne daß er jedoch unter die wahrhaft religiösen Charaktere gezählt werden könnte. — Wohl ist Johann Baptist von Albertini, der Bischof der Brüdergemeinde, der tiefe und seelenvolle christliche Dichter, der Jugendfreund Schleiermachers, dem dieser auch auf später getrennten Wegen doch seine Liebe und Verehrung bewahrt hat, einem Schweizergeschlechte entstammt; allein an einer Stätte der Brüdergemeinde geboren, stand er in keinerlei Beziehung zu seinem Vaterlande, und hinwieder lassen sich auch keine Einflüsse desselben auf ihn nachweisen, so daß Albertini nicht in den Kreis des religiösen Lebens der Schweiz gezogen werden darf.

Allerdings würde es uns zunächst und aufs innigste in Anspruch nehmen, wenn die neuere Zeit, die uns unmittelbar berührt, uns zahlreiche und erhebende Bilder des christlichen Lebens darböte. Allein da wir solches aus mancherlei Ursachen nicht erwarten dürfen, so halten wir uns in unseren Darstellungen vorzüglich an die ältere Zeit, wo namentlich auch die Erscheinungen des religiösen Lebens in stärkern, naturwüchsigern, leben- und charaktervollern Zügen hervortreten und uns mit der Ueberzeugung erfüllen, daß dieser religiöse Grundzug, der so früh, so mannigfaltig und so tief mit der Geschichte unsers Volkes verwoben ist, bei einer normalen, gesunden und allseitigen Entwicklung immer wieder vorkommen muß. Daher erkennen wir in der Frömmigkeit der alten Zeit die Bürgschaft, daß dieselbe zu den wesentlichen und nothwendigen Eigenschaften eines freien Volkes gehört.

Die alte Zeit.

I.

Die Gründung christlicher Kirchen in der Schweiz.

1. Genf, Wallis, Lausanne.

Die Schweiz hatte das Glück, so frühe vom Lichte des Evangeliums erleuchtet zu werden, daß sich an diese Thatsache das Verlangen anknüpfte, die Verpflanzung des Christenthums auf diesen Boden von der apostolischen Zeit herzuleiten. Die Sage ließ daher den Apostel Petrus auf der Reise nach Brittanien über den St. Bernhard das Alpenthal des Walliser Landes berühren; Barnabas, der angebliche Gründer der Kirche von Mailand, soll seine Jünger auch zu den benachbarten Völkerschaften der Alpen gesendet haben; die Ufer des Genfersees sollen vom südlichen Gallien aus von den Sendboten des Trophimus, des Schülers von Paulus, besucht worden sein. Mit diesen Voraussetzungen im Zusammenhange steht, daß St. Moritz in seinem Wappen die Inschrift führt: Ich bin christlich seit dem Jahre achtundfünfzig. Allein für dieses Alles fehlen die glaubwürdigen Belege: daher muß die Geschichte unsers Vaterlandes darauf verzichten, den Ursprung der christlichen Kirche in der Schweiz in die Zeit der Apostel hinauf zu verfolgen. Und eben so wenig läßt sich, weder in der römischen Zeit noch in Folge der Einwanderung der Deutschen, ein unmittelbarer Zusammenhang und Einfluß von Seiten Roms nachweisen. Wenn wir aber die Sage beseitigen und die spärlichen

Nachrichten über das erste Auftreten des Christenthums in der Schweiz zusammenfassen, so gewinnen wir folgende Ergebnisse.

Das Christenthum hatte schon frühe in Gallien Eingang gefunden. Um die Mitte des zweiten Jahrhunderts war Lyon ein Mittelpunkt christlichen Lebens, und von da aus wirkte Irenäus, der Schüler des Polykarpus, im Geiste des Johannes weithin bis nach Germanien. Das Evangelium mußte daher auch bald den Weg die Rhone aufwärts nach dem Genfersee finden. Und wirklich werden schon im Anfange des dritten Jahrhunderts Prediger des Evangeliums genannt, welche von Vienne bei Lyon ausgiengen und den Grund zur christlichen Kirche in Genf legten. Das Vorhandensein einer christlichen Kirche in Genf zur Römerzeit beweist ein erst vor wenigen Jahren gefundenes Steinstück, worauf die Anfangsbuchstaben des Namens Jesu Christi und A und O stehen, die zuverlässigen Zeichen, daß dieser Stein einst zu einer christlichen Kirche gehört hat, welche zerstört worden zu sein scheint. Denn Genf hatte schwere Verfolgungen zu bestehen. Die älteste Kirche scheint diejenige des h. Gervasius, St. Gervais, gewesen zu sein, die, wie gewöhnlich außer den Stadtmauern erbaut, den ersten Gläubigen eine unbeachtete Versammlungsstätte eröffnete und in der unterirdischen Todtenkapelle die Gebeine des Heiligen bewahrte, dem die Kirche geweiht war. Die zur Kirche von St. Gervais führende Straße heißt bis auf den heutigen Tag die Straße der heiligen Leiber. Die Peterskirche, deren Erbauung dem Bischofe Eleutherius in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts beigemessen wird, welche an der Stelle eines Apollotempels erbaut worden sein soll, wurde gegen Ende des Jahrhunderts zerstört, nachdem die Stadt schon früher den Zorn Julians des Abtrünnigen hatte erdulden müssen.

Eine in der ganzen damaligen Christenheit gefeierte Stätte finden wir in Wallis, da wo sich im Rhonethal der Eingang durch hohe Gebirge verengt. Schon von Cäsars Zeit an war Wallis als Straße aus Oberitalien an den Rhein von großer Wichtigkeit und wurde daher oft von römischen Heeren durchzogen. So rückte Maximian, der Mitregent des Kaisers Diokletian, aus Italien zur Dämpfung eines Aufstandes nach Gallien vor und hatte dazu aus Aegypten die Thebaische

Legion, aus lauter Christen bestehend, an sich gezogen. Im Rhonethale, unweit Oktodurum (Martinach), dem Hauptorte des Landes, in den Agaunischen Engpässen, lagerte sich das Heer, um zum Feldzuge durch Opfer an die Schutzgötter Roms sich vorzubereiten. Jene Legion verweigerte, auf Mahnung ihres Anführers Mauritius, die Theilnahme an dem heidnischen Gottesdienst. Darüber erzürnt, ließ Maximian zweimal je den zehnten Mann der Legion tödten und, als diese dem erneuerten Befehl dieselbe Weigerung entgegensetzte, die ganze Legion zusammenhauen. Auf dem mit dem Blute der Christen getränkten Boden wurde zu Ehren des Mauritius und seiner Genossen eine Kirche und ein Kloster gebaut, welches, an den Fels angelehnt, nach diesem Agaunum genannt wurde. Das Märtyrerthum dieser christlichen Helden des Morgenlandes erfüllte die Welt mit einer Bewunderung, daß nicht nur viele christliche Pflanzstätten der Schweiz ihren Ursprung Gliedern der Thebaischen Legion verdanken wollten, sondern daß auch die Rheingegend darauf Anspruch machte, es haben Abtheilungen derselben Legion daselbst das gleiche Schicksal erlitten; und ferner, daß Mauritius und seine Gefährten weithin durch Gallien und Italien verehrt und ihnen zahlreiche Kirchen gewidmet wurden.

Es ist leicht, die allmählige Ausschmückung dieser Legende zu verfolgen; allein es scheint derselben gleichwohl ein historischer Kern zu Grunde zu liegen. Denn die ältesten Nachrichten über die Thebäer reichen in das hohe Alterthum hinauf. Nach den Einen soll das Märtyrerthum derselben i. J. 286 erfolgt sein; während Andere dasselbe in den Anfang des vierten Jahrhunderts setzen. Die erste Nachricht rührt vom Erzbischof Eucherius von Lyon her, welcher den berühmten Wallfahrtsort selbst besucht und seinen Bericht nach den Mittheilungen abgefaßt hatte, die von Bischof Isaak von Genf herrührten, der dieselben wieder von Bischof Theodor von Oktodurum, dem Entdecker der Leiber der Märtyrer und Erbauer der ersten Mauritiuskirche, empfangen haben soll. Der Letztere starb i. J. 391, nachdem er die Kirche lange zuvor erbaut hatte. Isaak scheint zwischen 400 und 430 gewirkt zu haben, und Eucherius schrieb seine Legende um die Jahre 430 bis 440. Ambrosius von Mailand und Theodorus schenken den Bischöfen von Rouen und von Tours Fläschchen des heiligen Blutes

von Agaunum; das Leben des Romanus, des Abtes eines Klosters im Jura, gedenkt einer Pilgerreise, welche er anfangs der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts nach Agaunum machte. Endlich ist noch ein Bruchstück der Einweihungsrede vorhanden, welche Avitus, der Erzbischof von Vienne, hielt, nachdem die Kirche durch den Burgunderkönig Sigismund neu und mit großer Pracht erbaut worden war.

So viel ist gewiß, daß sich der Bestand einer Thebaischen Legion geschichtlich nachweisen läßt. Denn die Christenverfolgung unter Diokletian traf die Bekenner in Aegypten und namentlich in Thebais am schwersten, und hinwieder zeigten diese die größte Glaubenstreue und Standhaftigkeit. Unter Diokletian waren viele Soldaten Christen und es wurden wirklich ägyptische Legionen ausgehoben und nach dem Abendlande gesendet. Maximian stand i. J. 302 mit römischen Legionen am Rhein. Allein bald darauf rief ihn ein Aufstand nach Afrika, und auf dem Wege dahin werden die Alpen genannt, welche er überschritten haben soll: wohl kann also i. J. 303 das Märtyrerthum der Thebäer im Thale von Wallis stattgefunden haben. Der Beginn der Christenverfolgung unter Diokletian fällt in die gleiche Zeit, und der rohe Maximian wird sich seinem Mitkaiser in der Ausübung der Verfolgung angeschlossen haben. Eine an der angegebenen Stelle wirklich erfolgte Christenverfolgung geht also aus geschichtlichen Angaben mit aller Wahrscheinlichkeit hervor. Wenn aber die geschichtliche Thatsache vom Märtyrertod christlicher Legionssoldaten zu einer ganzen Legion sich steigerte, welche sich ohne Gegenwehr hätte hinschlachten lassen, so ist das um so mehr auf die Rechnung der Sagenbildung zu schreiben, da die älteste Legende nur vier Namen von Märtyrern anzugeben weiß.

Allein erst über den Bau des Königs Sigismund geht ein bestimmtes Licht auf, indem man weiß, daß der Bau des neuen Klosters i. J. 500 begonnen worden und die Einweihung desselben i. J. 517 stattgefunden hat. Sigismund hatte das Kloster mit reichen Gütern ausgestattet; ununterbrochen sollte ein von fünfhundert Mönchen abwechselnd Tag und Nacht ausgeführter Psalmengesang in der Kirche ertönen, dem Gegenstande allgemeiner Verehrung und dem Ziele

unzähliger Wallfahrer. Agaunum ist das älteste Kloster der Schweiz. Die Pilger, welche allmählig um die Märtyrerkirche sich sammelten, lebten anfangs nach keiner bestimmten Regel, sondern sie standen in der Ausübung ihres Gottesdienstes und ihres gottseligen Lebens unter dem Bischof der Mauritiuskirche. Ganze Familien, Männer und Frauen, scheinen sich kürzere oder längere Zeit dort aufgehalten zu haben, ohne sich an ein Gelübde zu binden. Sie beschäftigten sich, ein Jeder in seinem Berufe, mit dem Landbau und dem Handwerk und vereinigten sich nur zu bestimmten Stunden in der Kirche zur Verehrung der Heiligen. Um aber bei dem steigenden Ruhm und Besuche des heiligen Ortes eine strengere Ordnung einzuführen, wurden die Frauen und die weltlichen Familien der Frommen entfernt, um allein der Familie der Klosterbrüder daselbst Raum zu schaffen. Jedoch auch bei der reichlichen Ausstattung durch Sigismund sollte noch dasselbe Schlafzimmer, derselbe Speisesaal, und im Winter dieselbe geheizte Stube die sämmtlichen Mönche aufnehmen und erst jetzt wurde ein besonderer Abt ernannt, damit derselbe durch ein heiliges Leben seinen Brüdern vorleuchte und sie durch Wort und Vorbild regiere.

Wenige Tage nach der Einweihung der für jene Zeit prächtigen Kirche von Agaunum veranstaltete Sigismund, um dem von der Ketzerei des Arianismus gereinigten und entschieden zur katholischen Lehre sich bekennenden Lande eine kirchliche Gesetzgebung zu verleihen, eine Kirchenversammlung zu Epauna, wo die Erzbischöfe von Vienne und Lyon und die burgundischen Landesbischöfe erschienen. Man hat dieses Epauna in die Nähe von Agaunum verlegen und annehmen wollen, es sei ein königliches Landgut an jener Stätte gewesen, welche i. J. 563 durch einen Bergsturz verschüttet worden. Doch ein Blick auf St. Moritz und seine enge wilde Schlucht schließt alle Wahrscheinlichkeit aus, daß in einer damals schwer zugänglichen und unwirthbaren Gegend eine zahlreiche Versammlung habe verweilen können.

Ueber den ursprünglichen Zustand des Klosterlebens jener Zeit giebt die älteste Klosterregel von Agaunum den Aufschluß, daß dieselbe die auf dem Felde arbeitenden Mönche verpflichtet, wenigstens zwei Stunden täglich geistlichen Betrachtungen zu widmen. Etwas später wird von dem Abte des Klosters verlangt, daß die Mönche in

dem Nothwendigen aus dem Alten und Neuen Testamente unterrichtet seien, damit Andere erbaut werden, und daß die wichtigsten Kapitel der Bibel abgeschrieben werden, damit die Spätern solche aufbewahren. Ein solchermaßen für die Wissenschaft bedachtes Institut mußte daher auch eine Bibliothek haben, der schon frühe gedacht ist; so wie auch die gelehrte Schule nicht fehlen durfte. Das ausgezeichnete Ansehen dieses Klosters geht auch daraus hervor, daß der erste genannte Abt desselben, der heilige Severinus, vom Frankenkönige Chlodwig nach Paris berufen wurde, um denselben von einer hartnäckigen Krankheit zu heilen: was mit Erfolg geschehen sein soll. Nach dieser seiner Stiftung am Grabe der Märtyrer zog sich auch Sigismund aus Trauer über den übereilten Mord seines Sohnes zurück, den er auf Anstiften seiner Stiefmutter hatte verüben lassen, um hier Trost zu suchen. Dieser unkriegerische König veranlaßte die Franken zur Ausführung ihrer Gelüste auf Burgund. Sigismund floh nach kurzem Kampfe und verbarg sich in Agaunum. Jedoch an die Franken verrathen, wurde er mit seinen Söhnen gefangen weggeführt und ermordet. Drei Jahre nach des Königs Tode wurden seine Gebeine auf Bitten des Klosters ausgeliefert und in dessen geweihter Erde ehrenvoll bestattet. Auch die Merowinger beschenkten dieses Stift bis zu ihrem Erlöschen mit Gütern und Freiheiten, so daß es sich eines fürstlichen Reichthums erfreute. — Unter Ludwig dem Frommen wurden statt der ausgearteten Mönche 32 Chorherren eingesetzt. Im J. 888 wurde Rudolf, Graf des transjuranischen Burgund und zugleich Abt von St. Moritz, in diesem Kloster zum Könige gewählt, in welcher Würde er gleichwohl im Besitze des größten Theils der Klostergüter verblieb. Zu Agaunum wollte König Rudolf auch begraben sein. — Um das Jahr 940 stiegen die Sarazenen von den unwirthlichen Höhen des St. Bernhardsberges in das Rhonethal herab, plünderten die herrlichen Schätze des Klosters Agaunum und legten dieses in Asche: so daß der heilige Ulrich, der Bischof von Augsburg, welcher bald darauf diese Stätte besuchte, von ihren Bewohnern nur noch einen einzigen Kirchendiener fand, der das zerstörte Gebäude bewachte.

Octodurum war der älteste Bischofssitz des Walliser Landes,

bis nach Ueberschwemmung dieser Stadt durch die Dranse und die Zerstörung derselben durch die Gothen der Bischof nach Sitten übersiedelte. Aber oft hielt sich der Bischof von Oktodurum zu Agaunum auf und war zugleich der Vorsteher der Mauritiuskirche.

Noch jetzt besitzt das alte Kloste St. Moritz Kirchenschätze aus sehr früher christlicher Zeit. Noch jetzt zeigt man einen Dorn aus der Krone des Herrn, ein Geschenk Ludwigs des Heiligen und jetzt der einzige Ueberrest jenes Heiligthums, zu dessen Ehre die königliche Kapelle zu Paris erbaut worden war. Karl der Große, welcher auf seinen Zügen nach Italien Agaunum berührte, bewies der Stätte ganz besondere Verehrung. Von ihm wurde lange als Geschenk eine goldene Altartafel aufbewahrt. Sein kostbarstes und kunstvollstes Geschenk an das Kloster war ein erst in neuester Zeit in fremde Hand gekommenes Evangelienbuch, dessen Einband aus Goldplatten besteht, wo in kunstreichen Verzierungen viele Edelsteine eingefaßt sind, mit dem Bilde des Erlösers in der Mitte. Ebenfalls von Karl rührt her eine goldene, mit Edelsteinen, Schmelzwerk und reichem Ornamente verzierte Flasche, welche ihm aus dem Morgenlande zum Geschenk gemacht und hier zur Aufbewahrung des heiligen Blutes der Märtyrer gewählt worden zu sein scheint, indem dieses Gefäß, wie ein anderes, als vom h. Martin, Bischof von Tours, herrührend, von Sardonyx mit goldener Fassung, wahrscheinlich das Werk eines griechischen Künstlers, jetzt noch zur sichern Bewahrung des vermeintlichen Heiligthums versiegelt ist. Aus der gleichen Zeit stammt ein anderes kleines Denkmal, ein Arm in eine segnende Hand ausgehend, aus geschmiedetem Silber mit Vergoldung und Juwelierarbeit geziert, welches ehemals die Reliquien des h. Candidus, eines der drei in den ältesten Nachrichten genannten Gefährten des Mauritius enthielt, und gegenwärtig diejenigen des h. Bernhard von Menthon, des Gründers des berühmten Hospitiums, welches seit neun Jahrhunderten nicht aufgehört hat, den Reisenden, welche die Alpen übersteigen, die wichtigsten Dienste zu leisten. Ferner zeigt man den goldenen Ring des h. Mauritius; dessen Lanze aber wurde Karl dem Großen übergeben und gieng in das Geschlecht Königs Rudolf über, wo es das

Zeichen wurde, womit die Belehnung des Königreichs stattfand. Von dem letzten der Rudolfe gelangte die Lanze mit Burgund an den deutschen Kaiser.

Die Legende von der Thebaischen Legion, aller Zuthaten entkleidet, giebt den bestimmten geschichtlichen Haltpunkt, daß das Christenthum in die Alpenthäler nicht, wie man gern glauben wollte, von Schülern der Apostel, sondern von römischen Soldaten gebracht worden; und gerade an diesen frommen Kriegern, die für ihren Glauben starben, hieng das streitbare Volk mit besonderer Liebe und Verehrung. So kam es, daß die Sage von den Thebäern sich nicht nur an den Niederrhein verzweigte, wo in Köln und dessen Umgebung einzelne Abtheilungen jener Legion das Geschick ihrer Brüder getheilt haben sollen, denen zu Ehren dort herrliche Kirchen erbaut wurden; sondern überall in der Schweiz wollten die ersten Sitze des Christenthums die Gründung ihrer Kirchen Gliedern jener heiligen Schaar verdanken. In Genf stand die Kirche des h. Viktor, erbaut von der burgundischen Königstochter Sedeleube, deren Erbauung oder Einweihung zwischen 460 und 502 verlegt wird und deren Fundamente nach byzantinischem Baustyl die kreisrunde Anlage zeigten, vielleicht eine Nachahmung der berühmten Kirchen, welche die Kaiserin Helena auf dem Oelberge und über dem heiligen Grabe errichtet hatte. Man macht aber auch an einem andern Fundorte auf die Gebeine Viktors Anspruch. Ferner beschenkt die Legende Lausanne mit dem Thebäer Thyrsus, welcher sonst zu Trier die Märtyrerkrone erworben haben soll. Nach Solothurn entsendet sie den Ursus (zugleich mit Viktor), und im Jura gewinnt Verena als segensreiche Wohlthäterin ohne ein blutiges Opfer eine eigenthümliche heitere Bedeutung. Selbst die Schutzheiligen von Zürich, Felix, Regula und Exuperantius, werden mit den Thebäern in Verbindung gebracht. Man hat finden wollen, „in dem Thebäercultus habe sich der alte Freiheitssinn und die alte Tapferkeit der Schweizer verklärt." Allein in diesem Falle hätte die kleine Christenschaar, der heidnischen Uebermacht gegenüber, die Waffen gebrauchen und für ihren Glauben siegen oder sterben müssen. Daß die Thebäer aber wie Lämmer den heidnischen Schlächtern willig den Nacken boten, beweist, daß hier nicht der „N,

tionalcharakter", sondern die allgemeine Mönchsanschauung jener Zeit sich geltend machte.

Schon sehr frühe, wie wir gesehen haben, wurde Sitten, wie der Hauptort von Wallis, so auch der Bischofssitz. Allein schon vor dieser Zeit war das Christenthum auch an diesen Ort vorgedrungen, und derselbe bewahrt jetzt noch das älteste urkundliche Denkmal in Bezug auf die öffentliche Ausübung des Christenthums in Wallis. Es weist nämlich das Rathhaus in Sitten eine marmorne Inschrift zu Ehren eines römischen Statthalters auf, welche dem Jahre 377 angehört und unläugbare Zeichen eines christlichen Bekenners an sich trägt. Der Landesheilige des Bisthums Sitten vom zwölften Jahrhundert an ist der erste Bischof Theodor, oder jetzt unter dem Namen Theodulus verehrt, welcher indessen durch die Sage zu einem Zeitgenossen Karls des Großen gemacht und zu eigenthümlichen Verdiensten und Wundern erhoben wird. Sein Andenken bewahrt das alte bischöfliche Siegel, auf welchem der Teufel dem Heiligen eine Glocke auf der Schulter zuträgt. Theodulus soll nämlich vermittelst einer ihm auf obige Weise von Rom gebrachten Glocke andere Glocken geweiht haben, durch deren Klang von nun an die Versammlungen und Anschläge böser Geister zunichte wurden, und eben so bei denjenigen Glocken, in welche beim Gusse ein Stück einer von Theodul geweihten Glocke gemischt wurde. —

Aventikum, die alte Hauptstadt Helvetiens, gieng schon schnell ihrem Verfall entgegen, als um 300 das Christenthum daselbst Eingang fand. Symphorian wurde auch hier, wie häufig in Frankreich, die erste Kirche geweiht, und in dieser Kirche sollen die ersten Bischöfe von Aventikum ihre Ruhestätte gefunden haben. Auf dem Schutte des römischen Fleckens Lousonium, wo später Lausanne zu stehen kam, baute Protasius um 400 eine hölzerne Kirche. Jedoch erst Marius, welcher von 573 bis 593 Bischof war, versetzte seinen Sitz nach Lausanne. Marius war aus edelm Geschlechte, eifrig im Gottesdienst und in den Studien, baute aber im Sommer mit eigener Hand sein Gut und verfertigte selbst Kirchengefäße. Er schrieb eine kleine Chronik, welche vom Jahr 455 an erzählt, und führte sie bis zum Jahr 581. Er berichtet u. a. von einem Bergsturze

im Walliserland, wodurch nicht nur die benachbarte Burg und Flecken mit allen Einwohnern bedeckt, sondern der ganze See so von Grund aus bewegt worden, daß er, an beiden Ufern austretend, die ältesten Orte mit Vieh und Menschen verwüstet, auch viel heilige Stätten mit ihren Dienern zerstört, die Brücke bei Genf, Mühlen und Menschen mit unwiderstehlicher Gewalt fortgerissen und in die Stadt eindringend vielen Menschen den Tod gebracht habe. Wir haben oben gesehen, wie man das noch nicht sicher ausgemittelte Epauna mit diesem Bergsturz in Verbindung bringen wollte. Im Jahr 587 baute Marius auf seinem Eigenthum einen Hof und eine Kirche, und erneuerte so die alte Stadt Peterlingen. Wie Genf und Wallis unter dem Erzbischof von Vienne, so stand der Bischof von Lausanne unter dem Erzbischof von Besançon und sein Hirtenstab waltete über alles Land zwischen Jura und Aare hinunter bis nach Solothurn. Marius starb i. J. 593 und wurde zu Lausanne in der auf der Höhe gelegenen Kirche des Thebäers Thyrsus begraben, welche von nun an den Namen des h. Marius trug.

2. Solothurn, Zürich, Basel, Chur.

Solothurn wurde, nachdem die römische Herrschaft durch die deutschen Völker auf den Rhein zurückgedrängt worden, ein Lagerplatz, und es erhob sich daselbst eine Burg zur Deckung des Aarübergangs. Es fehlt daher auch nicht an Spuren, daß in dessen Umgebung Veteranen einer römischen Legion sich aufgehalten, unter denen Christen gezählt werden, durch welche der erste Same des Christenthums in diese Gegend kam. Die Legende hat statt jener ersten verborgenen Christen aus der Thebaischen Legion den Ursus und Viktor herbeigezogen; die Gebeine des letztern aber soll Solothurn dem Bischofe von Genf überlassen haben. Die älteste Nachricht weiß nur zu erzählen: Zu derselben Legion sollen auch jene Märtyrer Ursus und Viktor gehört haben, von denen die Sage versichert, daß sie zu Solothurn gelitten haben. Erst gegen Ende des neunten Jahrhunderts wird weiter berichtet, daß dieselben nach Solothurn geflohen, um der Wuth des Tyrannen Maximian zu entgehen. Allein sie seien auf

dessen Befehl durch den Henker Hirtakus ergriffen und zuerst mit schrecklichen Marten gequält worden. Als sie aber plötzlich ein Licht vom Himmel umstrahlte, seien sie den zu Boden stürzenden Dienern entrissen, jedoch gleich darauf ins Feuer geworfen worden. Durch einen einfallenden starken Regen jedoch sei der Scheiterhaufen erloschen; allein die ganz Unverletzten seien endlich mit dem Schwerte hingerichtet worden. Die letzte Ausschmückung der Legende fügt hinzu: In die Aare gestürzt, seien die Leiber den blutigen Häuptern nachgeschwommen, haben dieselben in ihre Arme genommen, haben sich auf dem Wasser aufgerichtet, seien nach dem Gestade gewandelt, haben daselbst lange gebetet und seien dann an jener Stätte niedergesunken, welche sich unter ihnen gesenkt und ihre Leiber aufgenommen habe. Das Tragen der Häupter an die Begräbnißstätte kommt auch anderswo vor, scheint aber hierorts seine Bestätigung darin gefunden zu haben, daß zur Zeit der Königin Bertha von Burgund, der angeblichen Erbauerin der Ursuskirche, siebzehn Leiber mit den Häuptern zur Seite bei der Peterskapelle entdeckt worden sein sollen, wofür man im J. 1473 durch weitere Ausgrabungen die Bestätigung gefunden haben will. Folgende Erklärung weist die tiefere Bedeutung nach, welche dieser Legende zu Grunde liegt. „Da die Märtyrer ihr Leben Gott geopfert, so werden sie so dargestellt, als brächten sie Gott ihr Haupt als letztes und höchstes Opfer dar", mit Beziehung auf die Stelle bei Chrysostomus: „Es ist nichts, was die Märtyrer nicht von der Gnade Gottes erlangen, so oft sie ihm ihre abgeschlagenen Häupter in ihren Händen entgegenbringen."

Wie Aventikum, so konnte auch das gleichmäßig zerfallende Vindonissa nicht lange der Sitz eines Bischofs sein: wir finden zwar einen nach dieser Stätte benannten auf der Kirchenversammlung zu Epauna vor. Bald aber erhob sich das aufblühende Konstanz zum Bischofssitz.

Wie zu Solothurn, so war auch zu Zürich zur Römerzeit eine Zollstation mit einem Wachtposten, und der Lindenhof ist das alte Kastell jener Zeit, während die älteste, mit Thürmen befestigte Stadt auf der rechten Seite der Limmat lag. Zweihundert Schritte davon, so nach alter Gewohnheit außerhalb der Stadt, lag der Hügel, wo d Schutzheiligen Zürichs ruhten, welche ein ähnliches Märtyrerthum

erlitten, wie die Heiligen von Solothurn. Demnach wurden auch Felix und Regula mit der Thebaischen Legion in Verbindung gebracht und denselben in späterer Zeit ein dritter, Exuperantius, welcher unter den Begleitern des Mauritius mit Namen angeführt wird, beigefügt. Die älteste Heiligengeschichte aus dem neunten oder zehnten Jahrhundert lautet also: „Zu jener Zeit brachen der seligste Felix und seine Schwester Regula und ihre Gefährten auf den Rath des seligen Hauptmanns Mauritius im Dienste des Herrn auf und gelangten durch die wüsten Orte der Einöde, welche Glarus heißt, zum Anfang des Sees und zum Limmatfluß, welcher an der Burg Zürich ist. Daselbst ihre Hütten aufschlagend, dienten sie dem Herrn inständig mit Fasten, Wachen, Gebet und Gotteswort. Daher schickte der gottlose Maximian grausame Diener zu ihrer Verfolgung ab. Diese kamen an die genannten Orte und trafen Jene um Mittag, im Gebet sich stärkend; aber die gottlosen Diener sahen die durch die Gnade Gottes Umhüllten nicht. Und als dieselben vorbeigiengen, sagte der h. Felix zu seiner Schwester: Meine theuerste Schwester, siehe jetzt ist die angenehme Zeit; siehe jetzt ist der Tag des Heils! Komme, wir wollen uns ihnen zeigen und den Märtyrertod empfangen!" So wurden sie vor Decius geführt, verhört und verurtheilt: worauf eine Reihe von Qualen folgte, wie bei den Märtyrern von Solothurn. Endlich heißt es: „Und sie nahmen deren seligste Leiber, die Häupter in ihren Händen, und trugen sie vom Limmatfluß, wo sie den Märtyrertod erlitten, nach jenem Hügel hin, vierzig Schritte weit. Es ist aber jene Stätte, wo die Heiligen mit großer Ehre ruhen, zweihundert Schritte von der Burg Turikum, wo von altersher viele Blinde und Lahme zum Preise Gottes und zur Verherrlichung der Märtyrer geheilt worden."

Bis auf den heutigen Tag führt Zürich drei Heilige, mit ihren Häuptern unter dem Arm, im großen Standessiegel, zur Erinnerung der Einführung des Christenthums in der Römerzeit.

Wenn die Legenden, welche uns die Gründung des Christenthums im Gebiete von Bern, Luzern und Basel berichten, fabelhafte Erzeugnisse späterer Zeiten sind, so zeugt dagegen ein hinter dem Münster zu Basel aufgefundener römischer Grabstein aus dem

dritten Jahrhundert, welcher auf der einen Seite ein Gefäß enthält, aus dem ein Blumenstengel emporwächst, den zwei zu beiden Seiten befindliche Tauben mit den Schnäbeln berühren, für den christlichen Ursprung. Denn sowohl die aus dem Aschenkrug hervorsprossende Blume, als Zeichen des aus dem Tode hervorgehenden höhern Lebens, als die Taube sind Sinnbilder der ältesten christlichen Zeit. Somit kann auch für Basel die Entstehung des Christenthums zu gleicher Zeit wie an den bisher genannten Stätten in Anspruch genommen werden.

Das rhätische Gebirge blieb länger als die übrigen Gaue der Schweiz in der Gewalt der Römer; und der Verband mit dem Erzbisthum Mailand, unter welchem Jahrhunderte lang Rhätien stand, sowie die weitreichende Wirksamkeit des dortigen Erzbischofs Ambrosius machen es wahrscheinlich, daß das Christenthum auf der Straße aus Oberitalien nach den Donauländern bis Chur vorgedrungen sei. Wiederholte Brände haben die ältesten Zeugnisse für das Bisthum Chur zerstört, so daß es an hinlänglichen Nachweisen über die Gründung der christlichen Kirche daselbst fehlt. Allein die hoch in das Alterthum hinaufsteigende Sage nennt Lucius als den ersten Verkündiger des Evangeliums, wofür sowohl das alte Lucienkloster, als im Volksmunde der Eingang ins Bündnerland, der St. Luciensteig, und das Lucilöchli oberhalb Chur, die angebliche Höhlenwohnung des Bekenners, sprechen. Längst ist die fabelhafte Vermischung dieses rhätischen Heiligen mit dem frommen britannischen König Lucius dargethan: der Rhätien bekehrende oder im Christenthum befestigende Lucius scheint vielmehr von Italien her gekommen zu sein. Unter den Bischöfen von Chur tritt zuerst der Name Asimo auf der Provinzialsynode von Mailand im J. 452 auf, zugleich als Kämpfer für den katholischen Glauben gegen die Ansichten der morgenländischen Kirche über die beiden Naturen in Christo, dazu um so mehr angetrieben, als zu jener Zeit die Einfälle der Hunnen und Alemannen, und die Feindseligkeit der letztern gegen die Satzungen der römischen Kirche dem Asimo Mühe machten. Hundert Jahre nach diesem baute der Bischof Valentinian oberhalb der Stiftskirche das Kloster des h. Lucius. Der alte, nun verschwundene Grabstein dieses Bischofs, welcher seinen Tod in das Jahr 548 setzt und der in der von ihm gestifteten Kloster-

kirche angebracht gewesen, ist zugleich ein Denkmal der schweren Zeit, da Rhätien von den Gothen, Alemannen und Franken bedrängt war, zuletzt aber unter die Herrschaft der letzteren fiel. Die Inschrift lautet also in deutscher Uebersetzung:

Schau, hier lieget im Grab des Priesterthums herrlichste Zierde,
Rhätien weinet um ihn, bessere sah es noch nie!
Schätze hat er gespendet den Armen, und Schaaren Entblößter
Schützende Kleidung gebracht, reichlich Gefangne gelöst.
Frömmigkeit reichet zum Himmel, die Schläge des Todes verspüret
Keiner, der Gutes gethan, siegesfroh himmelwärts steigt.
Reich an Verdienst, Valentinian, Du herrlicher Priester,
Mag wohl glauben niemand, daß Du gestorben uns seist.

II.

Das Christenthum bei den Burgundern und Alemannen.

1. Die ersten Niederlassungen der Burgunder und Alemannen.

Obiges sind die dürftigen und unzusammenhängenden Nachrichten über die Einführung des Christenthums in unserem Vaterlande. Allein dieselben genügen, um zu beweisen, daß das Christenthum sich über das ganze römische Helvetien verbreitet hatte. Jedoch vermochte es nicht, die alte sinkende Welt zu erneuern und vor dem Untergange zu bewahren. Freilich fehlt uns jede Spur von einem eigenthümlichen christlichen Leben unter der römischen Bevölkerung der ältesten christlichen Zeit, so daß wir uns mit den wenigen äußern Denkmälern und mit den ausgeschmückten Ueberlieferungen der Legenden begnügen müssen. Noch weniger aber wissen wir von der Aufnahme des Christenthums bei den Ureinwohnern der Schweiz, den Kelten. So schmiegsam wie diese ihre alten Götter mit denen der Römer vermengt und sich die neuen hatten aufdrängen lassen, eben so fügten sie sich nach dem Vorgange der Römer dem Christenthum. Es gebrach den Kelten zu sehr an der sittlichen und religiösen Kraft, als daß ihr Volksbewußtsein durch

den christlichen Glauben einen neuen Anstoß oder eine neue Gestalt hätte erhalten können. Auch war die ursprüngliche keltische Bevölkerung Helvetiens der römischen so gänzlich untergeordnet und in derselben aufgegangen, daß von den Eingebornen den Einfällen der Germanen nicht der geringste Widerstand entgegengesetzt wurde; sondern allein die römischen Legionen vermochten eine Zeit lang die Deutschen aufzuhalten oder zurückzuwerfen. Nachdem aber Helvetien durch wiederholte verheerende Züge verwüstet und seine Städte zerstört worden, waren die Völker deutschen Stammes dazu bestimmt, auch im Lande zwischen dem Rhein und den Alpen das Christenthum als Samenkorn zu einem neuen und eigenthümlichen Wachsthum in sich aufzunehmen.

Die beiden Völkerschaften, welche sich in der Schweiz dauernd niederließen, die Burgunder und die Alemannen, waren ihrem Wesen und ihrer Lebensweise nach sehr verschieden.

Die Burgunder waren auf dem großen Völkerzuge aus dem Norden nach dem Rheine vorgerückt, wo sie mit den Römern in so gutem Vernehmen standen, daß ihnen von diesen am Rheinstrom in der Gegend von Mainz und Worms Wohnsitze eingeräumt wurden; wogegen sie versprachen, die Gränzmarke gegen die jenseitigen deutschen Stämme zu behaupten. Schon in jenen Wohnsitzen am Rhein fanden die Burgunder von der Römerzeit her eine christliche Bevölkerung und nahmen von den Besiegten den Glauben an. Ihr Aufenthalt am Rhein und die Anfänge eines aus dem Heidenthum sich lösenden christlichen Glaubens haben im Liede der Nibelungen ein herrliches Denkmal gefunden, woraus sich schließen läßt, daß die Burgunder ein vor andern deutschen Stämmen vielseitig empfängliches und geistig begabtes Volk waren, in mannigfaltigen Verbindungen mit andern stammverwandten Völkerschaften.

Dem Untergange der Burgunder am Rhein folgte eine glückliche und ruhmvolle Zeit, als die übrigen von Aetius gedemüthigten Burgunder gegen das Ende des fünften Jahrhunderts sich zu beiden Seiten des Jura niederließen, wo die neuen Einwanderer zwischen dem Gebirge und der Aare ein größtentheils verödetes Land fanden, so daß sie dessen alte Einwohner auf einem Theile der Güter unter dem Schutze des Gesetzes neben sich wohnen ließen, während sie selbst der

friedlichen Beschäftigung des Landbaues sich hingaben. Das Christenthum bildete ein neues Band der Gemeinschaft zwischen den Deutschen und den Römern. Es fehlt nicht an römischen Zeugnissen, denen zu Folge man die Burgunder mit den Römern so nahe verwandt glaubte, daß man denselben aus alter Zeit einen römischen Ursprung beimaß, daher man ihr friedliches Leben rühmte und wie sie beinahe Alle Gewerbe trieben und sich damit ernährten. Anfangs zwar waren die Burgunder, wie die übrigen Deutschen, mit Ausnahme der Franken, Arianer, d. h. sie läugneten die ewige Göttlichkeit Christi und seine Einheit mit dem Vater, weil diese Glaubensansicht einen Uebergang vom Heidenthum zum Christenthum anzubahnen schien. Jedoch bald gelang es den Bischöfen römischer Bildung, wie dem Avitus von Vienne, die burgundischen Könige für den katholischen Glauben zu gewinnen: so daß Burgund voraus ein Land römischer Sprache und Bildung wurde, und das Christenthum daselbst zuerst unter allen deutschen Stämmen besonders freudigen Eingang fand. Dieser eifrigen Aufnahme des Evangeliums ist es beizumessen, daß in dem kleinen Landstriche des burgundischen Helvetiens neben dem berühmten Wallfahrtsorte Agaunum sich drei Bischofssitze erhoben, nämlich Genf, Sitten und Lausanne.

Der bestimmt ausgeprägte christliche Sinn der burgundischen Bevölkerung scheint seinen Ausdruck auch in den Gegenständen und Zierrathen des gewöhnlichen Lebens gefunden zu haben. So hat man in Gräbern Spangen oder Gürtelschnallen gefunden, welche christliche Zeichen in erhobener Arbeit, freilich roher und unbeholfener Art, an sich tragen, wie z. B. zwei Stücke, wo in der Mitte ein Kreuz sich befindet und zu beiden Seiten Männer, welche gegen dasselbe gewendet die eine Hand erheben. Auf zwei andern Schnallen ist Daniel mit aufgehobenen Händen in der Mitte zweier Löwen dargestellt, welche ihm die Füße lecken: ein christliches Sinnbild zur Vergegenwärtigung des Sieges der Glaubenstreue bis in den Tod. Damit aber keine Täuschung in der Auslegung übrig bleibe, ist auf der einen Schnalle der Name Daniel angebracht. Ferner scheint der Name des Empfängers der Schnalle, welche wahrscheinlich ein Weihgeschenk war, deutsch gewesen zu sein; was daraus geschlossen werden mag, daß

die Inschrift demselben zuruft: „Nasualdus Nansa, Er lebe in Gott, Gebrauche es glücklich.“ — Ebenfalls christlichen Ursprungs scheint eine barbarische lateinische Inschrift des i. J. 667 gegründeten Klosters Baumes bei Orbe, das später von Peterlingen abhängig war, zu sein, welche also lautet: „Unter dieser Inschrift ruht Landoalda, die Jungfrau, deren Seele der ewigen Ruhe theilhaft sein möge. Ich Gunderich, ein Pilgrim im fremden Lande, habe dieses Denkmal errichtet.“ Demnach scheint es zulässig zu sein, daß man diese alten Denkmäler der ersten Zeit des Christenthums den Burgundern beimesse. — Uebrigens hatte das Königreich Burgund lange genug gedauert, um die Eigenthümlichkeit seines bürgerlichen und religiösen Lebens auszubilden und zu befestigen, so daß auch nach dem Untergange desselben durch die Frankenkönige, namentlich das kleine Land jenseit des Jura den Segen des Evangeliums in ungestörtem Frieden unter sich wirken lassen konnte.

Ganz anderer Art als die leicht empfänglichen und bildsamen Burgunder waren ihre Nachbarn, die Alemannen. Drei Jahrhunderte lang hatten diese in immer neuen Zügen und mit abwechselndem Schicksale ihre Eroberungs- und Verheerungskriege in das römische Gränzland getragen, bis sie endlich zu beiden Seiten des Rheins bis hinauf in die Alpen sich festsetzten. In den von ihnen besetzten Landstrichen hatten sie die Städte längst zerstört, und nur noch da und dort erhielten sich Reste der alten Bevölkerung. In diesem verödeten Lande lebten die Alemannen ungestört in ihren alten Sitten und breiteten sich mit ihren Heerden weit aus in den herrenlosen Gegenden. Als sie aber von da aus Gallien bedrohten, überwand sie Chlodwig in einer entscheidenden Schlacht und setzte ihnen dauernde Schranken. Von nun an ist das Geschick der Alemannen an dasjenige des fränkischen Staates gekettet, und der alemannische Volksstamm gränzte sich bestimmt ab im Elsaß und Breisgau und über die ganze deutsche Schweiz bis zum Gotthard und zu den Quellen der Rhone und der Aare. Die Unterwerfung unter die Franken beschränkte sich auf die Verpflichtung zur Heerfolge, auf die Leistung von Tribut und die Ueberlassung königlicher Hofgüter. Sonst lebten die Alemannen unter ihren Volksherzögen nach dem althergebrachten Gesetze, oft auf eigene

Hand Kriegs- und Raubzüge unternehmend, und wiederholt sich gegen die Franken zu Wiedererlangung ihrer Freiheit erhebend. Im Gegensatze gegen ihre Ueberwinder beharrten die Alemannen um so hartnäckiger bei ihrer alten Religion, bei der geheimnißvollen Verehrung der Bäume, Gewässer, Hügel und Höhen, und bei dem Opfer der Pferde und Rinder; und es wird ausdrücklich der schonungslosen Wuth gedacht, womit die Alemannen im fränkischen Heere christliche Kirchen und heilige Oerter zerstörten. Allein allmählig mußte das Christenthum auch den Alemannen von einer günstigeren Seite bekannt werden. Sie machten im Kampfe mit den Römern zahlreiche Gefangene und führten dieselben mit sich fort; unter diesen aber müssen viele Christen gewesen sein. Sie selbst traten häufig in römischen Kriegsdienst und lebten so an der Seite christlicher Soldaten. Die von ihnen besetzten römischen Gränzstriche waren durchaus christliches Land gewesen; und wenn anfangs die Heiligthümer unter ihrer zerstörenden Hand fielen, so blieb doch die Rückwirkung der sittlichen Ueberlegenheit der Besiegten und damit auch diejenige ihres christlichen Glaubens nicht aus. Dazu kam, daß die fränkischen Könige es sich angelegen sein ließen, die christliche Staatsreligion den untergebenen Völkern zu empfehlen; und in ihren Dienstleuten auf den zahlreichen königlichen Höfen erhielten sie ein wirksames Mittel, die alemannische Bevölkerung mit dem Evangelium vertraut zu machen.

Gleichwohl schildert der griechische Geschichtschreiber Agathias um die Mitte des 6. Jahrhunderts die Alemannen noch als völlig heidnisch, er spricht jedoch die Hoffnung und den Wunsch aus, daß „die wohlthätige Verbindung mit den Franken dieselben verwandeln und die Verständigsten hinüberziehen und nach nicht gar langer Zeit alle besiegen werde." Der Erfolg bestätigte diese Voraussicht.

2. Die Glaubensboten aus dem Norden: Fridolin, Columban, Gallus, Pirminius.

Als frühester Apostel Alemanniens wird Fridolin genannt, der Stifter des Klosters Seckingen am Rhein oberhalb Basel. Balther, ein Mönch von Seckingen im zehnten Jahrhundert, giebt an, daß er

die Lebensumstände Fridolins nach einer alten Erzählung abgefaßt habe. Nach diesem Berichte stammte Fridolin aus einem edeln Geschlechte in Irland. Auf höhere Eingebung entschloß er sich, sein Leben der Predigt des Evangeliums zu widmen. Er verläßt seine Heimat, kommt übers Meer nach Gallien und begiebt sich zunächst nach Poitiers, dem ehemaligen Sitze des h. Hilarius. Dieser würdigt ihn einer Erscheinung und giebt ihm den Auftrag, seine zerfallene Kirche wieder herzustellen und seine Gebeine darin würdig zu bestatten. Fridolin erhält dafür die Erlaubniß des Bischofs und des Königs Chlodwig, welchen er dadurch gewann, daß er ihm ein kostbares Gefäß, das der Fürst bei Tische aus der Hand hatte fallen lassen, durch Gebet wieder ganz machte. Nach Ausführung jenes Auftrages gebot ihm der Heilige die Gründung weiterer Hilarius-Kirchen. Nachdem er solche an der Mosel, in den Vogesen und am Oberrheine gestiftet, sollte er als letztes Ziel mit einem Theile der Reliquien des h. Hilarius eine vom Rhein umflossene Insel aufsuchen. Von Straßburg zog Fridolin durch Burgund nach Rhätien und baute zu Chur eine Hilarius-Kirche. Hier erst erhält er Aufschluß über die gesuchte Rheininsel. Als er dieselbe endlich erreicht und sich nach der Stätte für seine Gründung umsieht, halten ihn die Umwohner für einen Dieb, der ihrem Vieh nachstelle, und treiben ihn mit Schlägen fort. Er eilt zum König zurück, erhält von ihm die Schenkungsurkunde der Insel, und so in den Besitz eingeführt gründet er das Kloster Seckingen. Wegen Anfeindung der Bewohner des südlichen Ufers legt er den nördlichen Arm des Rheines trocken und treibt den Fluß in den jetzigen Thalweg. Eine spätere Legende dehnt Fridolins Wirksamkeit nach Glarus aus. Ursus, ein angesehener Mann dieses Landes, hatte ihm sein Gut vermacht, das aber nach dessen Tode die Erben wieder an sich ziehen wollten. Um sein Recht zu beweisen, ruft Fridolin den Todten aus dem Grabe heraus und führt ihn als Zeugen vor Gericht. Es ist die Unächtheit der Erzählung Balthers hinlänglich dargethan, deren Absicht die Nachweisung des Rechtes des Klosters auf den Besitz der Insel durch königliche Schenkung war. Gewiß ist das hohe Alter des Stiftes Seckingen, und ebenso, daß die Abhängigkeit des Glarner Landes von demselben in die ältesten Zeiten hinaufreicht. Allein die

ältesten Märtyrergeschichten kennen den Fridolin nicht; auch ist das Auftreten eines aus Brittannien kommenden Glaubensboten schon im Anfange des 6. Jahrhunderts gegen alle historischen Beweise. Zudem ist Fridolin offenbar ein deutscher Name. Gleichwohl mag in der Fridolinlegende ein geschichtlicher Hintergrund verborgen liegen; für die neuere Zeit ist sie von Bedeutung, weil Fridolin „der Wanderer" bis auf diesen Tag im Wappen von Glarus steht.

Bald aber soll der Schweiz vom fernen Norden her ein helles und mächtiges Licht aufgehen, über dessen Aechtheit kein Zweifel waltet. England hatte sich frühe den Segnungen des Evangeliums geöffnet. Als durch die Eroberung Englands durch die Sachsen die alten Britten in den Norden zurückgedrängt wurden, blieben diese mit den Neuerungen unbekannt, welche Roms Einfluß unterdessen im übrigen Abendlande eingeführt hatte; und sie verharrten daher in ihrer Abgeschiedenheit bei den mehr ursprünglichen kirchlichen Zuständen des christlichen Morgenlandes. Sätze, wie Pabstgewalt, Fegefeuer, andere Taufgebräuche, härtere Beurtheilung der Priesterehe, eine abweichende Zeit der Osterfeier — verletzten den einfachen Sinn jener Christen, und es trat die mehr ursprüngliche, geistige Richtung der altbrittischen Kircheneinrichtung mit der mehr äußerlichen römischen in einen merkwürdigen Gegensatz. Bei den Britten waren die armen, strengen Mönche Volksmänner von höchstem Ansehen. Das Haupt des Klosters war auch der Inhaber der Kirchengewalt, und nicht ein Bischof wie in der römischen Kirche. Es ist ein freieres und freudigeres Leben bei diesen Britten: sie binden sich nicht an die kirchlichen Stätten, sondern wählen für ihre Wirksamkeit Feld und Wald und die Hütten der Landleute, indem ihnen Besuche in den Häusern der Umwohnenden zu religiösem Gespräche althergebrachte Sitte sind. Das Klosterleben trat dort zuerst nebst der gottergebenen Stille und Beschaulichkeit und der Strenge der Zucht in seiner tiefsinnigen und idealen Gestalt auf. In Wildnissen und auf Felseneilanden nehmen die heldenmüthigen Mönche den gottergebenen Kampf mit der Armuth und den Schrecknissen der Natur auf. Die Begeisterung für die Aufopferung im Dienste des Herrn führte mehr Zöglinge herbei, als die armen Klöster fassen und erhalten konnten. Da trieb der Wandergeist des nordischen Volks-

stammes und ein edler Bekehrungseifer die Britten hinaus nach fernen wilden Gegenden, um unter den Feinden Christi um seines Namens willen zu leiden oder zu Ehren desselben thätig zu sein.

Die erste Schaar dieser Glaubensboten zog aus unter Columban, in dessen Brust das Feuer glühte, von welchem der Herr sagt, daß er gekommen sei, es auf Erden anzuzünden. Um das Jahr 590 zog er, mit Erlaubniß seines Abtes, mit zwölf Brüdern vom irischen Kloster Bangor aus nach Gallien hinüber, um weiter gegen Osten unter den Heiden sich niederzulassen. Jedoch auf den Wunsch des Frankenkönigs Guntram stiftete er auf burgundischem Boden in den unwirthsamen Vogesen, welche die Britten an ihre Heimat erinnerten, drei Klöster, unter denen Luxeuil, wo er selbst seinen Sitz nahm und von wo aus er durch den Eindruck einer strengen Mönchsregel dem gesunkenen Christenthum der Umgegend wieder aufzuhelfen suchte. Die Ordensregel Columbans bezweckt unbedingten Gehorsam gegen die Obern und straft daher selbst kleine Vergehen mit körperlicher Züchtigung, weil ihm solches das unumgängliche Mittel schien, um rohe Menschen und ihre Kräfte auf Einen Zweck hinzuleiten, zu bilden und zu regieren. Zugleich aber trug er Sorge, die Eigenthümlichkeit der brittischen Kirche zu bewahren und beschwur den Pabst, daß er ihnen als Fremdlingen in Frankreich ihrem alten Gebrauche zu folgen erlauben möge; denn sie seien so gut, wie in ihrem Vaterlande, da sie in den Einöden wohnend, ohne irgend einem beschwerlich zu fallen, den Grundsätzen ihrer Väter folgten. Aus dieser Wirksamkeit vertrieb den Columban der böse Sinn der Königin Brunhilde, indem sie eine Anklage gegen ihn wegen vielfacher Abweichungen von der kirchlichen Sitte Galliens hervorrief. Er sollte gewaltsam nach Irland zurückgebracht werden. Allein ein widriger Wind hielt den Columban zurück und ein anderer Frankenkönig gab ihm die Erlaubniß zu einer beliebigen Niederlassung auf fränkisch-deutschem Gebiete.

Nun zog er mit einigen seiner Gefährten über Mainz den Rhein hinauf nach dem Alemannenlande. Hier war die Masse des Volkes heidnisch; allein es fehlte nicht an Spuren des Christenthums, welche aus früherer römischer Zeit stammten oder neuerdings unter fränkischer Herrschaft durch Missionäre entstanden waren, zu welchen

Fridolin gehört haben mag. Columban verweilte drei Jahre zu Bregenz. Nachdem ihm ein Zug zur Bekehrung der Wenden und Slaven mißlungen war, entschloß er sich endlich zur gleich anfangs beabsichtigten Reise nach Oberitalien. Einer seiner Schüler, Sigbert, soll eines der entlegensten und ödesten Alpenthäler Rhätiens aufgesucht und daselbst den Grund zum nachherigen Kloster Disentis gelegt haben. Zu Andermatt im Urserenthal steht ein jetzt verlassenes Kirchlein, dessen Beschaffenheit in frühe Zeiten zurückweist, indem sich statt der Kanzel in dessen Mitte ein steinerner Ambon befindet, der wenig erhöhte Lehr- und Predigtstuhl der ältesten christlichen Zeit. Dieses Kirchlein ist dem h. Columban geweiht: er mag vielleicht auf dem Zuge nach Italien dieses Alpenthal berührt haben. Columban fand beim Lombardenkönig Agilulf wohlwollende Aufnahme und gründete südlich von Pavia das Kloster Bobbio, welches zu einer berühmten Pflanzstätte der Wissenschaft erwuchs. Er starb daselbst i. J. 615. Jonas, ein Mönch dieses Klosters, hat um die Mitte des 7. Jahrhunderts nach den Angaben der Augenzeugen und Begleiter des Heiligen sein Leben beschrieben. Spuren der Klosterregeln und Vorschriften des Columban finden sich bis ins 12. Jahrhundert; dann aber treten dieselben vor den ausgebildetern und zeitgemäßern Formen Benedikts zurück.

Weniger sicher und zuverlässig ist die Geschichte von Columbans Zögling und Begleiter, dem h. Gallus. Bis auf die neueste Zeit kannte man nur die Lebensbeschreibung des Walafried Strabo, des gelehrten Abtes der Reichenau, welcher jedoch zweihundert Jahre später gelebt hat als Gallus. Nun ist eine ältere Arbeit gefunden worden, welche der Schrift des Strabo zu Grunde lag. Allein auch diese ist wenigstens hundert Jahre nach Gallus Tode nach der mündlichen Ueberlieferung abgefaßt worden, jedoch fehlen in derselben die legendenhaften Zusätze des Strabo.

Gallus wurde um das Jahr 560 in Irland geboren und gehörte einer angesehenen Familie an. Schon als Knabe wurde er nach dem Kloster Bangor gebracht und dem Columban zum Unterricht und zur Erziehung übergeben. Er begleitete seinen Lehrer nach dem Festlande und hatte an dessen sämmtlichen Unternehmungen Antheil. Als die Predigt des Evangeliums in der Schweiz begann, trat Gallus in den

Vordergrund: denn Columban verstand die deutsche Sprache nicht; der jüngere Gallus aber mochte sich während des mehrjährigen Aufenthaltes in deutschen Landen die Volkssprache zu eigen gemacht haben. Nachdem die brittischen Wanderer vom Frankenkönig Theodebert die Erlaubniß erhalten, sich an einem beliebigen Orte niederzulassen, gelangten sie, diese Pflanzstätte aufsuchend, an den Fluß Limmat, und diesem folgend kamen sie nach Zürich. Weiter ziehend erreichten sie das obere Ende des Sees. Es gefiel ihnen zu Wangen bei Tuggen, und sie begannen hier die Predigt des Evangeliums, welches indessen in dieser Gegend schon seine Bekenner gehabt zu haben scheint, denn ohne das hätte kaum mit Gewalt gegen das Heidenthum eingeschritten werden dürfen. Der muthige Gallus nämlich legte Feuer an den Götzentempel der Heiden, und warf ihre Opfer in den See. Darüber entrüstet, schickten sich die Leute an, den Gallus zu tödten und den Columban zu verjagen. Diese verließen daher den Ort und gelangten nach Arbon, wo sie den Priester Willimar fanden.

Willimar führt die Ankömmlinge in das Gotteshaus, wo Gallus auf das Geheiß seines Lehrers predigte, so daß er die Herzen der Zuhörer mit Liebe zum Reiche Gottes erfüllte und den Pfarrer von Arbon so gewaltig ergriff, daß dieser in Thränen ausbrach. Nachdem die Missionäre sieben Tage daselbst verweilt, fuhren sie nach dem von Willimar ihnen empfohlenen Bregenz hinüber, einer damals halb zerstörten Stadt. Die Heiden verehrten daselbst drei eherne und vergoldete Götzenbilder. Als das Volk eben im Tempel sich versammelte, verkündigte Gallus demselben das Heil in Christo in deutscher Sprache. Darauf ergriff er vor Aller Augen die Bilder, zerschlug sie und warf sie in den See. Während ein Theil des Volkes zornig von dannen ging, bekannte ein anderer Theil seine Sünden und den Glauben an Christum. Darauf weihte Columban die durch den Götzendienst verunehrte Kirche der h. Aurelia wieder zum christlichen Gebrauche ein. Die Streiter Christi blieben drei Jahre an diesem Orte, indem sie sich mit ihrer Hände Arbeit ernährten und Gallus namentlich dem Fischfange oblag.

Allein ihre Feinde verklagten sie beim Alemannenherzog Gunzo, der zu Ueberlingen wohnte; und dieser verlangte ihre Entfernung

unter dem Vorwande, daß ihre Niederlassung der königlichen Jagd schade. Nachdem ihre einzige Kuh geraubt und zwei Rinder erschlagen worden, und zudem ein übel gesinnter König zur Herrschaft über jene Gegend gelangt war, entschloß sich nun Columban zur Reise nach Italien. Beim Abzuge der Brüder lag Gallus am Fieber krank und erklärte, er könne nicht mitziehen. Columban aber meinte, ihn halte die Annehmlichkeit des Ortes und die Furcht vor den Mühseligkeiten einer weiten Reise zurück, und sprach: Wenn Du an meinen Beschwerden nicht Theil nehmen willst, so darfst Du, so lange ich lebe, keine Messe feiern. Gallus gehorchte seinem Vorgesetzten. Willimar aber nahm den kranken Gallus mit Freuden auf und übergab ihn den geistlichen Brüdern Magnoald und Theodor, von denen der eine ein Alemanne, der andere ein Rhätier gewesen zu sein scheint, unter deren Pflege er bald wieder genas.

Nun sehnte sich Gallus nach einer einsamen Stätte in der Wildniß der Berge, wo er seine Hütte bauen und dem Herrn in Gebet und Betrachtung dienen könnte. Hiltibod, Willimars Helfer, führte ihn in den Arboner Wald hinauf, wo die Steinach vom Felsen herabstürzt und damals einen fischreichen Weiher bildete. An der Stelle, wo er mit dem Fuß in einen Dornstrauch verwickelt zu Boden fiel, glaubte er durch göttliche Weisung sich niederlassen zu sollen. Er bildete vom Zweige einer Kornelkirsche ein Kreuz, hängte daran seine Tasche mit den darin enthaltenen Heiligthümern, und weihte den Ort mit Beten und Fasten zu einer Stätte des Herrn ein. Nachdem er sein Brot mit einem Bären (daher der Bär im Wappen von Kloster und Stadt St. Gallen) getheilt, stieg er nach Arbon hinab, um mit Mang (Magnoald) und Theodor in das Bergthal zurückzukehren und an der bezeichneten Stätte, wo jetzt St. Gallen Kapelle steht, den Wald zu lichten und eine Hütte zu bauen, i. J. 614.

Zu derselben Zeit erkrankte, von einem bösen Geiste gequält, Friedeburg, die Tochter des Herzogs Gunzo. Nachdem hohe, vom König gesandte fränkische Priester wegen ihrer Unreinigkeit und Laster nichts über die Krankheit vermocht, bat der Herzog den Willimar, mit Gallus zur Kranken zu kommen. Dieser aber, welcher mit den Fürsten der Erde nichts zu thun haben wollte, floh in den Senn-

wald und verbarg sich beim Priester Johannes zu Grabs. Willimar aber entdeckte und beredete ihn, daß er mit ihm zum Herzog komme. Gallus betete bei der Kranken und legte ihr die Hand aufs Haupt: und der Dämon wich von ihr. Zum Danke wollte der Vater den Gallus auf den eben erledigten Bischofssitz von Konstanz erheben. Allein dieser erinnerte sich an das Verbot seines Meisters Columban, und daß er als Fremder nach kirchlicher Verordnung nicht gewählt werden könne. Dagegen empfahl er den Diakon Johann von Grabs, welcher, von Gallus im Verständniß der heiligen Schrift und in der Handarbeit unterrichtet, von der Versammlung der Geistlichen und des Volkes zum Bischof von Konstanz ernannt und von den Bischöfen von Augsburg und Speyer eingeweiht wurde. Bei dieser feierlichen Handlung sprach sich der allgemeine Wunsch aus, daß Gallus das Wort Gottes verkündige. Allein er ließ den Bischof den Dolmetsch der evangelischen Lehre sein, welche er demselben beigebracht hatte, indem Johannes im Geiste der Apostel die heilige Geschichte von Anfang der Welt bis auf Christum und die erste Christengemeinde erzählte. Der Bischof blieb seinem Lehrer und Vater stets ergeben und dankbar.

Schon bei Gallus Lebzeiten wurde diesem die von ihm gegründete Niederlassung und der dieselbe umgebende Wald als freies Eigenthum geschenkt. Auf diesem Besitzthum erhob sich ein Bethaus mit mehreren Hütten, an welche sich ein Acker anschloß. Der Stifter umgab sich allmählig mit zwölf Gefährten, welche streng in der Regel des h. Columban verharrten. Er gewann seine Wildniß so lieb, daß der Ruf der ehemaligen Mitbrüder von Luxeuil, welche ihn zu ihrem Abte wählten, ihn derselben nicht entreißen konnte. Er wollte sein begonnenes Bekehrungswerk am Bodensee nicht verlassen. Die Nachrichten über sein späteres Leben verlieren sich in unverbürgte Wundergeschichten. Dagegen ist uns berichtet, daß Willimar den hochbetagten Gallus gebeten, er möchte noch einmal an einem Feste zu Arbon predigen. Nachdem dieß in gewohnter Kraft geschehen war, wurde er von einem Fieber ergriffen und starb bei seinem Freunde, 95 Jahre alt, wahrscheinlich i. J. 646. Er wurde nach seiner Zelle gebracht und daselbst in Gegenwart des Bischofs Johannes und un-

zähligen Volkes bestattet. Bald wurde Gallus als Heiliger verehrt und seine Grabstätte von zahlreichen Wallfahrern besucht, im freudigen Glauben, daß der Segen auf dem Orte ruhe, welche der Gottesfreund durch sein frommes Leben geweiht hatte.

Das Christenthum, wozu Gallus und seine Schüler unmittelbar und durch das lebendige Wort den Grund gelegt, und dadurch St. Gallen zum Ausgangs- und Mittelpunkt des christlichen Lebens in Alemannien gemacht hatten, wurde ferner durch den Einfluß unterstützt, welchen die Frankenkönige auf das Gesetz der Alemannen ausübten. Als Theodorich, Chlodwigs Sohn, im Anfange des sechsten Jahrhunderts, das alemannische Gesetz sammelte und zu einem Ganzen vereinigte, tilgte er Alles aus, was darin an heidnische Zustände erinnerte, und eröffnete dasselbe mit den Vorschriften einer christlichen Lebensordnung. Aus dem Anfange des 7. Jahrhunderts ist uns das alemannische Gesetz in einer Fassung überliefert und durch einen fränkischen Reichstag bestätigt, worin sich die Absicht kund thut, die Staatsreligion, namentlich die Rechte der Kirche und die Stellung der Geistlichkeit von oben herab außerordentlich zu bevorzugen. Diesen gesetzlichen Bestimmungen zu Folge wird der Mord eines Bischofs gleich dem des Herzogs bestraft. Auf die Tödtung eines Priesters fällt eine bedeutend höhere Buße als auf diejenige eines Adeligen. Wer den Knecht einer Kirche tödtet, wird dreifach höher gebüßt, als beim Todtschlag eines andern: denn jener steht dem Knechte des Königs gleich. Auch die Wohnung des Bischofs und der Pfarrhof wird in besondern Schutz genommen. Namentlich wurden die Schenkungen an die Kirche begünstigt. Will ein Freier seinen Besitz an die Kirche vergeben, so darf weder der Herzog noch der Graf dagegen Einspruch machen. Auch die Abgaben der Knechte der Kirche an Bier, Schweinen, Brot, jungen Hühnern, Eiern werden genau bestimmt; so wie sie in übrigen Fällen je die Hälfte der Woche für die Herrschaft arbeiten, so liefern sie derselben auch den halben Ertrag der Früchte ab. Ferner waren Gut und Leute der Kirche aufs sorgfältigste gesichert. Andere Einrichtungen waren dazu bestimmt, den kirchlichen Gebäuden und Anstalten Achtung zu verschaffen. Die Kirche ist eine unverletzliche Zufluchtstätte. Keiner darf einen in die Kirche geflüch-

teten Knecht oder Freien gewaltsam aus derselben abführen, ohne die Bewilligung des Priesters. Wer dagegen handelt, verfällt in Strafe, „weil er gegen das Gesetz gehandelt und den Kirchen nicht die Ehre gegeben und die Gottesverehrung nicht beobachtet; und damit Andere erkennen, was die christliche Gottesfurcht sei, und den Kirchen die Ehre geben." Endlich war die Sonntagsfeier besonders strenge eingeschärft: „Niemand unterstehe sich, am Sonntag Dienstwerke zu verrichten, weil solches das Gesetz verbietet und die heilige Schrift überall untersagt. Wenn ein Knecht in solchen Vergehen erfunden wird, so soll er mit Schlägen bestraft werden. Ein Freier erhält dreimaligen Verweis. Wenn er aber nach dreimaligem Verweise in diesem Vergehen erfunden wird, dann verliere er den dritten Theil seiner Habe. Wenn er aber noch weiter erfunden wird, daß er den Sonntag nicht ehrt und Dienstwerke thut, dann soll er vor den Grafen beschieden, und überführt nach dem Entscheide des Herzogs der Freiheit beraubt werden, und weil er Gott nicht dienen wollte, für immer ein Knecht verbleiben."

Wie tief sich diese kirchlichen Vorschriften mit dem Leben der Alemannen verflochten hatten, geht daraus hervor, daß Lanfried, der letzte alemannische Volksherzog, der sich zu Anfang des achten Jahrhunderts noch einmal erhob, um sein Volk von der Herrschaft der Franken zu befreien, in der letzten Ausgabe des alemannischen Gesetzes, worin des Frankenkönigs nicht gedacht wird, gleichwohl die Bestimmungen über das Kirchenwesen unverletzt erhielt und sich darauf berief, daß die frühern Verordnungen aufrecht erhalten worden seien.

Unter den Merowingern hatten sich die Alemannen einer volksthümlichen Selbständigkeit zu erfreuen. Als jedoch die Macht der fränkischen Hausmeier allmählig erstarkte, trat immer offener die Absicht hervor, die Nebenländer, und namentlich die Alemannen zu strengerer Unterwerfung darniederzubeugen. Es erhoben sich daher die Alemannen noch einmal zu einem hartnäckigen sechzigjährigen Kampfe gegen die neuen Gewalthaber. Herzog Gottfried hielt sich ruhmvoll bis an seinen Tod. Sein Sohn wurde mit der Blüthe des alemannischen Adels auf Befehl des Frankenkönigs Karlomann treulos ermordet. Und erst um die Mitte des 8. Jahrhunderts gelang endlich die

bleibende Unterwerfung des tapferen und freiheitsstolzen Volkes. Alles was daher von den fränkischen Fürsten kam, wurde von den Alemannen mit Mißtrauen und Widerstreben aufgenommen. Namentlich setzten sie den Grundsätzen und Einrichtungen des römischen Kirchenwesens, welches die fränkischen Herrscher zur Befestigung ihrer Macht so dienlich fanden, einen beharrlichen Widerstand entgegen. Aus dem gleichen Grunde aber fanden die Rom widerstrebenden frommen Britten eine so willkommene Aufnahme. Das zeigt sich am deutlichsten in der verschiedenen Weise, wie Pirminius in Vergleich mit Gallus bei den Alemannen Eingang fand.

Neunzig Jahre nachdem Gallus seine Zelle in der Wildniß des Gebirges aufgeschlagen und dieselbe durch die Ehrwürdigkeit seines Namens zum gefeiertsten Gotteshause in Alemannien erhoben hatte, gründete Pirminius eine ähnliche Stiftung an einem viel freundlicheren und zugänglicheren Orte auf der milden und fruchtbaren Insel des anmuthigen Untersees. Die Legende läßt ihn von einem angesehenen Alemannen, Sintlas, der am Bodensee begütert war, aufgesucht werden, damit er in dessen Heimat dem Sinken des christlichen Sinnes und den Verwirrungen in der Kirche vorbeuge. Allein Pirmin wagt nicht in einen fremden Sprengel einzugreifen, ohne Vollmacht von Rom. Mit Sintlas in Rom zusammentreffend, erwirkt er sich durch ein Wunder Ansehen, Vollmacht des Papstes und dessen Empfehlung an den Frankenkönig. Stark durch diese Begünstigungen reinigt Pirminius die Sintlasau, die Besitzung seines Beschützers, von Schlangen und Gestrüpp und gründet daselbst ein Kloster, das von seinem spätern Reichthum den Namen Reichenau erhielt. Allein sein Eifer für die Predigt des Evangeliums ließ ihn nicht lange daselbst weilen, sondern er zog nach drei Jahren aus, um unter den Franken, Bayern und Alemannen zwölf andere Klöster zu gründen.

Hermann der Lahme, Graf von Veringen, Mönch der Reichenau und dessen gebildeter und zuverlässiger Geschichtschreiber, berichtet nichts, weder von Sintlas, noch von der päbstlichen Vollmacht, noch von den zwölf Stiftungen. Sondern dieser Quelle zu Folge wurde Pirmin von den fränkisch gesinnten alemannischen Fürsten Berthold und Nebi (Letzterer war der Großvater von Karls des

Großen alemannischer Gemahlin Hildegarde) bei Karl Martell empfohlen. Von diesem mit der im Volksmunde „Au" genannten Insel belehnt, reinigte er dieselbe von Schlangen und gründete dort in einem Zeitraume von drei Jahren das Kloster (724). Wir sehen also hier, gleichsam wetteifernd mit St. Gallen, eine fränkische Stiftung auf alemannischem Boden. Allein wie St. Gallen von den fränkischen Hausmeiern schwere Unbilden erfuhr, so berichtet Hermann, daß Pirmin von Theobald, dem Sohne des Alemannenherzogs Gottfried, aus Haß gegen Karl Martell vertrieben worden sei. Auch das Volk zeigte sich gleichgültig oder feindselig gegen die fränkische Stiftung; dagegen wurde Reichenau von den Karolingern um so glänzender bedacht, indem schon sehr frühe beinahe die ganze Umgegend des Untersees dem Kloster vergabt war. Mit jenen zwölf Klöstern wollte man sämmtliche von der Reichenau ausgegangene Kolonien auf Pirmin selbst als Stifter zurückführen; Hermann aber weiß nur von drei Klöstern, nicht als unmittelbaren Stiftungen Pirmins, sondern von Klosterbrüdern aus der Reichenau gegründet, indem in jedes derselben zwölf Mönche gesandt wurden: nämlich Pfävers, Murbach im Elsaß, und Altaich in Bayern.

3. St. Gallen, Konstanz, Chur.

Langsamer kam St. Gallen empor. Bezeichnend ist, daß, wie bei Reichenau als hauptsächlicher Beförderer Karl Martell erscheint, so dessen Feind, der alemannische Herzog Gottfried, besonders St. Gallen bedenkt. Gallus hatte nach dem Vorbilde der ältesten Klöster um die dem h. Petrus geweihte Kirche einen Kranz von geringen Zellen angelegt, so daß sich Karl Martells Sohn Karlmann bei einem Besuche i. J. 747 über die Aermlichkeit des berühmten Ortes wunderte. Nach Gallus Tode stand dem Vereine der Brüder einer derselben unter dem Namen „Hirte des h. Gallus" vor. Die ersten Vorsteher waren die frühesten Gefährten des Gallus, Mang und Theodor: und diese blieben bei einem fränkischen Ueberfall allein zur Bewachung der Gebeine ihres Freundes zurück. Die Bewohner von Arbon hatten ihre Schätze unter die Hut des h. Gallus gebracht:

allein gerade dieser Ort wurde geplündert und der Leib des Heiligen aus seiner Grabstätte herausgeworfen. Der Bischof Boso von Konstanz half den beiden verlassenen Brüdern zur Wiederherstellung der heiligen Stätte. Als Pipin der Kleine noch einmal zur Verheerung Alemanniens auszog und viele Menschen tödtete oder gefangen hinwegführte, wurde auch St. Gallen-Kapelle, die Lieblingsstätte der Alemannen, heimgesucht, wohin sich viele geflüchtet hatten. Und als die in der Kirche entdeckten Frauen sich als Dienerinnen des Heiligen bekannten, wurde ihnen mit feindseligem Hohne erwiedert: „Wir kennen euern Heiligen nicht, auf dessen Schutz ihr bauen zu können meinet."

Den nächsten Schutz fand St. Gallen-Zelle bei dem in Thurgau begüterten Grafengeschlechte, den Nachkommen des Talto, der persönlich mit Gallus befreundet, denselben Sinn auf seine Söhne und Enkel vererbt hatte. Diesem Geschlechte gehörte der Wald, in welchem die Ansiedelung erbaut war, daher dasselbe die Schutzherrschaft über das Kloster ausübte. Graf Waldram, um für die schwierige Verwaltung des aufblühenden Stiftes den geeigneten Mann zu finden, erbat sich vom Grafen Viktor von Rhätien den zu Chur gebildeten Alemannen Othmar, der sich durch Wissenschaft und Tugend auszeichnete, zum Vorsteher von St. Gallen. Um aber die Abneigung der Franken gegen das alemannische Heiligthum zu heben, wandte er sich für seinen Schützling auf den Rath des Alemannenherzogs Nebi an Karl Martell, übergab diesem als dem Oberherrn das Kloster zum Eigenthum und erlangte so die Zusicherung obrigkeitlichen Schutzes und die Einsetzung Othmars als Abt i. J. 720. Othmar ordnete mit kräftiger Hand die Verwaltung der Güter, sorgte für die Kranken und baute ein eigenes Spital für Aussätzige, wo er durch Waschen der Köpfe und Füße und durch Behandlung der ekelhaftesten Wunden Askese übte. Er vermehrte die Zahl seiner Klosterbrüder und führte zu ihrer Aufnahme neue Gebäude auf. Als endlich der Widerstand der Alemannen gegen die fränkische Oberherrschaft völlig gebrochen und der letzte sich auflehnende Volksherzog mit seinen Getreuen grausam vertilgt war, fanden es Pipin und Karlmann gerathen, durch Wohlwollen gegen das nationale Heiligthum der Ale-

mannen die Gemüther des Volkes zu versöhnen. Daher besuchte Karlmann die demüthige Zelle auf seiner Reise nach Italien und empfahl den Ort der Obhut seines Bruders. Abt Othmar überbrachte selbst den Empfehlungsbrief an Pipin und fand bei diesem günstige Aufnahme. Pipin trug ihm auf, die Regel Benedikts einzuführen, um die Gleichförmigkeit mit den übrigen fränkischen Klöstern herzustellen, und entließ und beschenkte ihn mit Lehen und einer Glocke.

Allein dieses gute Vernehmen dauerte nicht lange, da die fränkischen Beamteten, namentlich Warin, Graf im Thurgau, ihrem Herrn wohl zu dienen glaubten, wenn sie die alemannische Volkseigenthümlichkeit gewaltsam verletzten und unterdrückten. In dieser Absicht richtete sich der Angriff zunächst auf das nationale Heiligthum und reizte Warin den Bischof Sidonius von Konstanz auf, um das Kloster St. Gallen unter dessen amtsgemäße Gewalt zu bringen. Denn mit allem Eifer unterstützten die Frankenfürsten die Wirksamkeit des Bonifacius, des Begründers der römisch-katholischen Kirche in Deutschland, die deutsche Kirche in den Verband der Gesammtkirche, vermittelst der Durchführung der bischöflichen Obergewalt, hineinzuziehen, und daher die ausgebildete Macht der Bischöfe auf die ältern nationalen Stiftungen auszudehnen: indem der fränkischen Verwaltung die durchgeführte geistliche Herrschaft des Bischofs zu vielfacher Einwirkung viel bequemer war, als die volksthümliche Form der Kirchenleitung durch die Abteien. Daher sprechen sich die alten Nachrichten des Klosters St. Gallen in bitterem Mißmuth über die Gewaltthätigkeiten der vereinigten weltlichen und geistlichen Macht aus, und es sind dieselben unerschöpflich im beredten Ausdruck ihrer Klagen über das erlittene Unrecht und über das standhafte Leiden des Gotteshauses und seiner Streiter.

Beim ersten Angriff des Grafen und des Bischofs auf die Güter von St. Gallen nahm Pipin den Abt Othmar in kräftigen Schutz gegen seine Feinde. Als diese jedoch die Befehle des Königs hintansetzten und Othmar in Folge dessen eine neue Reise an den Hof unternahm, ließen sie ihn unterwegs aufheben und stellten ihn vor Gericht, indem ein falscher Ankläger ihn der Unzucht beschuldigte. Ohne sich gegen die Anklage zu vertheidigen, erklärte Othmar einfach,

er sei sich zwar vieler Sünden bewußt, aber wegen jenes Vorwurfs geheimer Schuld rufe er den allwissenden Gott zum Zeugen an. Der Verurtheilte wurde in der Burg Bodman am Bodensee gefangen gesetzt und selbst durch Hunger gequält. Doch ein treuer Klosterbruder wußte ihm nächtlicher Weile Nahrung beizubringen. Nach einiger Zeit aber gelang es Gozbert, einem begüterten Mann, daß der Gefangene in die Nähe seines Gutes auf das Inselchen im Werd bei Stein am Rhein verwiesen wurde, wo er, von der Erde abgewendet, in Fasten und Beten verharrte und bald darauf i. J. 759 starb und auf dem Eilande begraben wurde. Nach zehn Jahren holten die Mönche von St. Gallen den Leib ihres theuren Vaters feierlich ab und setzten ihn in ihrem Kloster bei. Noch steht eine Kapelle über dem ehemaligen Grabe des von der katholischen Kirche heilig gesprochenen Othmar auf der kleinen Rheininsel, wohin aus der Nachbarschaft gewallfahrtet wird.

Nach Othmars Tode theilten seine Feinde die Güter der Abtei unter sich. Der Bischof von Konstanz einverleibte die Abtei der bischöflichen Kammer, schaltete mit den übrigbleibenden Gütern nach Willkür und drang ihr einen Reichenauer Mönch zum Abte auf. Allein Graf Isambert, Warins Sohn, stellte nach dessen Tode dem Kloster den größten Theil der geraubten Güter wieder zu, mit der bezeichnenden Beifügung in der Urkunde: „Damit ihr die Klagen, welche ihr gegen mich wegen der einzelnen Orte in Thurgau habet, nicht wiederholet.“ Nur die Bischöfe von Konstanz verharrten bei der angemaßten Gewalt und bei den dem Kloster entzogenen Einkünften. Jedoch die Gunst und Vorliebe des alemannischen Volkes zu seinem Heiligthum dauerte fort und wendete demselben nicht nur am Bodensee, sondern im Breisgau, an der Donau und bis nach Franken zahlreiche und bedeutende Vergabungen zu.

Mochte das Bisthum Konstanz durch Fürstengunst und die Ausbildung kirchlicher Gewalt schneller heranwachsen als St. Gallen, so konnte es sich doch nicht mit diesem Stifte an geistigem Leben und tief eingreifendem Einflusse messen. Zur Römerzeit war Vindonissa, günstig am Zusammenflusse dreier Ströme gelegen, der Bischofsitz der nordöstlichen Schweiz gewesen; daher kommen zu Anfang des

6. Jahrhunderts wiederholt dortige Bischöfe auf burgundischen Kirchenversammlungen vor. Allein mit dem Zerfall der Römerstadt und der fast gänzlichen Zerstörung der christlichen Kirche dieses Landes durch die deutschen Völker erlischt und verschwindet jenes Bisthum aus der Geschichte. Dagegen scheint sich mit der allmähligen Entfaltung des Christenthums unter den Alemannen das wohlgelegene Konstanz zu einem kirchlichen Mittelpunkte erhoben zu haben, ohne daß eine förmliche Uebertragung von Vindonissa und die Erhebung des neuen bischöflichen Stuhles durch einen Fürsten vorausgesetzt werden muß. Von der Reihe der frühern konstanzischen Bischöfe vernimmt man indessen nichts anderes, als daß sie, die willfährigen Werkzeuge weltlicher Gewalt, sich auch mit der äußern Emporbringung ihres Stiftes begnügten. Daher waren sie beflissen, zugleich die Abtei Reichenau an sich zu bringen, und streckten immer auch nach St. Gallen ihre Hand aus: häufig gelang die Vereinigung der Reichenau mit der Bischofswürde, selten diejenige von St. Gallen. Die eifrigen und gelehrten Geschichtschreiber beider Klöster sind einig in der Klage über die ungerechten Uebergriffe der Bischöfe. Daß an dem Sitze bedeutender Kirchenhäupter keine Schriftsteller entstanden, welche besser für diese zeugten, ist eine Bestätigung für die Wahrhaftigkeit Jener. Die Ausdehnung des mächtigen Bisthums Konstanz ging von den Quellen der Reuß bis an den Main, und von der Aar und dem Hauenstein bis an die Iller.

Dagegen zeigt sich ein eigenthümlich einfaches und patriarchalisches Verhältniß in der Stellung der Bischöfe von Chur. Das Bisthum Chur umfaßte außer Graubünden nur noch die Umgebungen zu beiden Seiten des Rheins bis zu dessen Einfluß in den Bodensee, das Rheinthal und den Vorarlberg. Hier war mehrmals das Amt des Bischofs und des Gaugrafen mit einander verbunden. Denn in Paschalis, dem Sohne und Enkel rhätischer Grafen, waren beide Würden vereinigt; er war daher verheirathet; auch soll seine Gattin in Urkunden als Vorsteherin der Kirche von Chur angeführt sein. Unter seinen Nachkommen ist wiederholt der eine Sohn Gaugraf, der andere Bischof. Die Bischöfe von Chur standen mit St. Gallen in genauer Verbindung. Dort, wo die lateinische Sprache noch Volks-

sprache war, und durch die Gemeinschaft von Chur mit Mailand herrschte noch mehr Bildung als bei den Alemannen, daher Othmar daselbst gebildet war und anfangs unter Viktor, einem der Bischöfe aus jenem Grafengeschlechte, in Diensten stand. Tello, der letzte Bischof aus diesem Geschlechte, nahm sich um 759 des verfolgten Othmar an, und machte beträchtliche Schenkungen an das Kloster Disentis, welches für die Stiftung eines der Schüler Columbans gehalten wird. Allein erst mit Tello beginnt die sichere Nachricht über das Kloster. — Remedius, Bischof von Chur zu Anfang des 9. Jahrhunderts, den Alkuin, Karls des Großen Liebling, einen sehr lieben und treuen Freund nennt, scheint ebenfalls nebst der geistlichen auch die weltliche Macht besessen zu haben. Die Verbindung der bischöflichen Würde mit der königlichen Statthalterschaft wurde unter Karl, welcher auf Verstärkung der königlichen Centralgewalt bedacht war, aufgehoben. Das merkwürdige Gesetz, welches Remedius (oder Remigius) in Folge seiner Doppelgewalt erließ, fällt daher vor die Zeit der Trennung. Namentlich sind einige Bestimmungen über kirchliche Dinge bemerkenswerth. An Sonntagen ist nur das zu thun erlaubt, was zur Reinlichkeit des Hauses und zur Nahrung des Tages gehört. Den Gewinn der unerlaubten Arbeit spricht der Richter unter Mitwirkung des Pfarrers den Armen des Kirchspiels zu. Verbotene Arbeiten sind: Pflügen, Ernten, Dreschen, Wannen, Rebwerk, Holzschlagen, Waschen, Brauen, Handwerk verrichten oder ähnliche Dienste thun. Besonders strenge wird heidnische Zauberei bestraft; ebenso unerlaubte Ehe, Entführung, Ehebruch, Schändung. Endlich wird den Armen besonderer Schutz gegen Bedrückungen verheißen, und befohlen, daß jeder Pfarrer eine Abschrift des Gesetzes habe, um dasselbe des Monats zwei Male allem Volke vorzulesen und dasjenige zu erklären, was jene verstehen können, damit sie sich bessern oder sich hüten. — Viktor, der Nachfolger des Remedius, beklagt sich wiederholt bei Ludwig dem Frommen über die erfolgte Trennung beider Gewalten und die dadurch erfolgten Eingriffe der weltlichen Macht in den Besitz der Kirche, wobei er anführt, daß von den 230 zum Bisthum gehörigen Kirchen dem Bischof nur 6 Taufkirchen und 25 kleine Pfarrkirchen, und von den 5 Klöstern (Disentis, Pfävers,

Taufers, Schennis, Kätzis) nur zwei Nonnenklöster übrig geblieben seien.

Rheinau liegt auf einer kleinen Insel, mitten zwischen den beiden Halbinseln, welche von beiden Ufern des Rheins in entgegengesetzter Richtung sich hinstrecken und eine doppelte starke Krümmung des Stromes bilden. Das dortige Kloster soll schon gegen das Ende des 8. Jahrhunderts von einem Grafen von Kiburg gegründet worden sein. Dessen Ruhm jedoch schreibt sich von dem Iren Findan her. Jene Britten waren vom 5. bis zum 7. Jahrhundert durch freiwillige Begeisterung für die Predigt des Evangeliums aus dem fernen Norden nach dem Festlande geführt worden; im 9. Jahrhundert aber kamen sie in Folge der Einfälle der Normannen als Vertriebene, um Ruhe und Schutz zu suchen. Findan kam mit mehreren Gefährten nach Rheinau, und von einem derselben rührt auch dessen Lebensbeschreibung her. Normännische Seeräuber hatten ihn aus seiner Heimat entführt; allein es gelang ihm, deren Händen auf einer orkadischen Insel zu entfliehen. Nach langer Pilgerfahrt durch Gallien und Italien verband er sich mit einem edeln Alemannen, bei welchem er vier Jahre Priester war. Auf dessen Wunsch trat dann Findan in das Jenem angehörige Kloster Rheinau, wo er nach fünf Jahren in eine enge Zelle für immer sich verschloß und ein immer strengeres Büßerleben führte, von seiner Nahrung zum Besten der Armen immer mehr sich abbrach, auf umhüllten Steinen schlief und Nächte durch im Gebete in der Kirche stand. Merkwürdig ist, daß die Worte höherer Offenbarung, welche ihm in Visionen zu Theil wurden, in irischer Sprache aufgezeichnet sind, woraus sich schließen läßt, daß die Schrift auch zunächst für die irischen Landsleute bestimmt war, welche lange Zeit aus ihrer Heimat in die sogenannten „Schottenklöster" des Festlandes einwanderten. Man nimmt an, Findan sei i. J. 851 in das Kloster getreten und 878 daselbst gestorben, wo er auch begraben liegt.

4. Haito.

Karl der Große hat der christlichen Kirche unter den germanischen Völkern Ordnung und Festigkeit verliehen. Zum großen Ver-

dienste, die deutschen Stämme vereinigt und an die Spitze der christlichen Welt gestellt zu haben, fügte er das noch größere hinzu, dem Reiche durch seine kirchlichen Gesetze und Einrichtungen die Grundlage zu einer christlichen Lebensordnung und höhern Gesittung gegeben zu haben. Als römischer Kaiser übernahm er auch die Verpflichtung zur Aufrechthaltung der bestehenden Kirche, und trat daher als Beschützer derselben und namentlich ihres ersten Bischofs auf. Allein in den kirchlichen Erlassen nahm er eine durchaus selbständige Stellung ein: er an der Spitze der Reichsversammlung erließ auch die kirchlichen Gesetze, ohne dieselben vorerst der Genehmigung des Pabstes zu unterlegen. Er und seine Nachfolger waren, wie die Beschützer, so auch die Leiter der Kirche; sie genehmigten daher die Bischöfe und Aebte ohne päbstliche Mitwirkung. Nichtsdestoweniger ist es auch ihm ein ernstes Anliegen, daß die Geistlichkeit eine ihrem Berufe entsprechende Bildung erhalte, daher er zur Errichtung von Schulen an Kirchen und Klöstern aufforderte; und indem er auf ein geistiges Verständniß der h. Schrift dringt, entgeht ihm nicht, daß dieses auf Sprachstudien sich gründen müsse.

Der große Kaiser greift freilich nicht unmittelbar oder doch nur von ferne in die Geschichte unseres Vaterlandes ein, und wo man in früherer Zeit irgend eine fromme Stiftung auf ihn hat zurückführen wollen, hat eine nähere Prüfung zum Verzichte genöthigt. Dagegen stand ihm ein Mann nahe, welcher in der Schweiz eine bedeutende Stellung einnahm, Haito, Bischof von Basel und Abt in der Reichenau.

Haito oder Hatto, geboren 763, kam als fünfjähriger Knabe in die unter Abt Waldo gestiftete, frisch aufblühende Schule des Klosters Reichenau. Sein Fleiß und seine Fortschritte waren so groß, daß er von Waldo frühe schon als Lehrer bestellt werden konnte und nun Schüler heranbildete, welche vorzüglich zum Ruhme des Klosters beitrugen. So lenkte Haito die Aufmerksamkeit des großen Kaisers auf sich und wurde i. J. 805 auf den bischöflichen Stuhl von Basel erhoben. Allein Karl verwendete ihn auch für die Angelegenheiten des Reichs, wo ein Mann von besonderer Einsicht und Würde nöthig war. Schon i. J. 802 hatte er ihn dazu gebraucht, die in Aleman-

nien untergebrachten Geißeln der überwundenen Sachsen ihm zu Mainz verführen zu lassen, wohl nachdem Haito dieselben mit dem Evangelium bekannt gemacht hatte. Nachdem der Kaiser dem Abte Waldo das Kloster St. Dionys bei Paris übertragen hatte, erhielt Haito i. J. 800 auch die Abtswürde in der Reichenau.

Haito sollte aber auch auf einen großen Weltschauplatz gerufen werden. Er wurde nämlich i. J. 811 nebst zwei fränkischen Großen als Gesandter nach Konstantinopel geschickt. In der Umgebung des neugegründeten und frisch aufstrebenden Venedig berührten sich nämlich die Gränzen des morgen- und des abendländischen Kaiserthums und führten zu feindseligem Zusammenstoß. Der griechische Kaiser bewarb sich nun durch eine Gesandtschaft, daß ihm der mächtige Herrscher des Abendlandes den ungestörten Besitz von Dalmatien nebst der Inselstadt überlasse. In Erwiederung dieser Gesandtschaft und zur Feststellung der Friedensbedingungen und der Gränzen der beiden Kaiserreiche traf die von Haito geführte Abordnung in Konstantinopel ein. Nachdem er seine Aufträge glücklich ausgeführt, begleitete eine griechische Gesandtschaft die zurückkehrenden Franken, welche in Aachen eine günstige Aufnahme fand. Haitos Reisebeschreibung, in welcher er u. a. von einem Schiffbruche zu erzählen hatte, ist verloren gegangen. — Der Bischof kommt auch unter den hohen Würdenträgern vor, welche i. J. 811 berufen waren, das Testament Karls des Großen zu unterzeichnen. Von den übrigen Bischöfen waren fast alle da, um besondere Vermächtnisse für ihre Kirchen zu empfangen; Haito aber scheint um seiner dem Kaiser werthen Person willen berufen worden zu sein. Da während Haitos Abwesenheit der Schirmvogt der Reichenau seine Befugnisse überschritten hatte, wurde derselbe vom Kaiser nicht nur entsetzt, sondern dieser ertheilte dem Kloster die Vollmacht, seinen Schirmherrn künftig selbst zu wählen, und bezeugte dem Fürstabte kurz vor seinem Tode seine besondere Gewogenheit darin, daß er ihm die königliche Besitzung Ulm vergabte.

Haito erbaute auf der geliebten Reichenau an der Stelle des zuerst von Pirmin errichteten Gotteshauses eine Marienkirche, welche er i. J. 816 einweihte. Wohl setzte die Freigebigkeit des Kaisers nach glücklich vollendeten großen Geschäften Haito in den Stand,

dieses bedeutende Andenken an die Zeit seiner Verwaltung zu hinterlassen. Vielleicht auch war der Bau ein Gelübde, veranlaßt durch die Rettung aus der Todesgefahr beim Schiffbruch auf der Rückkehr von Konstantinopel. Der breite Thurm an der Vorderseite der Kirche, mit seinen Mauerbändern aus rothem Sandstein und dem doppelten Bogenfries bis hinauf zu den doppelt gepaarten Schallöffnungen, gehört der Zeit Haitos an. Er erreichte mit seinen Mauerflächen nach damaliger Bauweise nur die Höhe des Schiffes. Das oberste Stockwerk des Thurmes wird an der Vorderseite im Innern durch ein auf zwei Säulen ruhendes Tonnengewölbe gebildet, um den Glockenstuhl zu tragen. Die zwei kurzen, sich verjüngenden, unter dem rohen Kapitäl mit einem halbrunden Kranze schließenden Säulen bestehen aus Porphyrschiefer, welcher dem Felsen von Hohentwiel entnommen zu sein scheint. Die häufig angebrachten rothen Sandsteine aber ließ der Bischof wohl aus der Nähe von Basel herbeischaffen. In der Kirche selbst mag nur noch die Säule aus Haitos Zeit sein, welche dem Eingange gegenüber die Schildwand der Bogen des rechten Seitenschiffes trägt, mit ihrem sich verjüngenden Schaft und dem würfelförmig nach unten sich verengenden Kapitäl, dessen trapezartige Seiten einfaches Blattrelief tragen. Die viereckigen Pfeiler, welche jetzt das Mittelschiff stützen, mit ihren niedern, wenig ausladenden Kapitälen, scheinen aus der Zeit zu sein, als Abt Wittigow um 990 das Münster mit vielen köstlichen Säulen und Gewölben nach zwei Feuersbrünsten wieder erbaute. — Auch die Georgen-Kirche in Oberzell, welche in frühester Zeit Hattos-Zell genannt worden sein soll, könnte eine Erinnerung an den Bischof Haito sein; wenigstens könnte die Gruftkapelle mit ihren vier Säulen in seine Zeit hinaufreichen. Die sechs Säulen aber, welche das Schiff der Kirche tragen, mögen dem Bau angehören, welchen Hatto, der Erzbischof von Mainz, als Abt der Reichenau i. J. 888 daselbst aufführte.

Allein Haito sorgte, wie für den äußern Glanz, so auch für die innere Ordnung seines Stiftes. Um die Regel des h. Benedikt in ihrer ursprünglichen Strenge in die Klöster seines Reiches wieder einzuführen, hatte Ludwig der Fromme i. J. 817 eine Anzahl Aebte nach Aachen einberufen, damit dieselben nach dem Vorgange des Klosters

Aniania (Aniagny) ihre Klöster reformiren. Haito, um dem Willen des Königs zuvorzukommen, sandte zwei Mönche von Reichenau, Grimald und Tatto, nach Aniania, von wo sie eine genaue Abschrift der ursprünglichen Regel Benedikts zurückbrachten, welche hierauf in der Reichenau und in St. Gallen eingeführt wurde.

Es hat sich bis auf unsere Zeit das „Capitulare des Bischofs Haito von Basel" erhalten, ein merkwürdiges Denkmal, welches eine Hauptquelle zur Kenntniß des kirchlichen Lebens jener Zeit bildet. Er verordnete darin den Priestern seines Sprengels die Vorschriften, wie sie sich selbst und das ihnen anvertraute Volk fromm und untadelhaft leiten und in der göttlichen Religion stärken sollen. Indem diesem Rundschreiben im Ganzen die Anweisungen Karls des Großen zu Grunde liegen, kommen doch wieder eine Menge eigenthümlicher Bestimmungen vor, und namentlich ergiebt sich im Verhältniß zu Rom eine Unabhängigkeit der bischöflichen Stellung, welche von der damals schon angesprochenen und bald durchgesetzten Herrschaft des Pabstes noch ferne steht.

Die Bildung, welche zunächst vom Priester verlangt wird, ist noch die bescheidenste: indem nur vorausgesetzt wird, daß der junge Geistliche bei einem Priester die gottesdienstlichen Handlungen erlerne, da man die Aufgabe des Geistlichen weniger in der Erbauung der Gemeinde suchte, als in einem Gott unmittelbar dargebrachten Dienste, welcher vorzüglich in liturgischen Handlungen bestand. Obenan für den kirchlichen Gebrauch stand der Psalter, ferner wurde eine Sammlung von Homilien gefordert, „passend für die einzelnen Sonn- und Festtage des Kirchenjahres." Auch ist für die Amtsbefähigung nicht die Ordination durch den Bischof erforderlich; nur soll dieselbe nicht für Geld gewonnen werden und Keiner soll sich durch Gaben in eine Kirche eindrängen; Keiner darf in einer fremden Gemeinde oder in ungeweihten Kirchen ohne Erlaubniß des Bischofs die Messe feiern. Keine fremden Weiber dürfen bei den Geistlichen wohnen, ausgenommen solche, bei denen kein böser Verdacht entstehen kann; auch dürfen sich keine Weiber in der Kirche dem Altar weiter nähern, als bis zu den Schranken zwischen Schiff und Chor. Geistliche dürfen weder bei Hause noch auf der Reise Wirthshäuser betreten, weder Hunde noch,

Falken zur Jagd halten, noch irgend welchen Spielen beiwohnen. Als Verlobte ihrer Kirchen sollen sie ihr ganzes Leben lang über sich selbst wachen, damit sie denselben zur Zierde gereichen und ihnen unabläßig dienen.

Ueber das Verhältniß zum Pabste kommt folgende merkwürdige Vorschrift vor: „Kein Ordinierter oder zu Ordinierender soll aus seiner Gemeinde in eine andere ziehen, noch an die Schwelle der Apostel des Gebetes wegen, mit Hintansetzung der Besorgung der eigenen Kirche, ohne Erlaubniß und Vorwissen seines Bischofs. Auch das ist allen Gläubigen anzuzeigen, daß diejenigen, welche des Gebetes wegen zu den Schwellen der seligen Apostel zu pilgern wünschen, zu Hause ihre Sünden bekennen und so erst reisen sollen: weil sie von ihrem eigenen Bischofe oder Priester gebunden oder gelöst werden müssen, und nicht von einem fremden." — Nach alter Uebung setzt Haito Ostern und Pfingsten als allgemeine Tauffeste an, womit ein achttägiges Bußfest für die ganze Gemeinde in Verbindung stand. Ueber das Abendmahl giebt Haito folgende wahrhaft evangelische Belehrung: „Die Geistlichen sollen wissen, von welcher Beschaffenheit das Sakrament (mysterium) des Leibes und Blutes des Herrn sei, wie in demselben Sakramente die sichtbare Gestalt gesehen, aber das unsichtbare Heil der Seele zum ewigen Leben dargeboten wird, das nur im Glauben erfaßt wird (continetur)." — In Beziehung auf den Unterricht des Volkes wird verlangt, „daß das Gebet des Herrn, welches alles für das menschliche Leben Nothwendige enthält, und das apostolische Glaubensbekenntniß, welches den katholischen Glauben vollständig enthält, von Jedermann sowohl lateinisch als deutsch gelernt werde, damit, was man mit dem Munde bezeugt, auch mit dem Herzen geglaubt und erkannt werde."

Haito zog sich i. J. 823 nach der geliebten Reichenau zurück. Er war jetzt sechzig Jahre alt und hatte ein thätiges und vielbewegtes Leben geführt; er empfand das Bedürfniß nach Ruhe. Da überfiel ihn eine Krankheit, von der er zwar wieder genas, die aber jenes Bedürfniß noch mehr verstärkte. Er faßte daher den Entschluß, seine Würden als Bischof von Basel und Abt von der Reichenau niederzulegen, um fortan als einfacher Mönch in letzterem Kloster zu leben.

Haito brachte den Rest seiner Tage, noch dreizehn Jahre, in klösterlicher Zurückgezogenheit zu, seinem Nachfolger mit weisem Rathe beistehend und mit ihm aufs innigste verbunden. Dieser Nachfolger war Erlebald, sein Schüler und Begleiter nach Konstantinopel. Ein Jahr nach Haitos Rückzug in das Kloster ereignete sich die zu jener Zeit berühmte Vision des Reichenauer Mönchs Wettin. Als Wettin todtkrank, von zwei betenden Mönchen umgeben, auf seinem Bette lag, in Schlaf versunken, erschien ihm ein Engel, welcher ihn durch das Fegefeuer führte, wo er eine Menge geistlicher und weltlicher Herren, seine Zeitgenossen, in der Pein sah, u. a. Karl den Großen selbst. Darauf gelangte er mit seinem Führer in den Himmel und zum Schlusse theilte ihm der Engel einige nähere Mahnungen mit, welche er an verschiedene Stände und Personen ausrichten sollte. Als Wettin wieder zur Besinnung kam, verlangte er, daß seine Gesichte schnell aufgeschrieben werden. Die anwesenden Mönche verzeichneten seine Erzählung auf Wachstafeln. Nachdem sich mit Tagesanbruch die Angesehensten des Klosters um ihn versammelt hatten, verfaßte Haito die Vision in Prosa, und nach einem Jahre gestaltete der junge Walafried Strabo dieselbe in ein Gedicht um. — Haito starb den 17. März d. J. 836 in einem Alter von 73 Jahren und wurde in der von ihm erbauten Kirche der h. Jungfrau Maria beigesetzt.

Unter den Nachfolgern Karls des Großen erfreuten sich die beiden benachbarten Klöster, Reichenau und St. Gallen, gleicher Gunst, daher beiden die selbständige Wahl ihres Abtes verliehen wurde; auch wetteiferten beide miteinander in klösterlicher Zucht und Gelehrsamkeit. Allein die wohlgelegene Reichenau, an der alten Verbindungsstraße zwischen dem Oberrhein und Italien gelegen, war von frühester Zeit an die bevorzugte Zufluchtstätte frommer Großen. Daher zog sich Egino, Bischof von Verona, ein Verwandter der Kaiserin Hildegarde, der Alemannin, dorthin zu klösterlichem Leben zurück und gründete i. J. 799 die Peterskirche zu Niederzell. Durch Eginos Nachfolger in Verona, Radolf, wurde i. J. 802 Radolfszell gegründet. Durch solche Männer stand Reichenau in Verbindung mit Italien und dem Morgenlande, und erhielt auf diesem Wege seine verehrtesten Heiligthümer. Hier war auch Meinrad, der Sohn eines

Grafen von Zollern, ein Verwandter des Abtes Erlebald, gebildet, welcher sich in den „finstern Wald" oben am Zürichsee zurückzog und dort eine Zelle baute, aus der Einsiedeln entstanden ist. Er wurde i. J. 861 den 21. Jänner von Räubern erschlagen. — Allein die vorzüglichsten Männer, welche durch Wissenschaft Reichenau gehoben haben, nimmt zugleich St. Gallen in Anspruch, indem die berühmtesten derselben, Walafried Strabo, welcher 849 als Abt von Reichenau starb, und der um ein Jahrhundert spätere Hermann der Lahme, Graf von Veringen, Zöglinge von St. Gallen waren.

III.

Die Blüthezeit des Klosters St. Gallen.

1. Gotzbert, Ratpert, Notker I., Tutilo.

St. Gallen erhielt durch die Verehrung für seinen Stifter, durch seine Lage und seinen Besitz bald eine eigenthümliche Stellung. Seine Lage im rauhen Bergwald und sein zusammenhängender Besitz, welcher allmählig 4000 Höfe und über 150,000 Morgen bildete, zwischen dem Rhein, dem Bodensee und der Thur zum Theil bis gegen den Zürichsee hin, gab dem Kloster ein Gefühl der Unabhängigkeit, daß die Mönche ihr Stift mit Stolz eine Republik und sich selber Senatoren nannten. Es wurde zwar nicht wie bei Reichenau darauf gehalten, die Klosterbrüder aus dem höchsten Adel zu werben, allein die Freiherren-Geschlechter des Landes weihten ihre Söhne mit Vorliebe dem h. Gallus. Auch hatte sich dessen strenge Zucht und Genügsamkeit dort länger als anderswo erhalten, so daß zur Zeit Karls des Großen St. Gallen für den ärmlichsten und engsten Klosterbau des ganzen Reiches galt.

Allein unter Abt Gotzbert wurde i. J. 830 der Bau einer neuen Kirche begonnen. Auch diese Kirche war, wie diejenige der Reichenau, eine Basilika, indem das Langhaus durch zwei Säulenreihen, jede zu eilf Säulen, in drei Schiffe getheilt war und durch ein Querschiff in der Mitte die Kreuzesgestalt erhielt, in einer Aus-

dehnung von 200 Fuß in die Länge und 80 Fuß in die Breite. Die beiden Schmalseiten nach Ost und West waren durch halbrunde Chöre geschlossen; unter dem erhöhten Ostchor befand sich die Krypta, die unterirdische Todtenkapelle, mit der Grabstätte des h. Gallus. Auf der östlichen Seite mitten im Schiffe stand der niedrige Predigtstuhl; gegenüber auf der westlichen Seite der Taufstein. Aus der halbrunden Säulenhalle, welche den Westchor umschloß, gelangte man rechts und links zu zwei, von der Chormauer etwas abstehenden runden Thürmen von geringem Umfange. Noch ist der merkwürdige Bauriß, welcher dieser Baute zum Grunde lag, in St. Gallen vorhanden, welcher zugleich alle übrigen Gebäude enthält, die zur vollständigen Einrichtung eines Klosters erforderlich sind, um innerhalb der Mauern alles Nöthige selbst bei der Hand zu haben und zu beschaffen. Es fehlen nicht die besondern Räumlichkeiten für Speise- und Schlafsäle, für die innere und die äußere Schule, für vornehme und geringe Gäste, für Kranke und Aerzte, Werkstätten für Handwerker, Vorrathshäuser, Ställe für Hausthiere und Federvieh, mehrfache Kreuzgänge und Gärten. Was aber damals noch fehlte, war ein Brunnen: die Klosterherren begnügten sich mit dem Wasser der im tiefen Felsenbette an der Mauer des Klosters vorbeifließenden Steinach. Die Mönche arbeiteten an dem neuen Baue mit eigener Hand, indem die einen Zimmerleute, die andern Maurer und Steinhauer waren, die Leitung des Ganzen führte als Baumeister Winithar, einer aus ihrer Mitte; zu künstlicher Bemalung der Kirche aber halfen Reichenauer Mönche. Im Jahr 835 wurde die Kirche in Gegenwart der Bischöfe von Konstanz und Basel und einer beträchtlichen Anzahl alemannischer Großen eingeweiht.

Abt Gotzbert ist auch der Stifter der berühmten Bibliothek von St. Gallen, indem er sorgfältig die Bücher aufbewahrte, welche Gallus und seine Landsleute aus Brittannien gebracht, und namentlich auch die im Kloster selbst verfaßten Schriften, wodurch die schottischen Mönche mit der deutschen Sprache bekannt werden sollten, wie das sogenannte Wörterbuch des h. Gallus und Kero's Verdeutschung der Benediktinerregel um das Jahr 760, so wie dessen Wörterbuch, die Bibelglossen, die Verdeutschung des Unser Vater und des Glau-

bensbekenntnisses u. s. w., wodurch der Fleiß der St. Galler Mönche für die Sprachforschung von höchster Bedeutung ist.

Nach den vereinzelten Bestrebungen der frühern Zeit erhob sich die wissenschaftliche Blüthe des Klosters St. Gallen zu einer seltenen Höhe durch die Schüler des ersten deutschen Gelehrten, Rhabanus Maurus, Abtes zu Fulda. Zu diesen gehörten Walafried Strabo, der Verfasser des Lebens des h. Gallus, und Hartmuot und Werinbert, mit denen Otfried, der Mönch des elsässischen Klosters Weißenburg, zu Fulda auf der Schule gewesen war und deren er in seinem Evangelienbuch, der ersten Reimpoesie in oberdeutscher Mundart, Erwähnung thut. Otfrieds nächster Nachfolger in gleicher Dicht- und Sangweise, war der St. Galler Mönch Ratpert, gebürtig von Zürich, gegen das Ende des neunten Jahrhunderts, welcher in deutscher Sprache ein Loblied auf den h. Gallus dichtete, in der Absicht, damit das sonst vom Gesang ausgeschlossene Volk dasselbe mitsinge.

Vom Ende des 9. Jahrhunderts an bis gegen das Ende des 11. Jahrhunderts stand St. Gallen durch ununterbrochene Bemühungen Vieler auf dem Gipfel der Blüthe und des Ruhms, nachdem Fulda längst von demselben herabgesunken war. Nicht daß St. Gallen Geisteswerke von selbständiger Bedeutsamkeit hervorgebracht hätte; denn es lag im Geiste des Klosters nur die stille und fleißige Pflege des Ueberlieferten. Demnach war die Hauptbeschäftigung die Erforschung der Bibel nebst fleißigem Studium ihrer Ausleger und der Kirchenväter, daher sich in den Schriften jeder Art eine gründliche Belesenheit in der heiligen Schrift kund thut. Die Bekanntschaft mit der Bibel aber war nur möglich durch die Kenntniß der lateinischen Sprache, daher diese auch Hauptgegenstand des Unterrichtes war, so daß in Folge dessen die St. Galler Mönche sich mit der lateinischen Literatur vertraut machten und mit Gewandtheit sich in Prosa und Poesie ausdrückten. Auch die Kenntniß der griechischen Sprache fehlte nicht, und die derselben Kundigen nannten sich „Hellenische Brüder". — Vom höchsten Verdienste aber ist die Bemühung der St. Galler um die deutsche Sprache. Diese besondere Pflege der deutschen Sprache hängt mit den hohen Vorzügen der Schule

von St. Gallen zusammen. Diese war, wie die damaligen Klosterschulen überhaupt, in eine äußere und eine innere getheilt: jene war für Weltpriester und einzelne Laien, diese für Klostergeistliche bestimmt, welche, gewöhnlich schon als Kinder von ihren Eltern dem Klosterleben geweiht, klösterliche Kleidung trugen und daher auch als Mitglieder des Stiftes kostenfrei erzogen wurden.

An der Klosterschule von St. Gallen arbeiteten Werinbert, der Freund Otfrieds, der heilkundige Iso, der vom Könige von Burgund zur Einrichtung der Schule von Granvall verlangt wurde, und der Irländer Mönga l. Unter der großen Zahl ausgezeichneter Schüler dieser Männer folgten ihnen in der Schule der Züricher Ratpert und Notker der Stammler. Ratperts Gedächtniß lebte so treu im Andenken seiner Zöglinge, daß vierzig derselben sein Sterbebett umstanden und für das Heil seiner Seele zu beten versprachen. Ratpert war so fleißig in der Schule, daß er darüber die Horen und Messen versäumen durfte und nur selten im Kapitel anwesend war. Er übte die Zucht im Kloster mit scharfem Arm und war der erste, welcher die Schicksale seines Klosters in zusammenhängender Erzählung, lebendig und anmuthig als ein betheiligter Augenzeuge zu schreiben begann. Notker von Elgg, der gelehrteste Mann seiner Zeit, übte durch seine Milde gegen Andere und durch seine Strenge gegen sich selbst den größten Einfluß auf seine Schüler aus. Notker starb 912. Mit Ratpert und Notker aufs innigste verbunden war Tutilo, der als Künstler zunächst im Spiel der Blas- und Saiteninstrumente den Söhnen des Adels darin Unterricht gab. Was ihn aber berühmt machte, war seine Erfahrung in der Baukunst und in der Malerei, so wie in der Schnitzarbeit auf Holz, Elfenbein und Metall. Tutilo befand sich zur Ausübung seiner Kunst oft auf Reisen. In Konstanz schmückte er den Hauptaltar mit einem Gemälde seiner Erfindung und die Kanzel mit Vergoldung; in Metz verfertigte er Bilder der Heiligen in erhabener Arbeit. Noch besitzt St. Gallen ein Kunstwerk seiner Hand: eine Tafel von Elfenbein enthält von eingegrabener Arbeit oben die Himmelfahrt der Jungfrau, von Engeln getragen, und unten den h. Gallus, dem Bären ein Stück Brot darreichend. — Diese drei Freunde gehörten noch der alten strengen

Sitte und Zucht St. Gallens an: als Tutilo zu Mainz einen Mönch eine unzüchtige Leichtfertigkeit begehen sah, strafte der gewaltige Mann denselben mit der Reitpeitsche unter dem Ausruf: „Das reicht dir St. Gall, St. Albans Bruder!"

Es war ein freudiger Geist unter diesen alten gelehrten Mönchen St. Gallens, welche in vielfachem Verkehr mit befreundeten Klöstern und den zahlreich bei ihnen eintreffenden Großen lebten, durch die Erinnerungen der alten Welt sich erhoben, zugleich aber ihre Ehre in die genaue Befolgung der klösterlichen Zucht setzten. Sie hatten die Wälder voll Wildpret und die Ställe voll Vieh, enthielten sich aber des Fleisches und nährten sich größtentheils von Hülsenfrüchten und Haferbrei, mit Schweinefett gekocht, denn Butter kommt noch nicht vor: zu dieser Zeit war noch Bier das ihnen zukommende Getränk. Jedem wurde sein Antheil an Speise und Trank besonders gereicht; gleichwohl aber speisten die Klosterglieder gemeinsam an dreizehn Tischen; so wie sie in dreizehn Chorstühlen zum Gottesdienste sich versammelten. Sie trugen über dem weißen Unterkleide einen kurzen dunkeln Mantel mit der Kapuze. Der Bart war kurz gehalten, und auf dem Hinterhaupte war eine Platte geschoren. Das Innere des Klosters blieb Jedermann verschlossen. Nur den Verbrüderten und den Großen wurde um ihrer Wohlthaten willen der Zutritt gestattet; allein dieselben mußten über ihre Kleider eine Kutte anziehen und auch so bei Tafel erscheinen. Feldarbeit war um diese Zeit den Mönchen nicht mehr auferlegt, wohl aber die Besorgung häuslicher Geschäfte. Ein Hauptgeschäft war das Abschreiben der Bücher. Die Mönche verstanden die Bereitung des Pergaments und schmückten ihre Bücher mit künstlich verzierten, in Gold und Silber und mancherlei Farben ausgeführten Titeln und Anfangsbuchstaben, so daß die kunstvollen Schriften mit ihrem Farbenglanz sich bis auf diesen Tag in ursprünglicher Frische erhalten haben. Der berühmteste Schreiber von St. Gallen war Sintram, von dessen geschickter Hand man noch ein für Bischof Salomon geschriebenes Evangelium zeigt. — Mit der Strenge der Klosterregel nicht zufrieden, schlossen sich Einzelne in eine enge Zelle ein, wo sie oft viele Jahre lang in harter Buße und Abtödtung ausharrend verblieben. Mit gleichem Muthe ertrugen auch

Frauen dieses freiwillige Märtyrerthum. Wiborad von Klingnau, welche die Psalmen in lateinischer Sprache betete und eine Wallfahrt nach Rom gethan hatte, ließ sich i. J. 915 feierlich als Klausnerin zu St. Gallen mit zwei Mädchen einschließen. Sie brachte ihre Zeit mit Gebet, Zeugweben und Belehrung zu, welche sie den Besuchenden aus ihrem Zellenfensterchen zu Theil werden ließ. Vorzüglich widmete sie sich denen, welche sich zu gleichem Leben um sie sammelten, wie u. a. die Gräfin Wendelgard von Buchhorn, die Nichte des Kaisers Otto I., welche um ihren todtgeglaubten Gatten trauerte. Als beim Einfall der Ungarn die Klosterbewohner flohen, blieb Wiborad allein zurück, um das Gelübde ihrer Klausur nicht zu brechen. So erlitt sie von den Heiden i. J. 925 den Tod und wurde um ihres Märtyrerthums willen heilig gesprochen.

2. Bischof Salomon.

Mitten unter den gelehrten Mönchen alter strenger Zucht und den düstern Klausnern jener Zeit tritt uns eine heitere und glänzende Gestalt entgegen, die bedeutendste Erscheinung des Klosters St. Gallen, der Abt-Bischof Salomon. Er stammte aus einem edeln und begüterten Geschlechte des Thurgaus; sein Großoheim, nach dem er benannt wurde, war Bischof Salomon I. von Konstanz, der vertraute Rathgeber Ludwigs des Deutschen; sein mütterlicher Vetter Bischof Salomon II., welcher sein großes Bisthum mit Kraft und Würde regierte. Salomon, schon frühe mit seinem ältern Bruder Waldo, dem nachherigen Bischofe von Freising, dem Kloster St. Gallen zur Erziehung übergeben, fand daselbst eine besondere Berücksichtigung und wurde nachsichtiger gehalten als seine übrigen Mitschüler. Nicht Iso, wie die St. Gallische Geschichte überliefert, sondern Notker muß sein Lehrer gewesen sein, welcher die beiden Brüder seine Schüler nennt und ihnen mit väterlicher Liebe zugethan war, wie seine Briefe beweisen. So wird ihm unter andern einer beigelegt, wodurch er die Jünglinge an ihre Bestimmung erinnert, als die Glut jugendlicher Leidenschaft sie auf Irrwege führen will. — — — „Wißt ihr nicht, wie leicht ihr, nicht nur einmal schon, sondern wiederholt, unsern Hän-

den unter Verletzung der Bande der Liebe zu entschlüpfen suchtet? Deßwegen beschwöre ich euch, daß ihr um der Liebe willen, welche uns einst, wie ich glaube, fest verband, euch der Wissenschaft befleißet, damit ihr vor euren weltlichen Verwandten werth erscheinet, zur Priesterwürde erhoben zu werden und vor Königen und dem versammelten Volke Gott zu dienen, zu dessen Dienste ihr von der Wiege an von euern Eltern bestimmt worden. Es geziemt sich nicht, daß ihr die niedrigen und mühseligen Arbeiten der Bauern auf euch nehmet. Es ist schmählich, daß ihr, die ihr Gott geistliche Söhne zu erzeugen vermöget, an fleischliche Fortpflanzung denket; es ist unwürdig und sehr ungebührlich, daß ihr aus der Hut der Vorhöfe des höchsten Herrn euch zum Trachten nach zeitlichem Gut erniedrigt, besonders da ihr nicht wie Katzen am Herde, sondern im Heerlager des himmlischen Königs auferzogen worden seid: und wenn euch jemand aus demselben entrinnen sähe, so wird er euch als Abtrünnige vom frühern Gelübde verabscheuen und als dumm gewordenes Salz, das nichts mehr nütze, verachten. Damit das nicht geschehe, will ich in unablässigem Gebete flehen."

Da Salomon durch Herkunft und Anlage zu einer hohen Stellung berufen schien, so bildeten ihn seine Lehrer zu den feinern Sitten eines Weltgeistlichen. Schon frühe wurde er Hofkaplan und Kanzler Karls des Dicken, in welch letzterer Eigenschaft er die königlichen Urkunden abzufassen hatte, und erhielt in Folge dessen zwei Abteien. Allein St. Gallen war sein liebster Aufenthalt und er zog sich dorthin, so oft er konnte, zurück. Wohl war er ein Verbrüderter des Klosters, allein er wohnte in einem besondern Hause und besuchte die Kirche im weißen Linnengewande des Weltgeistlichen, auf sein Ansehen bei Hofe und seine freundlichen Geschenke an die Mönche, bei dieser Auflehnung gegen die Klostersitte, bauend. Allein seine Alters- und Studiengenossen, Ratpert und Tutilo, waren nicht gewillt, diese Verletzung der Ordnung zu dulden; sie drangen also darauf, daß Salomon Mitglied des Klosters werde und sich den Pflichten desselben unterziehe. Nicht ohne vorangegangenen langen Kampf legte er endlich am Altar des h. Gallus, baarfuß und unter Thränen, im Mönchsgewande, ein goldenes Reliquienkästchen, ein Geschenk seines

Kaisers am Halse, das Gelübde ab. Dieser Vorgang machte, daß die Brüder ihn gut aufnahmen, als der Kaiser Arnulf ihn bald darauf zum Abt über sie setzte. Zu gleicher Zeit ward ihm i. J. 890 auch das Bisthum Konstanz zu Theil.

So war Salomon der mächtigste Herr in Alemannien. Allein er rühmte sich seiner Macht und seiner Gunst bei Hofe auch gegenüber den kaiserlichen Kammerboten über Alemannien, Berchthold und Erchanger, und so brach zwischen diesen und Salomon die alte Feindschaft aus, wie zur Zeit des h. Othmar. Auch Salomon gerieth in die Gefangenschaft der Feinde, wurde jedoch durch die Hülfe des Kaisers befreit. Als er an der Hand Bertha's, der Gattin des einen seiner Feinde, an dem Thor von Hohentwiel erschien, rief ihm die Menge der herbeigeeilten Getreuen zu: „Heil dem Herrn! Heil dem Lieben!" Die Kammerboten aber traf Gefangenschaft und Tod, obgleich der Bischof für sie gebeten hatte. Vom Schicksale dieser Großen der Erde erschüttert, unternahm Salomon eine Pilgerreise nach Rom, wo er zu den Füßen des Pabstes Buße that, vornämlich daß um seinetwillen, wenn auch ohne seine Schuld, jene Fürsten enthauptet worden.

Bald nach seiner Rückkehr von Rom empfieng Salomon in Konstanz seinen Freund, den Erzbischof Hatto von Mainz, mit dessen hochfahrender Härte er einen so freundlichen Gegensatz bildet. Mit Hattos reichen Geschenken, welche dieser vor der Menge seiner Feinde hatte flüchten müssen, und mit der Kunst des Tutilo stattete er seine Kathedrale mit herrlichen Werken heiliger Kunst aus. Nichtsdestoweniger blieb St. Gallen seine Lieblingsstätte. Als er sich einst, da er schon im höhern Alter vorgerückt war, in Konstanz verspätet hatte, warf er sich aufs Pferd und sprengte St. Gallen zu, so daß er noch zu rechter Stunde daselbst ankam und am Palmsonntage den Lobgesang anstimmen konnte. Bei derselben Gelegenheit veranstaltete er eine Procession auf den Brühl, wo er von hölzernen Stufen herab zu dem versammelten Volke predigte und darauf die ganze Menge speiste.

Salomon war mit äußern und innern Gaben reich ausgestattet. Für seine Wissenschaft und Bildung zeugen zwei ihm zugeschriebene oder wenigstens von ihm veranstaltete Werke, sein encyklopädisches

„Wörterbuch" und sein „Formelbuch" (Anleitung zur Abfassung von Briefen und Urkunden). Von seiner Schreib- und Zeichnenkunst giebt das von Sintram geschriebene Evangelium einen Beweis, indem der künstlich und geschmackvoll in Farben ausgeführte Anfangsbuchstabe von seiner Hand herrührt. Als Dichter ausgezeichnet, gab er bei Hofe das erste Beispiel der in der Minnesängerzeit so berühmten Wettgesänge. Noch sind von ihm zwei lateinische Gedichte vorhanden, in deren einem er das allgemeine Unglück unter dem letzten der Karolinger, Ludwig dem Kinde, darstellt, und im andern mit rührender Zärtlichkeit den Tod seines innig geliebten Bruders Waldo beweint. Er war durch natürliche Anlage und Uebung ein bei Hofe und in Kirchenversammlungen gleich gewaltiger Redner; namentlich aber ergriff er als Prediger die Gemüther. Er selbst gestand, daß er Ruhm und Beifall zu sehr liebe. Er war gegen die Armen und seine ihm untergebenen Klosterbrüder außerordentlich freigebig und herablassend, und nach Umständen und Personen ein fröhlicher und liebenswürdiger Gesellschafter. Seine weltlichen Würden und Aemter zogen ihn nie von geistlichen Uebungen ab. Er starb, die Heiligen von Konstanz und St. Gallen auf den Lippen, i. J. 920. Die in Kreuzesform neben seiner Wohnung erbaute St. Magnuskirche in St. Gallen und die Stadt Bischofzell im Thurgau sind Denkmäler, welche bis auf die Gegenwart von Bischof Salomon III. zeugen.

Wie bei Salomon der Ernst klösterlicher Gelübde die menschenfreundliche Theilnahme an allem Guten und Schönen und die Fähigkeit für die großen Geschäfte des öffentlichen Lebens nicht ausschloß: so sehen wir auch in den spätern St. Gallern der schönsten Blüthezeit des Klosters, bei fortwährender Aufrechthaltung der alten Zucht, eine aus sittlicher Kraft und Zufriedenheit hervorgehende Fröhlichkeit und eine Thätigkeit in Kirche, Schule und Wissenschaft, welche durch den Hintergrund eines nationalen Bewußtseins ein frisches und eigenthümliches Gepräge erlangte. Wenn Alemannien das „Land der Heiligen" hieß, weil kein anderes deutsches Gebiet so viele Männer zählte, welche durch ihr gottseliges Leben zur höchsten Verehrung gelangten, so lag ein Hauptgrund und eine wesentliche Berechtigung zu dieser Auszeichnung darin, daß man nirgends anderswo die Pflichten

des geistlichen Lebens mit so genügsamem, fröhlichem und freiem Geiste auf sich zu nehmen, und mit einer besonders reichen und fruchtbaren Lebensaufgabe zu verbinden verstand. Daher gewährt kein anderes Kloster der alten Zeit eine solche Menge bestimmt ausgeprägter Individualitäten wie St. Gallen, wobei zugleich alle mit gleicher Liebe und Treue an den Pflichten hielten, welche ihnen der h. Gallus auferlegte, und was jeder Einzelne unternahm, stets zur Ehre des Ganzen gethan haben wollte. Dazu kam, daß aus denselben Geschlechtern ein Glied mit dem andern an Frömmigkeit und Wissenschaft wetteiferte: namentlich stehen die durch enge Verwandtschaft unter sich verbundenen Eckeharde und Notker in der Aristokratie des Geistes oben an.

3. Die Eckeharde und Notker.

Eckehard der Erste wirkte nicht nur förderlich sowohl an der Spitze der Schule als des Haushaltes, sondern er wußte sich auch durch seine Vorzüge dem Pabste und dem Kaiser angenehm zu machen. Als Jüngling griff er unter der Leitung seines Lehrers Gerhard einen Gegenstand aus der deutschen Heldensage auf, indem er den „Walther von Aquitanien" zwar in lateinische Verse brachte, aber doch das Ganze in vorwiegender Liebe zu dem heimischen und vaterländischen Stoffe behandelte, indem in seiner Dichtung die Strenge germanischen Heldenthums kräftig hervortritt. Eckehard ist daher der erste Mönch, welcher es wagte, aus dem Kreise der geistlichen Dichtung herauszutreten und sich den Sagen zuzuwenden, welche im Munde des Volkes lebten. Der Walther ist noch vorhanden; ein anderes Gedicht dagegen, welches ursprünglich ein deutscher Volksgesang gewesen sein mag, das von Eckehard aus dem Deutschen ins Lateinische übersetzte Karlmannslied, ist verloren gegangen. Eckehard I. starb i. J. 978. Er hatte vier Neffen in das Kloster gebracht, welche alle bedeutende Männer wurden.

Einer derselben ist Eckehard II., der Hofmann genannt. Denn er hatte zuerst auf Hohentwiel bei Hadewig, der Gattin Herzog Burkhard's von Alemannien, der ehemaligen Braut des griechischen Kaisers, verweilt und mit derselben die Alten gelesen. Auf der Herzogin Empfehlung wurde er Hofkaplan beim Oheim derselben, Kaiser

Otto I., und der Erzieher von dessen Sohn, Otto II. Vorher hatte er lange mit großem Erfolge der Schule vorgestanden, denn er brachte es so weit, daß alle Schüler, mit Ausnahme der kleinsten, nur lateinisch redeten. Seine Schüler waren auch solcher Ehren fähig und würdig, daß er sich einst zu Mainz in der Mitte von sechs Bischöfen fand, welche ehemals in St. Gallen seinen Unterricht genossen hatten. Er starb i. J. 996.

Notker der Arzt erwarb sich zunächst in dieser Eigenschaft Verdienste um den Hof Otto's I. Zugleich aber schmückte er Kirche und Bücher als Maler und war ein berühmter Lehrer. Als Otto I. in dessen Greisenalter St. Gallen besuchte, führte der Kaiser den erblindeten Notker mit eigener Hand; und Bischöfe, Aebte und weltliche Herren umdrängten mit Theilnahme den Greis, dessen Schüler sie einst gewesen waren. Er starb i. J. 981. Noch wird bis auf den heutigen Tag in St. Gallen sein Loblied auf den h. Othmar gesungen.

Unter diesen gelehrten Mönchen spricht uns auch eine volksthümliche Erscheinung an, nämlich Notker's Freund Gerald. Nachdem er lange Lehrer gewesen, wurde er, wie überhaupt eine große Zahl der St. Galler Mönche, Priester, wobei er als Prediger von großer Beredsamkeit und Freimüthigkeit, bisweilen anstatt der anwesenden Bischöfe zu sprechen den Auftrag erhielt. Nach altem Rechte hatte er als Pfarrer an der St. Othmarskirche sowohl Ehescheidungen als andere Rechtsame eines Erzpriesters an Bischofsstatt auszuüben. Er hatte bis ins höchste Alter das hohe Vertrauen seiner Gemeinde. Eines Tages aber, nachdem er das Sündenbekenntniß abgelegt und die Messe gefeiert, nahm er öffentlich von seiner Gemeinde Abschied, indem er erklärte, daß er in Christo zu sterben bereit sei und die Hoffnung habe, sie einst am Tage des Herrn wieder zu sehen. Von der Klage des Volkes bis zum Kloster begleitet, begab sich Gerald ins Krankenhaus. Daselbst ließ er Heu mit Erde bedecken und das härene Bußgewand darüber ausbreiten. Nachdem er sich darauf gesetzt, ließ er alle Brüder rufen. Nun stand er auf, grüßte sie und sprach mit Thränen: „Väter und Brüder, meine Stunde ist gekommen, welche ich Verschuldeter immer gefürchtet; allein im Glauben an unsern treuen Gott will ich vor euch Allen das Sündenbekenntniß ablegen und von hin-

nen scheiden." Nachdem er gebeichtet und die Sündenvergebung empfangen, und nachdem die Brüder für seine ewige Ruhe gebetet, entfernten sich die übrigen bis auf die Wärter und diejenigen, welche die Psalmen vortrugen. Da rief Gerald aus: „Heiliger Johannes Evangeliste, Geliebter des Herrn, nimm mich auf!" Und das Haupt mit der Kapuze bedeckend und die Aermel der Kutte unter den Kopf schlagend, legte er sich auf jenes auserwählte Lager und sprach: „Komm, Herr, zu mir in Gnaden!" Als die Umstehenden nach ihm schauten, sahen sie in Augen und Lippen die Zeichen des Sterbenden. Nachdem sich das ganze Kloster um ihn versammelt, streckte er Hände und Füße kreuzweis aus, lächelte mit offenen Augen und verschied. Einige glaubten, Johannes, dem der tugendreiche Mann in jungfräulicher Unschuld nachgefolgt und dem er zugelächelt, habe ihn abgeholt.

Unter allen Gelehrten St. Gallens der verdienstvollste ist Notker Labeo „der Deutsche". Er arbeitete so fleißig und still in und für seine Schule, daß von seinen Lebensumständen nur wenige Einzelheiten bekannt sind. Auch seine gelehrten Arbeiten sind ein Beweis, mit welcher Treue er seinem Lehrberuf lebte. Da nämlich die St. Galler Schule unter ihren Zöglingen theils Knaben von den zartesten Jahren an zählte, theils edle Jünglinge aus dem Laienstande, so mußten sich die Lehrer der heimatlichen Sprache bedienen, um die geistlichen und weltlichen Schriften, welche in der Schule gebraucht wurden, zu erklären und den Unterricht verständlich zu machen. So haben Notker und seine Gehülfen eine ganze Reihe von Uebersetzungen und Erklärungen für den Schulgebrauch ausgearbeitet. Jedoch keine dieser Schriften ist in durchgehender und vollständiger deutscher Abfassung vorhanden, sondern nur soweit es zum Verständniß des lateinischen Textes nothwendig war. Allein in den zusammenhängend ausgeführten Stücken fließt die Sprache leicht und gewandt und mit bisher noch unvernommener Gefälligkeit dahin. Als ein ächter Zögling der Alten hatte Notker die Sorgfalt, die deutschen Längen und Töne Wort für Wort genau mit Accenten zu bezeichnen. Es ist kaum möglich, daß die ganze Reihe der ihm beigemessenen deutschen Bearbeitungen unmittelbar von ihm herrühre, sondern ein Theil derselben muß nur unter seiner Leitung zu Stande gebracht worden sein. Von Notker

selbst her stammen die Bearbeitungen des Hiob, der Psalmen und der Moralschriften des Pabstes Gregor. Den Hiob habe er an seinem Todestage vollendet, diesen und die Psalmen Kaiserin Gisela, Konrads II. Gemalin, für sich abschreiben lassen.

Von der letzten Zeit des schönsten Aufschwungs des Klosters St. Gallen unter Abt Burkhard von Montfort im Anfang des eilften Jahrhunderts schreibt der gleichzeitige Verfasser der „Schicksale St. Gallens": „O wie glücklich waren die Brüder unter ihm! Es war eine Zeit der Liebe, des Friedens und der Milde. Und welche früher in langer Traurigkeit sich verzehrten, jubelten nun in der Freude des Geistes ohne Unterlaß. Versuche in verschiedenen Dichtungen lebten wieder auf, und weil sie für jede Bestrebung ein trauerfreies Herz hatten, so wurden Hymnen, Sequenzen und verschiedene Uebertragungen ausgedacht." Von Notker, dem „gelehrtesten und liebevollsten Manne jenes Zeitalters", wird besonders erwähnt, „er habe aus Liebe zu seinen Schülern mehrere Bücher deutsch ausgelegt." Er selbst schrieb an Bischof Hugo II. von Sitten: „Ich habe ein ungewöhnliches Unternehmen gewagt, indem ich den Versuch machte, lateinische Schriften in unsere Sprache zu übersetzen, oder was von Aristoteles oder Cicero oder andern kunstreichen Schriftstellern philosophisch oder figürlich oder rhetorisch ausgedrückt worden, zum Verständniß zu bringen."

An seinem Todestage legte Notker eine öffentliche Beichte ab, wobei er — ein Zug der rohen Unschuld jener Zeit — als besondere Sünde bekannte, daß er als Jüngling im Klostergewand einen Wolf getödtet. Als die Kräfte zu schwinden begannen, bat er, daß man die Armen hereinlasse, damit er sterbend die Hungrigen speisen sehe. Im Sterben sprach er noch den Wunsch aus, daß man ihn begrabe, ohne sein mit der Kutte umgürtetes Bußgewand zu berühren. Mit Notker Labeo starben am nämlichen Tage an der Pest noch drei andere der dortigen Lehrer und wurden mit ihm in das Grab gelegt, i. J. 1022.

Notkers treuester und bekanntester Schüler war Eckehard IV., der ausgezeichnetste unter den Geschichtschreibern St. Gallen, der da begann, wo Ratpert aufgehört hatte, allein vom Tode übereilt worden sein mag, da seine Arbeit mitten in seiner Zeit abbricht. Bei großer

Gelehrsamkeit zeigt sich bei ihm noch der alte Geist klösterlicher Einfalt und Frömmigkeit, welcher bei der anschaulichen und gemüthreichen Art der Darstellung besonders anziehend wirkt, und wenn seine häufige Einmischung von deutschen Worten und Wendungen sein Latein dunkel, hart und barbarisch macht, so trägt sie doch wieder dazu bei, um uns deste lebendiger in jene Klosterwelt zu versetzen. Freilich ist die Erzählung des gelehrten Mönches in einem Grade malerisch und anekdotenreich, daß dadurch die Zuverlässigkeit bisweilen bedenklich wird. Außer dieser Geschichte Eckehards ist sein Büchlein „die Seligpreisungen", bestehend in lateinischen Gedichten auf die Hauptzierden des Klosters St. Gallen, auf uns gekommen. Eckehard hatte diese Verse noch als Notkers Schüler abgefaßt und dieselben zwischen den Zeilen später mit Erklärungen und Ergänzungen versehen, wodurch allein einiges Nähere aus Notkers Leben bekannt geworden. Während Eckehard die Schule in Mainz leitete, ward ihm eine von ihm selbst ohne Angabe seines Namens erzählte Auszeichnung zu Theil, welche einen sehr günstigen Begriff von seinem Lehrgeschick und seiner Kunst gibt. Als nämlich Kaiser Konrad II. i. J. 1030 zu Ingelheim mit seinem Hofe das Osterfest feierte, da traf es den St. Galler Mönch, in der Mitte des Chores, umgeben vom Kranze der Fürsten, das Hochamt zu halten. Kaum hatte er zur Anstimmung des Gesanges die Hand erhoben, als drei dem Throne des Kaisers zunächst sitzende Bischöfe sagten: „Herr, wir gehen, um dem Meister in dem, was er uns gelehrt hat, Beistand zu leisten." Sie gesellten sich zum Mönche und halfen ihm den Lobgesang, den er sie gelehrt hatte, durchführen. Der Mann weinte Freudenthränen. Nach Vollendung des Gottesdienstes ward er zum Kaiser geführt, zu dessen Füßen er reiche Gaben empfieng. Noch schüchterner und fast gezwungen erschien der Mönch vor der Kaiserin, so daß der Kaiser lächelte. Auch von ihr empfieng er Geschenke und des Kaisers Schwester steckte ihm einen Ring an seinen Finger. Zum Schlusse der Erzählung bemerkte er: „Dieß sage ich nicht, um die Ohren zu kitzeln, sondern um zu erwähnen, in welcher Ehre die Wissenschaft und der Unterricht unseres Hauses stehe."

4. Der Gesang zu St. Gallen und dessen Schule.

Noch besondere Erwähnung verdient, was die Schule St. Gallens für den Gesang geleistet. Karl der Große war bemüht, auch diesseits der Alpen den von Gregor dem Großen ausgebildeten und geordneten Gesang einzuführen. Zu diesem Behufe soll der Pabst dem Kaiser zwei Sänger gesendet haben, welche, mit den Abschriften des Gregorianischen Gesangbuches versehen, für die Schule von Metz bestimmt waren. Allein der eine derselben, Romanus, soll, auf der Reise erkrankt und, in St. Gallen aufgenommen und verpflegt, zum Danke dafür mit Bewilligung des Kaisers daselbst geblieben sein. Die feinsinnigen und kunstreichen Italiener mögen freilich Noth und Mühe gehabt haben mit den rauhen Kehlen der Nordländer. Wenigstens bemerkt darüber der Diakon Johannes, der Biograph Gregors des Großen: „Unter andern Völkern Europas bemühten sich vorzüglich die Deutschen und die Gallier diese süße Sangweise zu erlernen; allein aus Oberflächlichkeit des Geistes, weil sie ihr Eigenes den Gregorianischen Gesängen beimischten, oder aus natürlicher Rohheit waren sie am wenigsten geeignet, dieselbe zu fassen. Denn die Brust der Alpensöhne, deren Stimme laut wie der Donner schallet, kann jene süßen Melodien nicht angenehm ertönen lassen, weil die barbarische Rohheit der des Trunkes gewohnten Kehle, indem sie den durch Biegungen und Anschwellungen milden Gesang wiederzugeben bemüht ist, harte Töne herausstößt, knarrend wie ein Lastwagen, der über einen holperigen Weg herabfährt, und so die Herzen der Zuhörer, statt sie zu rühren, martert und betäubt." Zu dieser übertriebenen Schilderung macht ein St. Galler die Anmerkung: „Schau die romanische Prahlerei gegen die Deutschen!" Romanus aber, wird berichtet, ließ sich es nicht verdrießen, die St. Galler Mönche für den römischen Kirchengesang heranzubilden, indem er das von Rom gebrachte „Antiphonarium" zu Grunde legte, welches, mit elfenbeinernen Deckeln von hetrurischer Arbeit versehen, noch jetzt in St. Gallen aufbewahrt wird. Dasselbe bezeichnet die Töne mit verschiedenen, den Accenten verwandten Zeichen, Neumen genannt, welche über dem Texte in großer Mannigfaltigkeit angebracht waren und bis ins eilfte Jahrhundert ihre An-

wendung fanden, allein gerade durch ihre große Zahl und die schwer zu unterscheidenden Formen den Gesangsunterricht nur für Gelehrte zugänglich machten. Dieser römische Gesang in lateinischer Sprache schloß das Volk von der Theilnahme am Kirchengesang aus, während der Psalmengesang der Priester vom hohen Chore herab darauf Anspruch machte, gleichsam wie Engelgesang in den Ohren des niedrigen Volkes zu ertönen. Die einzige lebendige Theilnahme, welche den Laien gestattet war, fand sich in einen unverständlichen Ausdruck gehüllt, jenes griechische „Kyrie eleison" (Herr, erbarme dich), welches aus alter Zeit sich aus dem Morgenlande in die Kirche des Abendlandes vererbt hatte und dem Volke wenigstens bei den Bittgängen unter freiem Himmel gestattet war.

Der erste St. Galler, welcher als Lehrer der dortigen Schule namentlich auch auf den Gesang einwirkte, war Werimbert, der Schüler des Rhabanus Maurus. Ein ebenfalls anfangs St. Gallen angehöriger Zeitgenosse war Walafried Strabo, von dem noch eine beträchtliche Zahl von Dichtungen vorhanden sind: Hymnen, Lobgedichte auf Heilige und Glieder der Karolingischen Familie, Festepigramme, Jugendgedichte vom fünfzehnten Jahre an, hauptsächlich aber das „Gesicht des Wettin"*. Aus allem dem ergiebt sich zwar keine besondere Begabung und poetische Tiefe, zeigt dagegen, daß die poetische Schule in St. Gallen mit den alten Dichtern genau bekannt war und alle ihre Formen anzuwenden wußte.

Besonders großes Verdienst um die St. Galler Gesangschule hatte der Irländer Möngal oder Marcellus; denn er bildete die vorzüglichsten Kunstverständigen in Musik und Gesang, nämlich Ratpert, Tutilo und Notker den Stammler. Ratperts Lied auf den h. Gallus haben wir schon erwähnt**, welches ein ganzes Jahrhundert im Munde, wenn nicht des Volkes, doch der St. Galler Zöglinge sich erhalten zu haben scheint, bis Eckehard IV. es ins Lateinische übersetzte. Unter Ratperts noch vorhandenen Gesängen befinden sich namentlich mehrere bemerkenswerthe Litaneien, d. h. Gebetlieder, welche bei Prozessionen

* Siehe Haito S. 51.
** Siehe S. 54.

als Recitativ gesungen wurden, und wobei je nach dem Vortrag der zweizeiligen Strophen vom Gesammtchor abwechselnd je die erste und dann die zweite Strophe von Neuem wiederholt wurde. Wenn auch nicht durch eigenthümlichen Gehalt, so ist doch Ratperts Litanei über das h. Abendmahl durch ihre evangelische Einfachheit bemerkenswerth.

Mächtiger Gott, dir singen wir Preis, anbetend die Liebe
Deines unendlichen Leibs, deines vergossenen Bluts.
Sieh', o Lenker der Welt, wir nahn deinem heiligen Mahle
Unwerth deines Geschenks, habe Erbarmen mit uns.
Habe Erbarmen mit uns und tilg' unsre Sünden in Gnaden,
Daß uns werde zu Theil dein versöhnendes Pfand.
Möge dem Sternengezelt ein heiliger Engel entschweben,
Der uns an Seele und Leib wasche von jeglicher Schuld.
Nun so geleit' uns die Speise voll Kraft zur Wohnung des Himmels,
Doch schon auf irdischer Bahn spende dem Schwachen sie Heil.
O schau' gnädig, Erlöser, herab auf unsre Gebrechen
Und die Schaf' deiner Weid' schütze du, himmlischer Hirt!
Schütze sie, die du ernährst, auf daß der Feind sie nicht fälle,
Und verleih' ihnen Kraft aus unerschöpflichem Quell.
Ach wir sind alle nicht würdig des großen Gnadengeschenkes,
Lenke, du König, dein Volk stets mit liebender Hand.
Dieß, allmächtiger Vater, vollbringe erbarmend mit Christo,
Sammt deinem heiligen Geist, du dreieiniger Gott.

Der kunstreiche Tutilo war auch ein Tonkünstler und der Erfinder einer neuen Gattung von Meßgesängen an den Festtagen, der Tropen, durch welche der Eingang der Festgesänge einen höhern Schmuck erhielt; namentlich wird die leicht unterscheidbare Eigenthümlichkeit seiner Singweisen hervorgehoben. Er zeichnete sich aber auch als ausübender Tonkünstler aus, indem er seine Gesänge mit der Rotte, der siebensaitigen Cither, begleitete, und überhaupt in den Saiten- und Blasinstrumenten aller Art der Erste war und daher die Söhne des Adels in einem eigens dazu bestimmten Saale in dieser Kunst unterrichtete.

Der ausgezeichnetste Schüler Iso's und Möngals war Notker der Stammler, zu Elgg aus hohem Geschlechte geboren, jedoch schon in jungen Jahren dem Kloster dargebracht. Dieser ist der Erfinder einen neuer Form lateinischer Kirchenlieder. Man sang näm-

lich bei der Messe zum Ausdruck jubelnder Andacht die letzte Sylbe des Hallelujah in Tonreihen ohne Text, welche man, als Finale auf das Hallelujah, Sequenzen nannte. Um nun die Tonreihen der Sequenzen behaltbar zu machen, legte Notker denselben Bibelstellen unter. Zugleich lag die Absicht zu Grunde, mehr Abwechslung in den Meßgottesdienst zu bringen, ihn von Seite des Gesangs in nähere Beziehung mit den Gegenständen der einzelnen Kirchenfeste zu setzen und durch kürzere Tonsätze, neben dem eigentlichen Sängerchor, den Gesang einer größern Versammlung zu erleichtern. Der Unterschied zwischen den Sequenzen und den Hymnen bestand darin, daß die ältesten derselben des Sylbenmaßes und des Rhythmus entbehrten und daher im Gegensatze zu den Hymnen „Prosen" genannt wurden. Allein später bemächtigte sich der Reim auch dieser Art des Kirchenliedes, nur mit dem Unterschied, daß dessen Strophen nicht aus vier Zeilen bestanden, wie die Hymnen, sondern aus drei oder sechs Zeilen. Zu der musikalischen Ausbildung der Sequenzen trat später auch die poetische hinzu und schuf die herrlichsten Dichtungen des Mittelalters (wie z. B. Dies irae — Stabat mater). Von Notkern selbst rühren fünfzig Sequenzen her, in welchen er die Bedeutung der verschiedenenen Kirchenfeste durch Text und Melodie zugleich auf eine bezeichnende und leicht faßliche Weise darstellt. Am längsten erhalten haben sich die eigenthümlichen Sequenzen auf den h. Gallus und Othmar, in denen sich eine unmittelbarere und lebendigere Betheiligung spiegelt, als bei den allgemeinen Kirchenfesten. Die Notkerschen Sequenzen wurden in St. Gallen insgemein durch zwei Chöre vorgetragen; und es kam vor, daß Männerchöre mit Knabenchören abwechselten: es fand also eine vortreffliche Benutzung der in der Anlage der Klosterkirche einander in Ost und West gegenüberliegenden Chöre statt. Am Feste der h. Fides in Zürich wechselten in Absingung der Sequenz sogar die Stiftsfrauen mit den Chorherren.

Am berühmtesten unter den Dichtungen Notkers ist die „Media vita", deren Grundlage ihm beigemessen wird, welche in St. Gallen bei den Bittgängen über die umgebenden Höhen, an den Gedächtnißtagen der Verstorbenen und überhaupt zur Zeit schwerer Bedrängnisse gesungen wurde. Dieselbe wurde im Mittelalter ein all-

gemeines Volkslied in den verschiedenartigen Schrecken des Todes, namentlich war es der Schlachtengesang, der, von den Geistlichen gesungen, das Heer in den Kampf begleitete. Luther hat dieses Lied durch seine Bearbeitung auch in die evangelische Kirche eingeführt. Seine Uebersetzung der ersten ursprünglichen Strophe lautet also:

Mitten wir im Leben sind
Mit dem Tod umfangen:
Wen suchen wir, der Hülfe thu',
Daß wir Gnad' erlangen?
Das bist du, Herr, alleine.
Uns reuet unsre Missethat,
Die dich, Herr, erzürnet hat.
Heiliger Herre Gott,
Heiliger, starker Gott,
Heiliger, barmherziger Heiland,
Du ewiger Gott,
Laß uns nicht versinken
In der bittern Todesnoth!
Kyrieleison.

Noch i. J. 966, als hohe Geistliche in zahlreicher Abordnung von Otto dem Großen gesendet, das Ordensleben von St. Gallen prüften, waren dieselben voll von Notkers Lob über seine Kirchengesänge. Und als i. J. 1215 zu Rom eine Notkersche Pfingstsequenz vor Innocenz III. in Gegenwart des Abtes von St. Gallen gesungen wurde, verwunderte sich der Pabst, daß diesem bedeutenden Künstler noch keine höhere Ehre zu Theil geworden. Notkers Andenken dauerte das ganze Mittelalter hindurch, so daß endlich im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts seine Seligsprechung erfolgte.

Auch Eckehard I. und Eckehard II. waren Dichter und Sänger, und Letzterer war der Tonsetzer eines vor jenen Bischöfen unter Otto dem Großen vorgetragenen Gesanges, dessen Vortrefflichkeit jene dem Notker beimessen zu müssen meinten. Es fehlte freilich auch nicht an Neidern, welche diese Kunstbestrebungen der St. Galler „prunkende und unklösterliche Ueberhebungen" nannten. — Im eilften Jahrhundert nahm mit den übrigen Verdiensten der St. Galler Schule auch die Musik unter Notker Labeo einen neuen Aufschwung, und noch ist von ihm eine musikalische Abhandlung vorhanden, wohl die

älteste in deutscher Sprache. Dessen Neffe, Eckehard IV., wurde, wie wir gesehen haben, zu Ingelheim von den Großen des Reichs als Sänger geehrt.

Eine erwünschte Gelegenheit für das Kloster St. Gallen, seine Sängerkunst von einer neuen Seite zu entfalten, bot der häufige Besuch der deutschen Kaiser dar. Es wurden dieselben, nach allgemeiner, im ganzen Reiche herrschender Sitte, im Geiste des Alten Testamentes als die Gesalbten des Herrn und als die Ober- und Schutzherren der Gotteshäuser mit eigens gedichteten festlichen Lobgesängen empfangen: so Ludwig der Deutsche mit seiner Gemalin Emma. Namentlich aber fühlte sich Karl der Dicke in St. Gallen besonders wohl. Sein Aufenthalt daselbst bereitete dem Kloster festliche Tage; er war den Klosterbrüdern so vertraut, daß sie ihn traulich „unsern Karl" nannten, und daß er ihnen bei Tische diente. Während ihm die Eigenschaften des Regenten und des Kriegers fehlten, ermangelte er der Wissenschaft nicht, führte mit dem ältern Notker einen gelehrten Briefwechsel und wußte die St. Galler Bibliothek zu schätzen und sich derselben häufig zu bedienen. Als Konrad I. i. J. 912 bei Bischof Salomon in Konstanz das Weihnachtsfest begieng, überraschte er auch St. Gallen und verweilte daselbst drei, wie er selbst sagte, besonders fröhliche Tage. Namentlich hatte ihn am Feste der unschuldigen Kindlein das Benehmen der dortigen Schüler gefreut. An jenem Tage war es den Knaben vergönnt, den Chorgesang und die Prozession selbständig anstatt der Mönche zu führen. In Mitten des Festzuges ließ der Kaiser einen Korb voll Aepfel ausleeren, um die Zucht und Ordnung der jungen Sänger zu prüfen. Allein keiner derselben ließ sich in seiner Haltung irre machen. Und als Otto der Große nebst Gemalin und Sohn auf der Rückkehr nach Italien festlich empfangen wurde und die zu beiden Seiten aufgestellten Brüder den feierlichen Lobgesang anstimmten, ließ der Kaiser mitten hinein seinen Stab fallen, um ebenfalls die Mönche zu prüfen. Als nur einer aus seinem Gefolge herbeilief, den Stab aufzuheben, drückte der Kaiser gegen seine Umgebung den Beifall aus, daß keiner der Mönche weder Haupt noch Auge verwandt.

Dieses kunstreiche und heitere Gesangleben trug auch wieder dazu

bei, wie in das Kloster St. Gallen überhaupt, so namentlich in die Schule desselben einen fröhlichen Geist zu bringen. Denn bei aller klösterlichen Zucht und Strenge war hinwieder dafür gesorgt, den Zöglingen den Aufenthalt in den Klostermauern angenehm zu machen. Der Knabenchor hatte namentlich bei den häufigen Festzügen und Bittgängen über Berg und Thal seine Stimme zu erheben; und der Fleiß der Söhne des Adels in der äußern Schule wurde mit Waffen und Stoßvögeln belohnt, auch war es ihnen vergönnt, in eigens erbauten stattlichen Behältnissen verschiedene Jagd- und reißende Thiere, so wie zahme und wilde Vögel zu schauen. Sie hatten ihre bestimmten Ergötzungstage, an denen die Knaben Steine nach einem Helme werfen, in der Rennbahn nach dem Ziele laufen durften: zudem wurden die Sieger mit Beifall und Preisen belohnt. Den Jünglingen war das Würfelspiel erlaubt, mit einander zu ringen und sich im Fechten zu üben. Es war ihnen an solchen Tagen ein Bad gestattet und Wein und Lichter, um ihre Spiele auch in die Nacht hinein fortzusetzen. Da hatten die Lehrer Nachsicht mit dem jugendlichen Muthwillen. — Strenger freilich hatten es die geweihten Zöglinge der innern Schule, welche in früher Jugend dem Kloster dargebracht wurden, mit der Bestimmung und Verpflichtung sich dem Mönchsleben zu widmen. Das Kloster übernahm für diese Schüler alle Unkosten der Erziehung und des Unterhaltes: dagegen kam ein solcher Zögling selten wieder los. Sie waren mit dem Klostergewande bekleidet, und die Ruthe spielte in der innern, aber auch in der äußern Schule eine wichtige Rolle. Konnte doch der Mönch bei Fehlern wider die Ordensregel an eine Säule gebunden und gegeißelt werden.

Doch auch diese Zöglinge der eigentlichen Klosterschule hatten ihre besonderen fröhlichen Tage. Der unschuldigen Kindlein Tag war der eben so fröhliche als anmuthige Festtag der klösterlichen Jugend, wo diese zu Ehren der heiligen Unschuld die gottesdienstlichen Handlungen verrichten durfte. Schon mehrere Wochen vorher versammelte sich die Knabengemeinde, um den besten unter ihnen zum Bischofe des Tages zu wählen. Dieser erkor sich zwei Hofkapläne und ließ sich dann von den übrigen huldigen. Das eigentliche Fest aber begann am Abend des Johannistages, wo außer der Messe der ganze Gottesdienst von den

Knaben versehen wurde, und der Vorsteher, von zwei Fackelträgern begleitet, den geschmückten Stuhl bestieg und an der Stelle des Abtes den Lobgesang anstimmte. Am Festtage selbst erschallte allein der Knabenchor und ließ beim Hochamte und während der Umzüge die von den ersten Musikern des Klosters eigens veranstalteten Gesänge hören. Dieser Kinderjubel hatte Kaiser Konrad I. unter Allem, was ihm St. Gallen bot, am herzlichsten erfreut, so daß er den Knaben an diesem Feste drei Ferientage nebst fröhlichem Mahle bestimmte. An diesem Tage hatten die Schüler das Recht, Jeden, der die Schule betrat, gefangen zu nehmen, bis er sich löste. Bischof Salomon wollte kurz vor seinem Tode noch einmal diesem Jugendfeste in St. Gallen beiwohnen. Als der Bischof unter die Knaben trat, umgaben sie ohne Scheu den guten Herrn, nahmen ihn gefangen und setzten ihn auf den Stuhl des Lehrers. Salomon ließ es freundlich geschehen und sprach: „Da ich auf dem Stuhle des Lehrers sitze, so habe ich auch dessen Gewalt. Zieht euch alle aus, um geschlagen zu werden!“ Sie thaten es fröhlich, baten aber, daß er ihnen, auf gleiche Weise wie der Lehrer, sich auszulösen erlaube. Nun begannen die Kleinsten Latein zu reden, so gut sie konnten; die Mittleren sprachen in Versen; die Uebrigen in ergötzlichen Reimen und hielten Reden an den Bischof aus dem Stegreif. Darüber erfreut umarmte er die Knaben in ihren Hemdlein und sprach: „Zieht euch an! Und so lange ich lebe, will ich mich lösen und euer Talent belohnen.“ Und von nun an wurden die Knaben über jene drei Festtage aus der Küche des Abtes gespeist.

Während dieses Knabenfest vielen Klöstern jener Zeit gemeinsam war, verstand doch kein anderes die poetische Seite des Klosterlebens so zu verwirklichen und darzustellen, wie es die alten St. Galler gethan.

5. St. Gallens Stellung zum Volke.

Freilich fallen hinwieder die dunkeln Schatten jener Zeit schwer und scharf in dieses fröhliche Gemälde hinein. Während St. Gallen durch Wissenschaft und Kunst und durch die Menge seiner zu hohen Würden gelangten Zöglinge seinen Glanz über ganz Deutschland

warf, sah es in den seiner Herrschaft untergebenen Gemeinden eben so finster aus als überall anderswo. Der Missionsgeist des h. Gallus war in dessen Stiftung längst erloschen. Die hölzernen Kirchlein, welche allmählig auf der Landschaft sich erhoben, waren selten von irgend einem der Klöster erbaut; sondern der Grundherr errichtete sie auf seinem Meierhofe für seine Zinsleute und Leibeigenen, und stellte zu deren Bedienung ein Glied seiner Familie oder auch einen Freigelassenen an. Diese Landpfarrer, Leutpriester genannt, wurden nicht in der Klosterschule gebildet; was dieselben wissen und verstehen mußten, bestand in Gebetsformeln und kirchlichen Gebräuchen; man durfte nicht einmal verlangen, daß sie durchweg das Lateinische verstanden, sondern man mußte sich bei vielen begnügen, daß sie es lesen konnten. Man war zufrieden, wenn sie das Unser Vater und das Glaubensbekenntniß auszulegen wußten; das Predigen dagegen war schon eine seltene Kunst, welche damals hauptsächlich den Bischöfen zugemuthet wurde. Während die Klöster für die Landkirchen so wenig thaten, bemühten sie sich dagegen, daß ihnen möglichst viele derselben inkorporiert wurden, so daß sie die durch Zehnten und zunehmende Vergabungen beträchtlichen Einkünfte der Kirchen an sich zogen und damit nach Gutdünken schalteten, wogegen sie nur den spärlichen Unterhalt der Geistlichen zu verabreichen und die kirchlichen Gebäulichkeiten in baulichem Stand zu halten hatten. Es hinderte sie kein Gesetz, Kirchen nebst deren Einkünften an Geistliche oder Weltliche als Lehen oder Leibgeding zu vergeben. So kam der Ueberfluß der Klöster dem zahlreichen Adel des Landes zu statten, der es sich eben so sehr zur weltlichen Ehre und Förderung als zum Heile der Seelen anrechnete, recht viele Mitglieder in den großen geistlichen Stiftungen zu zählen. Unterdessen gieng das niedere Volk leer aus: der Schweiß seiner Arbeit wanderte nach den Klosterburgen, ohne daß hier den christlichen Pflichten gegen das untergebene Volk viel Rechnung getragen worden wäre. Wohl sagt das alte Sprichwort: „Unter dem Krummstab ist gut wohnen.“ Allein dieß galt den wohlwollenden und leutseligen Rücksichten, welche die Kirche, im Vergleich mit den härtern weltlichen Herren, dem Volke angedeihen ließ. Daher zeigen die Dorfoffnungen von Seite der großen Stifter am Bodensee in der

Ausübung der Herrschaftsrechte besonders viele Züge menschenfreundlicher Berücksichtigung gegen das Volk, wie z. B. gegen Wöchnerinnen, Greise, Kinder, Zinsleute, Boten, Schiffer. Doch sahen alle diese Klöster mit hohem Stolze auf das niedrige Volk herab, so daß z. B. auch ein Notker der Alte, indem er von dem in der That begabten Alemannenvolke seiner Umgebung spricht, Land und Leute nicht anders zu bezeichnen weiß, als

„Von harter Art, von hartem Glaub' und härtester Scholle."

Als die Ungarn durch Brand und Raub die Gegend verheerten, da ist weitläufig erzählt, wie der Abt sich mit den kräftigsten Mönchen auf eine neuerbaute Burg im Gebirge warf, die alten und die jüngsten der Wasserburg und den Schiffen des Sees und die Bibliothek der Reichenau anvertraute; allein des leidenden Volkes wird mit keiner Sylbe gedacht, dessen Dörfer sie von der Höhe brennen sahen. Und in den spätern Kriegen zwischen Kaiser und Pabst waren es die Kirchenhäupter selbst, die, unter sich entzweit, die Ländereien von Konstanz, Reichenau und St. Gallen wiederholt gegenseitig durch Flamme und Schwert verheerten, ohne daß jemals von Schutz und Hülfe oder auch nur von Theilnahme für das mißhandelte Volk die Rede wäre.

Man darf sich darüber freilich um so weniger wundern, da die christliche Erkenntniß selbst noch sehr getrübt erscheint. In kindlicher Freude über die auserwählte Stätte ihres Aufenthaltes und deren sichtbare Heiligthümer trat den alten St. Gallern Jesus Christus selbst vor dem h. Gallus zurück, und bei einem großen Reichthum von Gebeten und Gesängen richtet sich Dank und Lobpreisung in vielfachem Ausdrucke an die Heiligen, selten aber an den Herrn der Kirche. Ueberdieß ist das Gemüth von den Tücken und Anfechtungen der bösen Geister erfüllt, welche nach der Vorstellung jener Zeit überall in das Menschenleben eingreifen, so wie vom Jammer der Unseligen, welche im Tode nicht zur Ruhe kommen können. Daher führt selbst Walafried Strabo Berg- und Wassergeister auf, welche mit dem h. Gallus in Wortwechsel und Kampf treten. Der h. Notker hat vor dem Teufel sogar in der Kirche keine Ruhe; allein er verlegt demselben den Weg und züchtigt ihn so tapfer, daß dieser in vernehmlichem Deutsch „O weh!" schreit. — Die beiden Freunde, der h. Kon-

rad von Konstanz und der h. Ulrich von Augsburg, halten sich im Schlosse Laufen auf und schauen auf den Rheinfall hinab. Da sehen sie mitten im Wirbel des Wassers und der stürmenden Schaumeswellen zwei Vögel hineintauchen und wieder hervorkommen. Da erkennen sie im Geiste, daß das zwei Seelen seien, welche für die Menge ihrer Sünden zu büßen haben. Jeder betet für die armen Seelen eine Messe und die Vögel verschwinden.

In solcher Zeit darf man sich billig wundern, daß die allgemeine Glaubensregel nicht noch mehr verfinstert und verunstaltet worden. Es folgt daher das Glaubensbekentniß der Alemannischen Kirche, welches sich im Vergleich mit den Glaubensvorschriften der spätern Zeit durch Einfachheit und Nüchternheit auszeichnet:

„Ich entsage dem Teufel und allen seinen Werken und allen seinen Lockungen. Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater, den Schöpfer des Himmels und der Erde und aller Geschöpfe. Ich glaube an seinen eingebornen Sohn, unsern Herrn Jesum Christum. Ich glaube an den Heiligen Geist. Ich glaube, daß die drei Namen ein wahrer Gott seien, der war ohne Anfang und immerdar ist ohne Ende. Ich glaube, daß derselbe Sohn Gottes verkündigt worden von dem heiligen Engel Gabriel, daß er empfangen worden von dem heiligen Geist und geboren worden von der heiligen Maria, der reinen Magd; daß er in dieser Welt war wie ein anderer Mensch, außer daß er nie gesündigt; daß er getauft worden im Jordan, und gefangen und ans Kreuz gehängt worden und daran er gestorben an der Menschheit und nicht an der Gottheit; daß er begraben worden und von der Hölle erlöset hat alle, die seinen Willen gethan; daß er am dritten Tage auferstanden, wahrer Gott und wahrer Mensch, und daß er am vierzigsten Tage gen Himmel gefahren im Angesichte seiner Jünger und des Volkes, die seiner würdig waren. Ich glaube, daß er dort sitzet zur Rechten seines Vaters, ihm gleich gewaltig und gleich ewig; und daß er einst am jüngsten Tage richten werde die Lebendigen und die Todten nach ihren Werken. Ich glaube an eine heilige allgemeine christliche Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen. Ich glaube nach diesem Leben ein ewiges Leben. Ich glaube, daß ich nach dem Tode wieder auferstehen solle und daß mir gelohnt werde

nach meinen Werken. Den Bösen fürchte ich sehr, da ich gesündigt habe in Gedanken, Worten und Werken: das reuet mich sehr und ich gebe mich schuldig unserm Herrn und seinen Heiligen und auch den Priestern, und ich bitte um Gnade für Leib und Seele, bis ich meine Sünde gebüßet. Ich vergebe allen meinen Schuldnern, daß mir Gott alle meine Schulden vergebe."

IV.

Die Kirchen des Mittelalters.

1. Zürich, die Ufenau, Einsiedeln.

Während durch die Erzählung der treuherzigen und redseligen Mönche von St. Gallen das Leben des dortigen Klosters nach seiner äußern und innern Gestalt in größter Anschaulichkeit vor uns steht, fehlen uns dagegen die Nachrichten über das gleichzeitige Zürich des Gänzlichen. Jedoch ein Zeuge, mächtiger und sprechender als jede Schrift, verkündigt der Gegenwart die Gedanken und Vorstellungen, die Sinnesart und die Liebe jener alten Welt. Es ist das Groß-Münster in Zürich. Ungeachtet verschiedene Theile dieses Baues spätern Zeiten angehören, trägt doch das Ganze ein zusammenstimmendes, besonders reiches und eigenthümliches Gepräge der Zeit seiner ersten Entstehung. Zugleich aber bewahrt die jetzige Kirche den Zusammenhang mit der ursprünglichen Märtyrerkapelle von Felix und Regula aus der ältesten Zeit, indem diese Kapelle in den neuen Bau hineingezogen wurde; allein bei der bedeutenden Erweiterung der neuen Kirche konnte sie nicht mehr den Hauptchor bilden, sondern sie mußte in Gestalt einer Nebenkapelle zur Seite zu stehen kommen. Gleichwohl verblieb diese Seitenkapelle, welche sich an das südwestliche Nebenschiff anfügt und mit einer halbkreisförmigen Nische schließt, der Mittelpunkt und die Bewahrerin des Hauptheiligthums der ganzen Kirche, nämlich der Gebeine von Felix und Regula, denen das Gotteshaus

geweiht war. Doch nicht nur dieses Heiligthum gab Zürich in den Augen des gläubigen Volkes ein hohes Ansehen, sondern die freundliche Anmuth seiner Lage machte dasselbe zu einem Lieblingsorte der Karolingischen Familie. Denn mag auch die schöne Erzählung von der Schlange mit dem Zauberringe der Sage angehören und ein Aufenthalt Karls des Großen in Zürich nicht nachgewiesen werden können, so wird doch Karl urkundlich als Wohlthäter der Zürcherschen Kirche genannt und sein Bischof Theodor soll dieselbe eingeweiht haben. Eine entschiedene Vorliebe für Zürich bewies Karls Enkel, Ludwig der Deutsche, durch Gründung des Frauenmünsters. Derselbe übergab i. J. 853 nebst vielen andern Gütern den königlichen Hof zu Zürich seiner Tochter Hildegarde, damit sie auf demselben ein Frauenstift errichte, welchem sie als Aebtissin vorstehe. Das Münster wurde von Hildegarde zu bauen angefangen und nach deren frühzeitigem Tode in ihrem achtundzwanzigsten Jahre von ihrer Schwester und Nachfolgerin Bertha vollendet und i. J. 879 am Tage von St. Felix und Regula, von deren Reliquien ein Theil in die neue Stiftung hinübergebracht wurde, von Bischof Gebhard von Konstanz eingeweiht. Der jetzige Bau der Frauenmünsterkirche jedoch, welcher dem dreizehnten Jahrhunderte angehört, trägt nur noch schwache Spuren der ursprünglichen Kirche.

Das Großmünster aber ist unter den seltenen Bauten jener frühern Zeit die entwickeltste und am besten erhaltene. Man wagt gegenwärtig nicht mehr die Erbauung dieser Kirche in das zehnte Jahrhundert zu versetzen und Otto den Großen als den Erbauer zu bezeichnen. Dagegen vereinigen sich viele Gründe, diesen wichtigen Bau in die Zeit zu verlegen, als nach der Vereinigung Burgunds mit dem deutschen Reiche die Kaiser und Könige häufig in diese Gegenden kamen und in Zürich und Solothurn Reichstage hielten, besonders Heinrich III. Der Bau würde also in die Mitte des eilften Jahrhunderts fallen. Das Großmünster ist im sogenannten romanischen oder Rundbogen-Styl nach der einfachsten Form der Basilika erbaut, indem neben dem hohen Mittelschiffe niedrigere Seitenschiffe mit Pultdächern hinlaufen, ohne daß jedoch da, wo der Chor an die Schiffe sich anschließt, ein Kreuzschiff sich erhöbe, sondern man scheint

von der ältern Kirche die Räume des geradlinig abgeschlossenen Chores und der Felix- und Regula-Kapelle in den neuen Bau hineingezogen und einfach überbaut zu haben. An der Ostseite erheben sich in gleicher Flucht mit der Kirche die beiden Thürme. Der ganze Bau ist aus Quadersteinen aufgeführt. Die Mauerflächen sind in drei Stockwerke eingetheilt, deren erstes auf der Südseite zum Dach der Kapelle, das zweite zum Dach der Seitenschiffe, und das dritte zu demselben des Mittelschiffes steigt. Die Stockwerke sind vom Sockel bis zum Dache durch fortlaufende hervortretende Mauerbänder mit einander verbunden, welche bei jedem Stockwerk durch schachbrettförmig verzierte Gurtgesimse, unter denen sich um den ganzen Bau kleine Bogenreihen hinziehen, getheilt werden. Durch die senkrechten Lisenen und die wagrechten Gurtbogenfriese mit ihren einfachen Verzierungen werden die Mauerflächen in regelmäßige Felder abgetheilt, wodurch das Ganze in schöner Harmonie gegliedert erscheint. Am bedeutsamsten stellt sich diese harmonische Gliederung an der westlichen Façade mit den beiden Thürmen dar. An der nordöstlichen Seite des Glockenthurmes ist ein Reiter in antikem Gewande angebracht; an der südwestlichen Seite des Karlsthurmes befindet sich das Steinbild Karls des Großen, eine in der Zeit erneuerte Arbeit, als durch Waldmann die Thürme erhöht und mit achtseitigen Spitzhelmen bedeckt wurden. In der Mitte zwischen den beiden Thürmen, wo in spätern Kirchenbauten die Fensterrose angebracht wurde, befindet sich ein in über Eck gestellte Quadrate getheiltes steinernes Gitterwerk. Der nahe, gegen die Limmat jäh abfallende Abhang erlaubte nicht, das Hauptportal, welches sonst auf dieser Seite sich öffnet, zwischen den Thürmen anzubringen. Ferner zwang die Lage des alten Chores nebst der Kapelle, welche man benutzen wollte, zu einer Verkürzung des ganzen Baues, so daß statt der gewöhnlichen fünf innern Kreuzbogen hier nur drei vorkommen und demnach die Länge im Verhältniß zur Höhe und Breite der Kirche nicht das normale Maß enthält. Das Hauptportal befindet sich auf der nordöstlichen, der alten Stadt zu gerichteten Langseite. Die Vorhalle der karolingischen Zeit fällt weg, und an deren Stelle tritt ein stark heraustretender Vorbau, welcher durch immer weiter über einander sich erhebende Bogen und die ihnen entsprechen-

den, immer weiter aus einander gestellten Säulen, mit den aufs mannigfaltigste geschmückten Kapitälen und mit den zwischen den Säulen angebrachten Verzierungen einen höchst reichen Eingang bilden. Das Bogenfeld über diesem trug einst die Gestalt des thronenden Erlösers mit dem Buche des Lebens, um ihn die Sinnbilder der Evangelisten und unter ihm auf dem geradlinigen Portalschluß die zwölf Apostel. Es sollten diese weit sich aufschließenden, mit bedeutsamem Bildwerke geschmückten Portale das Volk zum Eintreten gleichsam einladen und ermuntern. So machen diese wohlgegliederten, künstlerisch verbundenen, nach zum Theil antiken Formen ausgebildeten Einzelnheiten dieser architektonischen Schöpfungen einen ruhigen, feierlich ernsten Gesammteindruck.

Im Innern wie im Aeußern der Kirche herrscht in den ursprünglichen Theilen der Rundbogen vor. Den äußern Mauerbändern und Gurtgesimsen entsprechen die Gliederungen des Innern. Statt der runden Säulen der karolingischen Zeit werden nun die in zwei Stockwerken über einander sich erhebenden Gewölbebogen von starken schweren Pfeilern getragen, welche so gegliedert sind, daß je der zweite und vierte derselben, durch eine aus dem Pfeiler hervortretende Halbsäule und die darauf ruhenden Wandstreifen, die Scheidebogen tragen. Diese theilen das Schiff in drei gleichseitige Kreuzgewölbe, wozu ein gleich großes im später erbauten Vorchore kommt; während die doppelte Zahl der Kreuzgewölbe in den Seitenschiffen an Raum den vierten Theil der Kreuzgewölbe des Mittelschiffes ausmachen. Der eigentliche Chor mit seinen Spitzbogenformen und seiner größern Zierlichkeit ist ein Werk des dreizehnten Jahrhunderts. Unter den beträchtlich erhöhten Chören befindet sich die Krypta, die unterirdische Todtenkapelle, welche ursprünglich für die Gebeine der Märtyrer bestimmt war. Das Innere macht in Vergleich mit dem Aeußern einen etwas schwerfälligen und beengenden Eindruck. Die Verzierungen der Pfeiler- und Halbsäulen-Kapitäle, so wie die Säulenfüße, sind offenbar antike Nachahmungen, jene namentlich tragen in ihren sonderbaren Thiergestalten einen morgenländisch heidnischen Charakter; sie sind übrigens ungleich vertheilt, indem ein Theil der Pfeiler nachlässig behandelt ist. Nur zwei der Kapitälbasreliefs enthalten menschliche Gruppen und

könnten sich auf Scenen aus dem Leben Ottos des Großen beziehen. Unter der einen Gruppe erscheint ein Krieger, der eben getödtet wird und auf dessen erhobenem Schwerte der Name Guido steht, eines der von Otto überwundenen italienischen Fürsten. Die zweite Gruppe enthält einen König zu Pferde nebst einer männlichen und weiblichen Figur in weiten Gewändern mit dem Heiligenschein und dem Palmzweig, den Siegeszeichen der Märtyrer. Man wollte in diesen Gestalten den Kaiser nebst Felix und Regula erkennen, welche jenem an ihrer Grabstätte erscheinen und ihn zum Bau eines neuen und herrlichen Münsters auffordern.

Zu gleicher Zeit mit dem Vorchor des Großmünsters, gegen Ende des eilften Jahrhunderts, wurde der daran sich schließende Kreuzgang erbaut. Die Kreuzgänge der alten Kirchen und Klöster sind ins Viereck gebaute bedeckte Hallen, in welchen die kirchlichen Processionen oder Umgänge an hohen Festen mit Kreuz und Fahnen, geschützt gegen Sonnenhitze und Regen, gehalten werden konnten. Sie wurden zu bestimmten Stunden zur Lesung von Erbauungsschriften benutzt, daher der dazu verwendete Gang der Lehrgang hieß. In einer andern Seite fand am Donnerstag der Charwoche die Fußwaschung der Armen statt. Ferner dienten die Kreuzgänge mit dem von denselben umschlossenen Garten den Klostergeistlichen und Stiftsherren zu ihrer körperlichen Bewegung und Erholung, so daß dieselben in ihrem oft reichen Schmucke als „Denkmäler eines heitern, behaglichen Lebensgenusses" noch jetzt vor Augen stehen. Dieses Gepräge trägt namentlich auch der Kreuzgang des Großmünsters. Seine Erbauung fällt in die letzte Zeit des Zusammenwohnens der allmählig reich gewordenen Stiftsherren: bald darauf verließen sie ihre Gemeinwohnung und bezogen abgesonderte Chorherrenhöfe. Die Zeit des Beisammenseins aber sollte ihnen noch die Kunst erheitern und verschönern. Daher kam denn die ganze Zierlichkeit und Geschicklichkeit der Zeit des Rundbogenstyls an diesem Kreuzgange zur Anwendung, so daß in Mannigfaltigkeit und Reichthum der einzelnen Bauglieder und ihrer Ausschmückung dieses wohlerhaltene architektonische Kleinod einzig in seiner Art ist. Dabei ist es nicht zufällig, daß in den Ornamenten kirchliche Darstellungen fehlen, und dagegen der ganze derbe und muth-

willige Humor der Steinmetzen in den seltsamsten und abenteuerlichsten Gebilden sich freien Lauf ließ: es ist eben nur ein Beweis von der fröhlichen Derbheit jener Zeit, deren Ausdruck und künstlerische Entfaltung auch von den Klosterräumen nicht ausgeschlossen war.

Die umflossene friedliche Insel, geschützt gegen die Anfälle von Menschen und Thieren, bot in der ältesten Zeit den Menschen eine willkommene Zufluchtsstätte dar. Wie daher die Inseln des Rheins und Bodensees zu den ersten Gründungen der christlichen Kirche eingeladen hatten, so finden wir auch auf den lieblichen Eilanden des obern Zürichsees schon in sehr früher Zeit eine christliche Niederlassung. Denn es wird erzählt, daß im J. 744 Atta als Klausnerin in dem Mariakloster auf der Lützelau gelebt, wohin sich dieselbe nach dem Tode ihres Gatten Reckinbert zurückgezogen hatte, dessen Besitzungen hauptsächlich zwischen dem Töß thale und dem obern Zürichsee gelegen waren. Auch deren Tochter Bertha, nebst andern Frauen, finden wir im Kloster auf der Lützelau, welches sie mit beträchtlichen Besitzungen und Leibeigenen ausstattete. Sie und ihre Nachkommen gehören auch zu den besondern Wohlthätern von St. Gallen, unter dessen Besitzungen im Anfange des neunten Jahrhunderts die ganze Lützelau vorkommt, während derselben Kloster für immer aus dem Gedächtniß verschwindet.

Dagegen lenkt vom zehnten Jahrhunderte an die Ufenau, die obere Insel, die Aufmerksamkeit auf sich. „Benno, ein Domherr von Straßburg, hatte um das Jahr 906 den finstern Wald am obern Zürichsee besucht und sich entschlossen, Nachfolger des frommen Eremiten Meinrad zu werden, der dort viele Jahre mitten in der Wildniß zugebracht und sein Leben unter den Händen von Räubern geendet hatte. Benno fand die Klause, die einst die Aebtissin des Felix- und Regulaklosters in Zürich dem frommen Meinrad erbaut hatte, gänzlich im Verfalle und die Umgebung allzu unfreundlich. Er erbat sich daher von dem Grafen von Rapperschwyl, dem jene Gegend gehörte, die Erlaubniß, den Wald lichten und den Boden bebauen zu dürfen. Die Bitte wurde gewährt, und es dauerte nicht lange, so breitete sich vor der Zelle, welche hergestellt worden war, nach Wegräumung von Bäumen und Felsen ein anmuthiger Wiesengrund aus

und der Ort wurde offener und gesunder. Unter Benno's Vorsteherschaft wuchs mit jedem Jahre das Ansehen der Zelle des seligen Meinrad; es mehrte sich auch die Zahl der Einsiedler, die sich an Benno anschlossen. Da entstand Mangel an Lebensmitteln unter den Brüdern. Dieser Umstand bewog den Vorsteher, sich an das Kloster Seckingen, das damals noch der Besitzer der Ufenau war, zu wenden, und sich die Nutznießung dieser Insel auszubitten. Nachdem Seckingen seine Einwilligung gegeben, machte Benno die Insel urbar, pflanzte Fruchtbäume und verscheuchte in kurzer Zeit bei seinen Brüdern jede Furcht vor künftigem Mangel. Benno lebte im finstern Walde bis zum Jahre 927, in welchem er zum Bischof von Metz ernannt wurde."

Während der Zeit, die Benno in Einsiedeln zubrachte, war Burkhard I. Herzog in Alemannien, der i. J. 926 in Italien sein Leben verlor. Seine Gattin Regilinde war die Tochter Eberhards I., Grafen des Zürichgaues, Ahnherrn des Nellenburgischen Hauses und Großvaters des Gründers des Allerheiligen-Klosters zu Schaffhausen. Regilinde hatte in der Ehe mit Burkhard außer Burkhard II. und der Königin Bertha noch einen zweiten Sohn geboren, Namens Adalrich. Dieser soll sich schon vom fünfzehnten Jahre an aus der Welt zurückgezogen und auf der Insel Ufenau angesiedelt haben. In zweiter Ehe mit Hermann I., ebenfalls Herzog von Alemannien, gebar Regilinde demselben die schöne Ida, die nachherige Gattin Luitolfs, des ältesten Sohnes Kaisers Otto I. Regilinde war noch bei Lebzeiten Herzog Burkhards I. Herrin des Felix- und Regula-Klosters zu Zürich gewesen. Nach dem Tode ihres zweiten Gatten aber, in Folge eines wechselvollen Lebens die Nichtigkeit aller irdischen Größe erkennend, trat sie bleibend in dasselbe und erscheint schon i. J. 949 als dessen „edelste und ehrwürdigste Aebtissin". Nebst ihren unmittelbaren Wohlthaten an das Frauenmünster, so wie an Einsiedeln, bestätigte Kaiser Otto I. während seines Aufenthaltes in Zürich i. J. 952 nach der Rückkehr aus Italien, auf Bitten seiner Gemahlin Adelheid, Regilindens Enkelin, dem ersten Gotteshause dessen Besitzungen sowohl in der Umgebung als im Lande Uri und im Elsaß. Endlich nicht ferne vom Ziele ihres Lebens, vom Aus-

satze gequält, wünschte Regilinde sich dem Umgange der Menschen ganz zu entziehen, um in völliger Abgeschiedenheit die begangenen Sünden zu büßen und sich auf ihr Ende vorzubereiten. Kein Aufenthaltsort konnte ihr zu diesem Zwecke geeigneter erscheinen, als die nahe Ufenau. Zürich verlassend, bezog sie etwa ums Jahr 952 jene Insel und rieth gleich bei ihrer Ankunft ihrem Sohne, sich nach Einsiedeln zu begeben und als Eremit den Eremiten sich anzuschließen. Adalrich gehorchte der Aufforderung seiner Mutter, gieng in das Kloster und verwaltete bis zu seinem Tode dessen Kirchenschätze. Da noch kein für den Gottesdienst bestimmtes Gebäude auf der Insel vorhanden war, so richtete Regilinde ihre erste Sorge auf die Erbauung einer Kapelle und einer Kirche. In der Kapelle, welche sie zu Ehren des h. Mauritius errichtete, wollte sie ungestört ihrer Andacht obliegen, und ließ in derselben täglich durch einen Priester, den sie berufen hatte, Messe lesen. Ihr Wohngebäude stand mit der Kapelle so in Verbindung, daß sie vermittelst einer kleinen Brücke auf eine noch vorhandene Gallerie, die dem Altar gegenüber angebracht war, gelangen konnte. Darauf legte sie den Grund zu einer Kirche für ihr Gesinde und die Bewohner der benachbarten Seeufer und stattete dieselbe mit einem Theile ihrer Besitzungen im Zürichgaue aus. Nach einem etwa fünfjährigen Aufenthalte auf der Ufenau, und ehe noch der Bau der Kirche vollendet war, starb Regilinde um das Jahr 958 und wurde in der von ihr selbst errichteten Kapelle zu Einsiedeln beigesetzt.

Bald nach seiner Mutter Hinschied verließ Adalrich das Kloster Einsiedeln und zog wieder nach der Ufenau, führte den Bau der Kirche zu Ende und versah den Gottesdienst in derselben bis zu seinem Tode. Als Kaiser Otto der Große sich i. J. 965 auf der Insel Reichenau aufhielt, löste er, auf Verwendung seiner Gemahlin Adelheid und Herzog Burkhards II., Adalrichs Bruder, die Ansprüche des Klosters Seckingen an die Ufenau aus und trug deren vollständigen Besitz auf das Kloster Einsiedeln über. Adalrich starb im J. 973 und ist in der St. Peter- und Pauls-Kirche der Insel bestattet. Die Gemeinden Stäfa und Hombrechtikon auf der rechten, und die Gemeinden Wollrau, Pfäffikon und Feusisberg auf der linken Seite des Zürichsees waren nach der Kirche Ufenau pfarrgenössig. Die Bewoh-

ner aller Ortschaften dieser Gemeinden waren daher verpflichtet, auf der Ufenau den Gottesdienst zu besuchen, dorthin ihre Kinder zur Taufe und die Todten zur Bestattung zu bringen. Bis zum vierzehnten Jahrhundert verblieben die Umwohner in alter Anhänglichkeit bei ihrer Mutterkirche; dann aber wurden für dieselben allmählig besondere Kirchen erbaut. Auf der Ufenau fand Hutten bei Zwingli's Freund, dem Einsiedler-Conventualen Joh. Schneck, i. J. 1523 ein letztes Asyl und ein frühes Grab. Im Jahr 1663 wurde Adalrich heilig gesprochen und seine Ueberreste feierlich in einem steinernen Sarge beigesetzt. Noch sieht man neben dem alten Haupteingange der St. Peter- und Pauls-Kirche Adalrichs Grabstein.

Herzog Hermann, der zweite Gatte der frommen Regilinde, war, wohl durch deren Einfluß, der besondere Beschützer der Stiftung des h. Meinrad, daher er bei Kaiser Otto I. auswirkte, daß unter dem ersten Abte des Klosters Einsiedeln, Eberhard, einem Verwandten des herzoglichen Hauses, der finstere Wald demselben zum Eigenthum gegeben wurde. Eberhard baute über der Kapelle des h. Meinrad, welchem Hildegarde, die erste Aebtissin des Frauenmünsters in Zürich, das darin bewahrte wunderthätige schwarze Marienbild geschenkt haben soll, eine Kirche nebst den Klostergebäuden und lud im J. 948 den Bischof Konrad von Konstanz zur Einweihung des neuen Baues ein. Als der Bischof, wie die Chronik von Einsiedeln erzählt, um Mitternacht sich zum Gebet in die Kirche begab, vernahm er den Gesang der Engel, welche unter den üblichen heiligen Gebräuchen die Kapelle der h. Jungfrau einweihten. Am darauf folgenden Morgen, dem Tage der Kreuzerhöhung, welcher zur festlichen Handlung bestimmt war, zögerte der Bischof, erfüllt von den heiligen Zeichen der vergangenen Nacht. Als er jedoch, von der zahlreich versammelten Menge gedrängt, sein Amt endlich verrichten wollte, erschallte eine Stimme aus dem Himmel, dreimal und von Jedermann gehört: „Laß ab, die Kapelle ist vom Himmel geweiht!" Darauf verließ Konrad die Kapelle und weihte nun nach gewohnter Weise die die Kapelle umschließende Kirche im Namen des h. Mauritius und seiner Gefährten. Diese von Konrad dem Heiligen verzeichnete und von dem Reichenauer Mönche berichtete Engelweihe der Marienkapelle zu Einsiedeln wurde i. J. 964

durch eine Bulle des Pabstes Leo VIII. bestätigt, unter der Beifügung, daß der Pabst diesen Ausspruch that, nachdem er u. a. den Rath des Erzbischofs Hatto von Mainz, der Bischöfe Ulrich von Augsburg und Hartbert von Chur und der Aebte Eberhard von Reichenau und Burkhard von St. Gallen eingeholt. Zur Bekräftigung dessen fügte der Pabst für Alle, welche als Büßer an diese Stätte wallfahreten, vollkommenen Ablaß von Schuld und Strafe hinzu. Dadurch erhob sich Einsiedeln neben Loretto zum ersten Wallfahrtsort von Europa und zählte von dieser Zeit an Jahrhunderte hindurch unter seinen Mönchen viele Mitglieder aus dem hohen Adel. Der 14. Herbstmonat, der Tag der Engelweihe, ist bis auf heute der große jährliche Festtag des Klosters.

2. Die Kirchen der romanischen Schweiz: Peterlingen, Neuenburg, Genf, Lausanne.

Wenn das Großmünster in Zürich ein Denkmal des Rundbogenstyls von ungewöhnlichem Werthe ist, so weist hinwieder die Schweiz noch weiter eine beträchtliche Anzahl von Kirchen auf, welche der gleichen Periode und der gleichen Bauart angehören. Dagegen ist es auffallend, daß neben diesen frühen Bauten die Schweiz keine einzige Kirche zählt, welche den gothischen Styl in seiner Reinheit und Vollendung darstellte. Der Grund liegt darin, daß in der Schweiz, bei der frühen Verbreitung des Christenthums in ihren Gränzen, die Klöster und Stifte schon in den ersten Zeiten des Mittelalters zu einer beträchtlichen Blüthe gelangt waren, und daher im Durchschnitte früher als anderswo ansehnliche Kirchenbauten hatten unternehmen können; daher diese durch ihre Dauerhaftigkeit und ihr ehrwürdiges Alterthum sich noch in Schätzung erhielten, während die glänzende Architektur des Spitzbogenstyls allmählig mit ihren herrlichen Schöpfungen Frankreich und Deutschland beschenkte. Gerade diese einfachen und bescheidenen Kirchen der Schweiz, welche aus hohem Alterthum stammen, entsprechen wieder dem Beharren der Schweiz überhaupt an den einfachen und ehrwürdigen Ueberlieferungen und Gewohnheiten der Vorzeit. Wie das Licht des Evangeliums zuerst über die westliche Schweiz

aufgieng, so sind auch dort noch alte Kirchen in größerer Zahl vorhanden, welche von jenem frühen Glauben Zeugniß geben.

Die romanische Schweiz ist voraus reich an Denkmälern der alt-fränkischen Zeit. Vielleicht die älteste Kirche der Schweiz ist diejenige von Romainmotier. Dieses Kloster soll in der Mitte des 7. Jahrhunderts von Chlodwig II. im engen Waldthale am Fuße des Jura gegründet worden sein. Die ältesten Theile der jetzt noch stehenden Kirche aber sollen der Zeit angehören, als der Pabst Stephan II. auf der Reise zu Pipin, von Agaunum kommend, dort Einkehr hielt und die neuerbaute Kirche weihte, i. J. 753. Jedenfalls weisen die kurzen schweren gemauerten Säulen mit ihren rohen Basen und Kapitälen in die älteste Zeit zurück. Von den Königen Klein-Burgunds besonders begünstigt, wurde Romainmotier dem berühmten burgundischen Kloster Cluny einverleibt, so daß der gleiche Abt über beide gesetzt war und die gleiche strenge Lebensordnung in beiden herrschte.

Aventikum übte auch in seinen Trümmern nach Jahrhunderten auf den Bau der umliegenden Kirchen einen beträchtlichen Einfluß aus, indem theils die Ueberreste römischer Kunst den christlichen Baumeistern zum Vorbilde dienten, theils seine Ueberbleibsel selbst zu Kirchenbauten verwendet wurden. Beides scheint bei der merkwürdigen Kirche von Granson der Fall gewesen zu sein. Denn dieselbe bildet ein von zehn Säulen getragenes Schiff, welche Säulen aus Marmor und Granit bestehen und von ungleicher Höhe sind, so daß dieselben durch sehr verschiedenartige Postamente auf gleiche Linie gebracht sind. Die Kapitäle, von ebenfalls verschiedener Höhe, erinnern in ihren Akanthusblättern an die römische Kelchform.

Zu Peterlingen, wo einst Marius die erste Kirche erbaut hatte, steht noch heut zu Tage das Denkmal der Königin Bertha. Nachdem Burkhard I., Herzog von Allemannien, den Burgunder-König Rudolf II. bei Winterthur in der Schlacht besiegt, gab der Herzog diesem zum Pfand der Versöhnung seine Tochter Bertha zur Ehe i. J. 922. Diese Deutsche lebt noch im Munde des romanischen Volkes, welches von einer alten glücklichen Zeit spricht, „da die Königin Bertha spann.“ Denn während ihren Gatten Ehrgeiz und Abenteuer viele Jahre in Italien fesselten, erzählt die alte Ueberlieferung, habe die

Königin auf ihrem Zelter, den Spinnrocken im Gürtel, ihre Meierhöfe und Schlösser vom Genfersee bis zur Aare besucht, den Landbau gefördert und sei eine Beschützerin der Armen gewesen. Zur Zeit der verheerenden Einfälle der Ungarn und der Saracenen habe sie eine Reihe von festen Thürmen zur Zuflucht des Volkes gebaut. Voraus aber wendete sie ihre Liebe den Klöstern zu, beschenkte die schon bestehenden und gründete neue. König Rudolf starb fünf Jahre nach seiner Rückkehr aus Italien. Die Vasallen wählten seinen zehnjährigen Sohn zum Könige, und Kaiser Otto der Große schützte Burgund mit dem Schwert gegen widerrechtliche Ansprüche und zog den jungen König Konrad an seinen Hof. Die Tochter Adelheid, von ihrem Vater als Kind dem Sohne des Königs von Italien verlobt, hatte nach ihrer frühen Verheirathung ein trauriges Loos. Nach dem baldigen Untergang ihres Gatten wollte ein lombardischer Fürst sich ihrer Person und ihrer Ansprüche an den italienischen Thron bemächtigen; und als Adelheid sich nicht fügte, traf sie harte Gefangenschaft. Kaiser Otto befreite die neunzehnjährige Witwe und erhob sie auf den Kaiserthron, und die Tochter der Königin Bertha wurde um ihrer Schönheit, Tugend und Bildung willen desselben für besonders werth gehalten und darum von ihren Zeitgenossen verehrt.

Der Name der Mutter und der Tochter ist uns in der alten Klosterkirche zu Peterlingen in lebendigem Andenken erhalten. Denn Bertha baute i. J. 962 mit den den Ruinen des benachbarten Aventikum enthobenen Steinen die dem Orden von Cluny gewidmete Abteikirche und machte diese Stiftung „zum Heil ihres Herrn Rudolf, ihrer Söhne, des glorreichen Königs Otto, ihrer Tochter Adelheid und endlich zu ihrem eigenen Heil und demjenigen der künftigen Wohlthäter dieses Gotteshauses: damit fromme Brüder mit Inbrunst himmlische Gemeinschaft suchen und Liebe üben gegen Arme, Fremde und Reisende. Die Mönche sollen ihren Probst und Kastvogt selbst wählen und von jeder weltlichen Oberherrschaft und selbst von derjenigen des römischen Stuhles frei sein.“ Bertha wählte sich in dieser Stiftung ihre Ruhestätte. Der Bau wurde durch ihren Tod unterbrochen, jedoch von ihrer Tochter fortgesetzt und von ihren Söhnen Konrad und Rudolf gefördert. Die Kaiserin besuchte i. J. 973 das

Heimatland Agaunum, Romainmotier und die Grabstätte ihrer Mutter in der Gegenwart des h. Odilo, Abtes von Cluny, empfahl sich dessen Gebet und benetzte sein rauhes Gewand mit ihren Thränen. Odilo hat die wechselvollen Lebensschicksale der h. Adelheid schriftlich hinterlassen. Die jetzt zu einem Kornspeicher benutzte Abteikirche zeigt ihrer Anlage nach die nächste Verwandtschaft mit den alten burgundischen Kirchen, besonders mit derjenigen des ehemaligen Cluny, namentlich durch ihren dem Chor sich anschließenden Kranz nach außen hervortretender halbkreisförmiger Kapellen, indem die mittlere zweistöckige Apsis je zu beiden Seiten noch zwei kleinere Kapellen hat, die äußern noch in kleinerm Maßstabe als die mittlern. Die Hauptkapelle zeigt im Aeußern eine wohlgegliederte Ausschmückung durch Mauerbänder und darauf ruhende Halbsäulen, welche oben durch den Bogenfries abgeschlossen sind. Ueber einem stark hervortretenden Kreuzschiffe erhebt sich der Glockenthurm. Das nach Westen schmäler werdende Hauptschiff wird durch den St. Michaelsthurm mit der Vorhalle geschlossen, wo das Grab der Königin Bertha sich befunden haben soll, deren vermuthete Ueberreste i. J. 1818 nach der Pfarrkirche der Stadt versetzt und von der Regierung des Kantons Waadt mit einem Denksteine bezeichnet worden sind.

Die Königin Bertha wird auch als die Stifterin der ältesten Kirchen von Solothurn und Neuenburg genannt. Letztere wurde in ihrer jetzigen Gestalt erwiesener Maßen in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts von Ulrich, dem letzten Grafen von Neuenburg, und seiner Gattin Bertha gegründet. Auch zeigt sie demgemäß die Formen des Uebergangsstyls. Die halbkreisförmigen Kapellen des Chores haben noch die Rundbogenfenster und die durch schlanke Säulchen getragenen Rundbogenfriese. Namentlich aber trägt die südliche Hauptpforte das Gepräge eines Bausthls, welcher in seinen Verzierungen viele Aehnlichkeit mit dem bekannten Portale von Zürich hat. Das Ganze jedoch mit den Fenstern, den Bogenstellungen und den Gewölben des Schiffes, wo überall der Spitzbogen vorkommt, doch so, daß die Fenster von Außen spitzbogig, von Innen rundbogig gestaltet sind: — das Ganze gehört der Uebergangsperiode an und zeigt die allmälige Entwicklung der neuen Bauform während des

Baues, daher der ganze Bau wie aus Einem Gusse in schöner Harmonie der Hauptglieder und deren Verzierung sich darstellt.

Mit ähnlichen Verzierungen, aber in der entwickelten Form des Uebergangsstyls zeigt sich die bedeutende Kathedrale von Genf. Der Bau der Kirche in ihrer ursprünglichen Gestalt wurde von dem Könige Konrad von Kleinburgund um die Mitte des 10. Jahrhunderts begonnen, von dessen Sohn Rudolf III. fortgesetzt und von Kaiser Konrad II. vollendet, welcher i. J. 1034 in der St. Peterskirche zum König von Burgund gekrönt wurde. Allein Brand und Bürgerkrieg haben wiederholt eingreifende Zerstörungen angerichtet, so daß nun der Charakter des 12. Jahrhunderts im Baustyl sich zu erkennen giebt. Während das Aeußere der gegenwärtigen St. Peterskirche ungleich, schwer und gedrückt erscheint, macht das Innere einen würdigen und erhebenden Eindruck. Die im Spitzbogen sich schließenden Bogenspannungen sind durch Säulenbündel getheilt. Diese Säulenpfeiler sind zwar kurz, breit und schwer, aber zum Theil mit kunstreich verzierten Kapitälen bekrönt. Doch einzelne Säulenschäfte des Hauptschiffes schießen in schlanker Flucht vom Boden bis zum Gewölbe empor. Ueber den Bogen des Mittelschiffes zieht sich eine doppelte Gallerie mit reicher und glücklicher Durchbildung hin, indem die untere Gallerie sieben Halbrundbogen hat, die obere in der Mitte in drei Spitzbogen und zu beiden Seiten in Kleeblätterbogen ausläuft. Diese doppelte Gallerie setzt sich in der Erhöhung über dem Kreuz und durch den Chor fort, wo in der untern Gallerie siebentheilige Spitzbogen und darüber halbrunde Doppelbogen vorkommen.

Von ähnlicher Beschaffenheit, aber durchgebildeter und harmonischer, in der vollen Entwicklung des Spitzbogenstyls nach seiner ersten noch einfachern und strengern Periode erscheint die Kathedrale von Lausanne. Zwar das Aeußere der herrlich gelegenen Kirche bietet nur von der Seite des Chores einen befriedigenden Anblick dar: desto überraschender aber durch große Schönheit und zusammenstimmende Einheit ist das Innere. Die verschiedenen zierlichen Säulengruppen, welche je mit den Pfeilerbündeln des Hauptschiffes wechseln; dazwischen die hohen, reichen Triforien; über der Kreuzung des Mittel- und Querschiffs die viereckige Kuppel mit den beiden reich aus-

gebildeten Gallerien, und endlich der prächtige, halbrund geschlossene Chor mit seinem Umgang: Alles das bildet zusammen ein so klares und ruhig großartiges Ganze, daß in dieser schönen Einheit keine zweite Kirche der Schweiz der alten Bischofskirche von Lausanne gleichkommt. Daß das Mittelfenster der Apsis nicht auf die mittlern Säulen des Chorumganges trifft, soll absichtlich sein und symbolisch an den Tod des Herrn und sein Wort erinnern: Er neigte sein Haupt und starb.

3. Chur, Basel.

Wie die vorzüglichsten Kirchen der romanischen Schweiz in eine frühe Zeit hinaufreichen, so auch wieder in Rhätien die Hofkirche zu Chur. Das Aeußere derselben zeigt zierlose Mörtelwände mit einfachen rundbogigen Fenstern. Nur die Vorderseite der Façade mit dem Portal und dem großen Fenster darüber ist aus Quadern ausgeführt und weist an diesen beiden Baugliedern die Ornamente des spätern Rundbogenstyls auf. Der älteste Theil ist der doppelte, geradlinig geschlossene Chor mit den gedrückten, vom Rundbogen kaum unterschiedenen Spitzbogen. Die Einweihung des Chores geschah i. J. 1178. Unter dem Chor zieht sich eine ebenfalls gedoppelte Krypta hin, welche nur um wenige Tritte unter den Fußboden der Kirche sich hinabsenkt und an deren Vorderseite Verzierungen vorkommen, die an antike Formen erinnern. Im Jahre 1208 wurde der Altar vor der Krypta eingeweiht. Beim weitern Bau wurde das Schiff, wohl weil sonst gegen die Plessur hin beträchtliche Unterbauten erforderlich gewesen wären, in schiefer Richtung an den Chor angesetzt, und da die ganze Kirche auf vier Pfeilern zu ruhen hatte, so zerfiel der ganze Raum in unregelmäßige Rauten, im Mittelschiff in quadratische, in den Nebenschiffen in oblonge. In den breiten rechtwinkligen Gewölbegurten, so wie in der Behandlung der Kapitäle thut sich der italienische Einfluß kund. Durch einen offenbaren Mangel an Kunstgeschick ergab sich aus dem ungleichen Abstand der kolossalen und roh behandelten Pfeiler eine große Ungleichheit der Bogen, welche zum Theil in Hufeisenform erscheinen. Die Weihe des Ganzen fand erst i. J. 1282 statt, zu einer Zeit also, wo in Deutschland der

gothische Styl in voller Blüthe stand. — Weit merkwürdiger als die Kirche selbst sind einzelne ihrer Verzierungen. So kommt in der hintern Krypta der Rest eines Mosaik-Fußbodens vor, welcher dem Charakter der spätesten Römerzeit entspricht. Aus karolingischer Zeit sind Gesimsstücke aus weißem Marmor vorhanden, welche in reichen Formen mannigfaltig verschlungene Ornamente darstellen. In herrlicher Anordnung und Harmonie der einzelnen Theile und in seinen Bildwerken kunstvoll ausgeführt erhebt sich ein steinernes Sakramenthäuschen v. J. 1484. Jedoch für das werthvollste Denkmal der ganzen Kirche gilt der Hochaltar aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, desgleichen die Schweiz keinen zweiten und Deutschland nur wenige besitzen mag. Derselbe bildet nämlich einen bis zum Gewölbe mit reichem Schnitzwerk verzierten Schrein, welcher eine ganze Welt von heiligen Gestalten enthält, deren Mittelpunkt die h. Jungfrau mit den Schutzheiligen des Bisthums bildet. Das ganze ungeheure Werk ist durchweg bemalt und reich vergoldet. Außerdem ist die Kirche noch reich an alten plastischen Arbeiten in Metall. Besondere Aufmerksamkeit ziehen die vor dem Eingange stehenden Heiligenfiguren, auf Löwen stehend, an Säulen gelehnt, auf sich, eine rohe, jedoch ausdrucksvolle Arbeit der Mitte des 13. Jahrhunderts.

Die merkwürdigste unter allen Kirchen der Schweiz ist das Münster in Basel. Nicht daß der äußere Ueberblick einen harmonischen und befriedigenden Eindruck mache; denn es haben zu weit auseinander liegende Jahrhunderte dem Gebäude ihre Zuthaten verliehen. Dagegen ist ein großer Reichthum von einzelnen Schönheiten und Merkwürdigkeiten in dieser Kirche enthalten. Kaiser Heinrich der Heilige nebst seiner Gemalin Kunigunde soll ihr Erbauer gewesen sein. Jedenfalls gehörte er zu deren Wohlthätern und auf ihn bezieht sich die berühmte goldene Altartafel, welche lange die größte Merkwürdigkeit des Kirchenschatzes bildete. Dieselbe, aus getriebenem Goldblech, wurde an den hohen Festen und am Heinrichstage an der Vorderwand des Altares angebracht, ist fast vier Fuß hoch und über fünf Fuß lang und wiegt mehr als vierhundert Loth. Den Hauptinhalt bilden fünf Figuren, in der Mitte der segnende Christus mit der Weltkugel, zu beiden Seiten die drei Erzengel und der h. Benedikt.

Die Einfassung der Figuren enthält reiche Verzierungen, und sowohl diese als die strenge Schönheit der Figuren weisen auf einen byzantinischen Künstler hin. Zu der ursprünglichen Anlage der Kirche im reinen Rundbogenstyl scheint der untere Theil des Chores und die am nördlichen Arme des Kreuzschiffes befindliche Gallenpforte zu gehören. Im halbrunden Bogenfelde ist Christus der Weltrichter angebracht; zwischen den sich erweiternden Säulen des Eingangs stehen die Evangelisten; die äußern Eckpfeiler tragen in verschiedenen Abtheilungen Säulenstellungen mit der Darstellung der Werke der Barmherzigkeit und darüber die Bildsäulen des Apostels Johannes und des Täufers. So wenig Kunstgeschick die einzelnen Bilder verrathen, so bilden sie doch zusammen ein lebendiges und ansprechendes Ganzes. Dem ursprünglichen Bau gehört ferner das Mittelschiff mit den beiden nächsten Abseiten an. Die Anlage des Mittelschiffes zeigt eines der bedeutendsten und schönsten Denkmäler des Uebergangsstyls vom Rundbogen zum Spitzbogen und weist auf den Anfang des 12. Jahrhunderts hin. Das 68 Fuß hohe und 42 Fuß breite Mittelschiff hat unten breite Spitzbogen, welche auf gegliederten Pfeilern ruhen; über denselben aber öffnen sich gegen die Emporkirche auf schlanke Säulen gestützte Rundbogen, von denen je drei von einem Blendbogen zusammengefaßt sind; je zwei dieser Blendbogen aber werden von einem hohen Gewölbebogen umspannt, unter welchem in der Schildwand je zwei halbrunde Fenster angebracht sind: und so übt der weite, wohl vertheilte, harmonisch gegliederte Raum eine große und wohlthuende Wirkung aus. Dieselbe wird erhöht durch den Abschluß des in anderem Geiste gebauten, aber dem Ganzen wohlangepaßten herrlichen Chors. Bei dem Erdbeben d. J. 1356 waren nämlich der Chor so wie die beiden Thürme tief herab zusammengestürzt. Bei der Wiederherstellung wurde nun auf die stehen gebliebenen Rundbogen des hohen, über der Krypta befindlichen halbzehneckigen Chorumganges ein heller, lichtvoller Chor im Spitzbogen aufgebaut, dessen weitgeöffnete Fenster durch zierliche Gallerien mit reichem Stabwerk geschmückt sind, und dessen merkwürdige Säulengruppen einen Schatz von schönen und bedeutsamen Ornamenten tragen. Wenn die wiederhergestellte Kirche schon i. J. 1363 wieder geweiht werden konnte, so erhielten

dagegen die zwar nicht ganz gleichen, aber wohlgegliederten Thürme ihre jetzige Gestalt doch erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts. Die beiden äußern Nebenschiffe, welche früher einzelne Kapellen gebildet hatten, wurden ebenfalls erst in späterer Zeit in die Kirche hineingezogen. Dieselbe weist in ihren verschiedenen Theilen einen Reichthum von mannigfaltigen Denkmälern und Kunstwerken auf, darunter auf der Gallerie des Chores das zwar in späterer Zeit erneuerte Grabdenkmal der Gattin Rudolfs von Habsburg mit deren edelm Bilde. An die Kirche gränzt ein kunstreicher Kreuzgang, welcher der schönste am Rheinstrom genannt worden ist. — Die einfache Martinskirche in ihren würdigen Verhältnissen wurde i. J. 1287 zu bauen angefangen. — In schlichten Formen, aber von bedeutender Größe zeichnen sich unter den vielen Kirchen Basels besonders die Barfüßerkirche mit ihrem hohen Chor und den schönen Fenstern, und ferner die Predigerkirche aus, an deren Kirchhofmauer einst der berühmte Todtentanz gemalt war.

V.

Rudolf von Habsburg.

Im Chor des Münsters zu Basel liegt Kaiserin Anna, die Gemalin Rudolfs von Habsburg, begraben. Der heimatlich religiöse Zug, welcher diese Fürstin auf ihrem Sterbebette zu Wien wünschen ließ, ihre letzte Ruhestätte in dem Heimatlande am Rhein zu finden, kennzeichnet namentlich auch ihren Gatten und macht ihn daher zu einer höchst bedeutsamen Erscheinung der schweizerischen Kirchengeschichte. Rudolf von Habsburg ist freilich weit von den Fürsten entfernt, welche durch ein beschauliches und büßerisches Leben und durch reiche Kirchenstiftungen sich den Namen der Heiligen erworben haben. Denn sein ganzes Leben war von regsamer und kräftiger Thätigkeit nach Außen erfüllt: in der Jugend mit ritterlichen Kriegsthaten, im spätern Leben mit großartigen und wohlthätigen Bestrebungen und Schöpfungen für das deutsche Reich und für sein Haus; allein überall bethätigt sich

der Grundzug einer tiefen und freudigen Frömmigkeit. Wenn Rudolf vor den großen Gestalten der gewaltigen Herrscher und glänzenden Helden auf dem deutschen Kaiserthrone zurücktritt, so übt er dagegen eine besondere Anziehungskraft dadurch aus, daß er der erste Volksmann unter den deutschen Kaisern ist: herablassend, theilnehmend, volksfreundlich, voll demüthigen Gottesvertrauens. Der Kaiser im grauen Kittel, der im Felde mit dem Rübengerichte vorlieb nahm und in der heißen Schlacht den Durst des Soldaten stillte vor dem seinigen, der Bürgerfreund, der sich am Tische des Handwerkers niederließ und für den Geringsten im Volke ein freundliches Wort hatte: derselbe bewahrte auch immer ein für den Glauben offenes Herz. Wohl herrschte im Hause des Vaters schon ein frommer Geist, was sich daraus schließen läßt, daß dieser auf einem Kreuzzuge nach dem heiligen Lande seinen Tod fand. Rudolf, der Pathe Kaiser Friedrichs II., ging als dreiundzwanzigjähriger junger Mann zu seiner Ausbildung ins kaiserliche Feldlager nach Italien; aber der unabhängige, ehr- und besitzbegierige Habsburger mißfiel dem Kaiser. Rudolf kehrte daher sofort in die Heimat zurück und sah Italien nur noch einmal, als er i. J. 1267 dem Hohenstaufen Konradin bis Verona das Geleite gab. Er hatte keine Begierde nach Italien, und die Künste des Welschlandes widerstrebten ihm. In der Einfalt und der Gemüthlichkeit deutscher Sitte erwies er sich stets als ein treuer Verehrer der Kirche. Aus seinen jungen Jahren wird erzählt, daß er zwischen dem Kloster Fahr und Baden auf der Jagd zu einem angeschwollenen Bache gekommen, wo er ein Glöcklein klingen hörte. Da fand er einen Priester, welcher einem Kranken das h. Sakrament bringen wollte und eben die Schuhe auszog, um durch den Bach zu waten. Da hieß der Graf den Priester auf sein Pferd sitzen, damit der Kranke nicht versäumt werde. Als der Priester sein Geschäft verrichtet hatte, führte er dem Grafen das Pferd wieder zu; allein dieser sprach: „Davor bewahre mich Gott, daß ich das Pferd wieder besteige, das meinen Herrn und Schöpfer getragen. Wenn Ihr es selbst nicht behalten zu dürfen glaubt, so ordnet es zum Gottesdienst; denn ich habe es dem gegeben, von dem ich Leib und Seele, Ehre und Gut zu Lehen habe."

Der einfache und mäßige Mann verlangte hinwieder auch von

den Geistlichen Demuth und Entsagung. Demnach liebte er vorzüglich die der Armuth sich befleißenden Brüder des h. Franziskus, die Minoriten, und daher nahm er aus deren Orden den Bruder Werner von Brugg in sein Gefolge auf und behielt ihn bei sich, bis er starb. Namentlich aber würdigte er Heinrich Göckelmann, den Schmiedssohn von Isny, seines höchsten Vertrauens und bediente sich seiner Beihülfe in großen Geschäften.

Die ruhige Würde des Grafen von Habsburg und seine selbständige und unabhängige Stellung mitten in einer Zeit wilder Partheiung zog die Augen von ganz Deutschland auf ihn; namentlich aber war er vom Erzbischof Werner von Mainz in seinem Werthe erkannt worden, als er diesem das schirmende Geleite auf einer Fahrt nach Italien gab. Werner, der Churerzkanzler des Reichs, lenkte daher die einstimmige Wahl zum Kaiser auf Rudolf. Als der Kaiser mit seiner Gemalin zu Aachen gekrönt worden, forderte er von den Fürsten des Reichs den Lehenseid. Allein es fehlte das Scepter, womit die Belehnung ertheilt zu werden pflegte. Da schritt der König zum Altar, ergriff ein Kruzifix, küßte es und rief: „Sehet dieses Zeichen, in welchem wir und die ganze Welt erlöset sind: dieses Zeichen diene uns anstatt des Scepters.“ Die Fürsten küßten schweigend das Kreuz, mit dem die Belehnung vollzogen wurde. Bei der Nachricht von der Krönungsfeier des neuen Kaisers beglückwünschte Meister Rumelant der Sänger das Reich folgender Maßen: „Nun regiere es der Graf von Habsburg, der milde, unverzagte Rudolf. In so großer Ehre war nie ein König ernannt. Es komme Heil dem Schwaben, dem Auserwählten Gottes!“

Nach der Krönung war Rudolf bemüht, das unter den Hohenstaufen lange gestörte Verhältniß mit der Kirche wieder herzustellen. Pabst Gregor X., welcher Rudolfs Wahl gefördert zu haben scheint, kam ihm mit einer feierlichen Bezeugung seiner Theilnahme entgegen. Daher säumte Rudolf auch nicht, sich durch eine besondere Abordnung an Gregor als den getreuen Sohn der Kirche zu erklären und alle Pflichten und Leistungen seiner Vorfahren gegen dieselbe zu beschwören. Zugleich verabredete er mit dem Pabste nach dessen Wunsch eine Zusammenkunft in Lausanne. Auch dieses Ereigniß, nämlich die Ver-

söhnung Gregors mit Rudolf, hat seinen Sänger gefunden. Meister Friedrich von Sonnenburg nämlich freut sich der Botschaft des Pabstes an den Kaiser und giebt in seinen Versen vom Inhalt des päbstlichen Briefes Kunde, und daß „kein Pabst einen König so lieb gehabt seit Karls des Großen Zeit." Auf die Frage an den Sänger, wie ihm Rudolf, der König von Rom, behage, antwortet er, er behage ihm seit dem Tage, da es Gott gefallen, ihn der ganzen Christenheit zum Fürsten zu geben, und seit der von Bruneck verkündigt, wie der König im Münster zu Aachen unter den Augen von vielen Tausenden gekrönt worden.

„Ein schönes Kreuze schwebt auf ihm, derweile daß er saß
Gekrönet und die Weih' empfieng. Hiebei so weiß ich das,
Daß Gott ihn durch der Fürsten Mund zu einem Vogte hat erwählt.
Nun sei er Dir, Allmächtiger, in Deinem Frieden zugezählt."

Bei der Zusammenkunft von Kaiser und Pabst in Lausanne erschien der sonst so schlichte Fürst reich gekleidet, in kaiserlicher Majestät, umgeben von seinem ganzen Hause, im Herbste d. J. 1275. Nachdem der Pabst in Gegenwart des Königs die herrliche Kathedrale von Lausanne eingeweiht hatte, legte dieser den Eid ab, wodurch er versprach, die Kirche in ihren Gütern zu schützen und dem h. Vater gehorsam zu sein; ferner verhieß er, auf das Pfingstfest 1276 mit zweitausend Pferden zur Kaiserkrönung in Rom zu erscheinen; und endlich empfieng er mit seiner Gemalin, seinen Söhnen und Töchtern, nebst seinem ganzen Gefolge, aus der Hand des Pabstes das Kreuz, nachdem er früher schon dem Pabste geschrieben, er wolle die Gebeine seines Vaters im h. Lande aufsuchen. Dieses Kreuzzuges gedenken auch die Jahrbücher der Dominikaner von Kolmar: „Am Vorabend aller Heiligen wurde Rudolf als König gekrönt. Da erschien eine Stunde lang eine weiße Wolke in Gestalt eines Kreuzes, welche nachher in die Röthe des Bluts übergieng. Als die Fürsten dieß dem Könige meldeten, sagte Rudolf: „Wenn der Herr mir Leben und Gedeihen schenkt, so will ich in die Lande jenseit des Meeres ziehen und für meine großen Sünden dem Herrn Jesu Christo mein Blut weihen." So aufrichtig das Gelübde des Kreuzzuges gewesen zu sein scheint, so blieb es doch wegen der Mühen und Kämpfe innert der Gränzen

des deutschen Reiches unausgeführt. Noch in Lausanne gewährte Gregor dem Kaiser die Freude, daß er dessen getreuen Rath Heinrich von Isny zum Bischof von Basel und zum päbstlichen Legaten für Deutschland erhob.

Da die Ehre und Würde des Kaisers den Krieg gegen den ungehorsamen Ottokar von Böhmen nothwendig machte und Jakob von Klingen nach den Mitteln zur Führung des Krieges fragte, antwortete Rudolf: „Gott führt den Krieg mit mir und ich durch ihn, und er wird weiter sorgen wie bisher." Zunächst konnte Rudolf auf die östreichischen Bischöfe als aufrichtige Anhänger zählen. Als aber die Entscheidung nahte und die Getreuen wegen seines kleinen Heeres besorgt waren, beruhigte er sie: „Gottes Gnade, die mich an das römische Reich berufen, wird mich wunderbarlich aus diesem Kampfe führen." Am Tage der Schlacht auf dem Marchfelde durchritt Rudolf mit seinem Freunde, dem Bischof Heinrich, der das Mönchsgewand trug, die Reihen des Heeres, dessen Losung „Christus" war, und nachdem das ganze Heer durch Beichte und Abendmahl sich gleichsam auf den Tod vorbereitet, stimmte der Bischof von Basel den Schlachtgesang an, indem er die h. Jungfrau anrief. Rudolf gerieth im Kampfe selbst in die größte Gefahr und er dankte seine Rettung zunächst seinen Getreuen aus der Schweiz. Als der König vor dem erschlagenen Feinde stand, sprach er in tiefer Rührung: „Sehet die Nichtigkeit aller Größe und alles Glückes auf Erden!" Noch auf der Wahlstatt verlieh er zum Gedächtniß des Sieges der Kirche von Marcheck eine Vergabung, „weil der Vater der Barmherzigkeit, unsere Sache ansehend und gnädig leitend, an einer von dieser Kirche nicht entfernten Stätte, da wir in Todesnoth standen, uns von den Feinden befreite, sie zu Boden warf und uns die Ehre des Sieges gab." In der Siegesnachricht an den Pabst gedenkt Rudolf hochherzig der Tapferkeit Ottokars und fährt dann fort: „Da erst verlor jener glänzende König den Sieg mit dem Leben; nicht durch die Tapferkeit unserer Macht, sondern durch die Hand des hohen Gottes, der barmherzig unsere Sache entschied."

Ein großes Werk Rudolfs war der Landfriede, den er i. J. 1281 aufrichtete, worin er namentlich auch für die Beschützung der Kirche

sorgt und den er in der Schottenkirche zu Nürnberg von den Großen des Reiches beschwören läßt.

Im gleichen Jahre starb zu Wien Kaiserin Anna, nachdem sie in ihrem letzten Willen verordnet, in unserer lieben Frauen Kirche zu Basel, wo sie einst mit ihrem Gatten glückliche Hochzeit gefeiert, beigesetzt zu werden. Sie beabsichtigte wohl, eingedenk des durch Rudolf dem Münster zu Basel einst zugefügten Schadens, dieser Kirche Wohlthaten zu beweisen, vorzüglich aber, damit der Bischof Heinrich von Basel, der treue Freund ihres Hauses, welcher auch mit der feierlichen Bestattung der Kaiserin beauftragt war, an ihrem Grabe bete. Ihr zur Seite liegt ihr jüngster, schon i. J. 1276 nach wenigen Monaten verstorbener Sohn Karl. Gegen Ende des Jahres wurden in der gleichen Kirche die Ueberreste des im Rheine verunglückten Sohnes Hartmann bestattet. Der Tod dieses liebsten Sohnes, welchen er zu seinem Nachfolger auf dem deutschen Throne bestimmt hatte, berichtete Rudolf folgendermaßen an den König von England, mit dessen Tochter Hartmann verlobt war: „Der Wille des ewigen Königs, dem alle Kreaturen gehorchen, hat durch den kläglichen Tod unsers theuersten Sohnes Hartmann unserm Herzen eine schreckliche und unheilbare Wunde geschlagen."

Die immerhin geringen Mittel Rudolfs und hinwieder die großen Ansprüche seines Amtes, vorzüglich aber die unmittelbare Aufmerksamkeit, welche er der Wohlfahrt des Reiches widmete, und sein einfacher Sinn gestatteten ihm jene Begünstigung der Kunst und vorzüglich der Sänger nicht, wie es einst bei den Hohenstaufen und den frühern Fürsten von Oesterreich, den Babenbergern, gepriesene Sitte war. Seine Kargheit wurde daher von den Dichtern seiner Zeit getadelt und verspottet. Jedoch an dem Basler Konrad von Würzburg, dem Rudolf hold sein mochte, weil dessen Gesang auch einen ernsten Ton anschlug, hatte derselbe einen ergebenen Verehrer. Ein anderer Sänger jener Zeit, „der Unverzagte", welcher spottet, daß Rudolf der Meister Singen, Geigen, Sagen gerne höre, aber nichts darum gebe, spendet ihm nichts desto weniger folgendes Lob:

„Der König Rudolf minnet Gott und ist an Treue stete;
„Der König Rudolf hat sich manchen Schanden gar versaget;

„Der König Rudolf richtet wohl und hasset falsche Räthe.
„Der König Rudolf ist ein Held, an Tugend unverzaget.
„Der König Rudolf läßt sich stets in hohen Ehren schauen,
„Der König Rudolf ehret Gott und alle werthen Frauen.
„Ich gönn' ihm wohl, daß ihm nach seiner Milde Heil geschieht."

Eben so rühmt Boppo von ihm, daß er „Gott und rechtes Leben" liebe.

Als Rudolf in dem vierundsiebzigsten Jahre seines Alters stand, achtzehn Jahre nachdem die göttliche Vorsehung, wie er oft sagte, „aus der Hütte seiner Väter ihn in den kaiserlichen Palast erhöht", stellte sich eine rasche Abnahme seiner Kräfte ein. Als ihm nun der Arzt seinen nahen Tod ankündigte, rief der Greis heiter und sterbensbereit: „Also auf nach Speier zu der Gruft meiner Vorfahren!" — Rudolf liegt im Dom zu Speier begraben; das Steinbild über seinem Sarge ist jedoch aus späterer Zeit.

VI.

Die Gottesfreunde.

Heinrich von Nördlingen, Nikolaus von Basel.

Von dem Bilde des frommen und volksthümlichen Kaisers würden wir uns nun gerne zu dem Kreise des Bürgers und Landmannes der alten Schweiz wenden, um uns an den Zügen ihrer Frömmigkeit zu erfreuen. Allein es gehört zur Eigenthümlichkeit des religiösen Lebens jener frühen Zeit, daß sich dasselbe, sich selbst unbewußt und von Andern unbeachtet, in die Stille zurückzieht. Wo Frömmigkeit der allgemeine Charakter der Zeit war, konnte sich der Einzelne nicht auszeichnen und hervorheben. Die Frömmigkeit aber, welche der alten Kirche beachtenswerth schien, trug das mönchische Gepräge und mußte sich, um Anerkennung zu finden, in außerordentlichen Bußübungen und wunderbaren Thaten kund thun. Diese Richtung des Mittelalters, welche ihre Auserwählten in überirdischer Glorie sehen wollte, brachte es mit sich, daß die schreibenden Mönche im Volksleben der

alten Schweiz dergleichen nicht leicht finden konnten. Und wieder hatte die römische Kirchengewalt das religiöse Leben mit ihren Formen so beherrscht und gebunden, daß es schwer war, dieser Bande sich zu entledigen. Ein Suchen nach einer Gottesverehrung im Geiste zeigt sich vorzüglich bei den Gottesfreunden, welche mit der Schweiz in engem Zusammenhange stehen.

Die Befreiung Basels von der bischöflichen Gewalt und die demokratische Selbständigkeit der Bürger, und hinwieder Pest und Erdbeben erweckten daselbst ein frommes Suchen nach der Wahrheit, ein Ringen, um aus der Knechtschaft der verunstalteten Kirche zur Freundschaft und Kindschaft Gottes zu gelangen. Daher wurde Basel ein Mittelpunkt eines tiefern religiösen Lebens. Namentlich wurde dasselbe mit Vorliebe von den Gottesfreunden auserkoren; es war ein Lieblingsziel ihrer Wanderungen, denn sie fanden daselbst eine besonders zahlreiche und standhafte Anhängerschaft. Basel enthielt beide Arten der Gottesfreunde, sowohl die mystischen, der Kirche nicht entfremdeten, als die ketzerischen.

Von den mystischen Gottesfreunden ist der Priester Heinrich von Nördlingen durch seine hinterlassenen Briefe bekannt, welche er an eine geistliche Freundin, Margaretha Ebner, Nonne ebenfalls eines bayrischen Klosters, richtet. Nach langem Umherirren, weil er es mit dem Pabst und der österreichischen Parthei gegen Kaiser Ludwig den Bayer hielt und daher verfolgt wurde, indem das Interdikt auf ihm lag, kam er über Konstanz und Königsfelden, wo er bei Königin Agnes von Ungarn Aufnahme gefunden hatte, i. J. 1338 nach dem unter dem Banne liegenden Basel zu Tauler, durch dessen Hülfe er Herberge im dortigen Spitale fand. Hier wurde ihm zu predigen gestattet, was er alle Tage und öfters zwei Male that. „Und da kommt das beste Volk, das in Basel ist, von armen Gotteskindern und von reichen, von Männern und Frauen, von Pfaffen, Mönchen, Brüdern, Bürgern, Chorherren, edlen und gemeinen Leuten, also daß sie vor der Frühmesse kommen und suchen sich einen Platz mit großen Begierden, davon ich nicht sagen kann.“ — Ein ander Mal: „Uns ist die große Gnade geschehen, daß wir mit des Pabstes Erlaubniß Messe lesen öffentlich, und kommen die hungrigen Seelen

mit großem Verlangen zu Gottes Leichnam, dessen sie in christlichem Gehorsam wohl vierzehn Jahre gemangelt haben. Nun bitte ich euch mit sonderlichem Ernste, daß ihr Gott bittet für alle die, die ich mit ihm selber speise, — daß wir ihn in seiner Liebe nehmen und geben zu seiner Ehre und zu Trost aller der Christenheit." Wieder berichtet er, daß eine Freundin nach Basel gekommen: „Ihr gefällt so wohl die Lehre und die Freunde Gottes, und daß sie mit christlichem Gehorsam haben mag die heiligen Sakramente, daß sie Willen hat, eine Weile zu bleiben bei gar heiliger ehrbarer geistlicher Gesellschaft, deren viel in Basel ist."

Allein Heinrich meinte, es gehe ihm in Basel zu gut, als daß er länger bleiben dürfe, und man habe ihn anderswo nöthiger; und so begann er die Irrfahrt von Neuem. Wie sehr man ihn in Basel vermißt, davon berichtet ebenfalls an Margarethe Ebner eine seiner Schülerinnen, Margaretha zum goldenen Ring, und giebt ein getreues Bild von dem Eindrucke, den Heinrich in Basel zurückgelassen. „Ich klage Deinem getreuen mütterlichen Herzen meine große Betrübniß, die ich habe gehabt von dem Abschied und der Hinfahrt unsers getreuen Vaters von uns; und ich mag Dir nun wohl glauben, wie weh Dir geschah, als er von euch schied, wenn ich gedenke an den großen Mangel, den ich und die Seinen haben an seiner getreuen Lehre und seinem weisen Rath, an seiner Mahnung und Strafung, heimlich und öffentlich, und an seinem heiligen und wahrhaften Bilde, das er uns vorgetragen hat, und an der mannigfaltigen Treue, die er mir armen unwürdigen Menschen bewiesen hat. Wenn ich dieß nun alles entbehren muß, so bedarf ich einer göttlichen Kraft, in der ich es alles könne weislich und ordentlich tragen und leiden. Darum so bitte ich Dein liebendes Herz, daß Du mir getreu seiest bei Deinem lieb Jesu Christo, daß er mein Weiser und Lehrer wolle sein; und alles dessen, dazu er mich aus seiner Güte so innerlich berufen hat, sei eine getreue Mutter, und vertritt mich und die Seinen gegen Deinen Gott; denn er hat gesprochen, wiewohl wir leiblich geschieden sind, daß doch sein Lieben und seine Treue nimmer von uns geschieden solle sein."

Heinrich gelangte auf seiner Wanderfahrt bis nach Avignon,

dem damaligen Sitze des Pabstes. Allein zuletzt ist er wieder in Basel, als der schwarze Tod drohend heranrückte. Er scheint auch dessen Beute geworden zu sein, denn seine letzte Nachricht lautet: „Es ist auch die schlagende Hand Gottes, die so manche unzählige tausend Menschen jähen Todes geschlagen hat, nahe zu uns gekommen bis auf fünf Meilen. Und daß ich Gottes Zorn nicht mehr fürchte denn ich thue, darüber erschrecke ich. Bitte, daß unser Ende in Gott sei, wann, wie und wo es komme."

Heinrichs Mystik beruhte lediglich im Gefühl: alle seine, sämmtlich an Frauen, besonders Nonnen, gerichteten Briefe zeigen eine überschwängliche Inbrunst religiöser Empfindungen und ein weiches Gemüth, dessen kindliche Glaubensinnigkeit jedoch nur zu gerne in Tändelei und süßliches Spiel umschlug. Er theilte aber mit den übrigen Gottesfreunden das Verdienst, daß auch er deutsche Erbauungsbücher empfahl und verbreitete. Allein es fehlte ihm das kräftige Bewußtsein des großen Neuen, das im Schooße der Zeit lag; er war in allen Dingen ein gehorsamer Knecht der Kirche, und sein kühnster Gedanke war, daß seiner Freundin ebensowohl durch die Fürsprache Christi als durch den Pabst Vergebung der Sünden zu Theil werden könne.

Anders Tauler, welcher öfters nach Basel kam und mehrmals längere Zeit daselbst verweilte. Dieses Oberhaupt sämmtlicher Gottesfreunde, den diese ihren lieben Vater, sich selbst seine Söhne nannten, begnügte sich nicht mit der bloßen Gefühlsmystik: kühn erhob er sich über die Lehren und Verheißungen der Kirche und wies in seinen Predigten auf die Gemeinschaft der Gottesfreunde als auf die Stütze und das Heil der Christenheit hin: „Die Wolke des göttlichen Zornes ist recht jetzo hier, und die halten die Gottesfreunde auf mit ihrem Weinen." Oder: „Dieß sind die, auf denen die heilige Kirche steht; und wären diese nicht in der Christenheit, die Christenheit möchte die Stunde nicht bestehen: denn ihr Sein, daß sie allein sind, das ist weit würdiger und nützlicher denn all der Welt Thun." — Heinrich Suso von Konstanz, oft in Basel anwesend, und Johannes Ruysbroek, von den Baslern oft in seinem Kloster zu Grünthal besucht, beide gleichfalls Gottesfreunde, übertrafen ebenfalls an Energie und Tiefe weit den weichen, tändelnden Heinrich von

Nördlingen. Diese der Kirche nicht entfremdeten Gottesfreunde, deren Führer und bedeutende Mitglieder Priester, Mönche, Nonnen waren, hatten sich in furchtloser Offenheit einander angeschlossen und über das ganze südwestliche Deutschland sich verbreitet.

Die ketzerischen Gottesfreunde hatten in Basel ihren eigentlichen Hauptsitz. Sie stimmten mit den kirchlich gesinnten Gottesfreunden in derjenigen Mystik überein, welche durch Verläugnung des Geschaffenen, durch Vernichtung des Ich schon hier auf Erden zur vertrautesten Gemeinschaft mit Gott gelangen will. Auch sie gaben sich der Ueberschwänglichkeit und Schwelgerei des Gefühls hin, und Verzückungen und Visionen fehlten auch unter ihnen nicht. Allein sie betrachteten die Gemeinschaft mit den kirchlichen Gottesfreunden nur als einen äußern Vorhof zu ihrem Allerheiligsten, zu welchem ein Geheimbund führen sollte, der von geheimen Obern geleitet wurde, ähnlich den Waldensern.

Der Stifter und das Haupt dieses Bundes, unter den Seinigen nur der „große Gottesfreund im Oberland" genannt, ist Nikolaus von Basel. Er war der Sohn eines reichen Baslers, des Nikolaus zum goldenen Ring, wahrscheinlich i. J. 1302 geboren. Der Vater nahm ihn auf weite Reisen mit, um ihn zum Kaufmann zu bilden. Allein nach dem frühen Tode seiner Eltern, im Besitz eines bedeutenden Erbes, schloß er sich einem Jugendfreunde, dem Sohne eines Ritters, an; und die beiden Jünglinge besuchten Schlösser und Turniere und wurden die Lieblinge der Frauen. Nikolaus gewann die Liebe einer adeligen Jungfrau; aber am Tage vor der Verlobung hatte er eine Vision, in der ihm geboten ward, seiner Braut und der Welt zu entsagen. Er zog sich nun in ein einsames Haus in der Umgebung armer Leute zurück, vertiefte sich in das Leben der Heiligen und brachte fünf Jahre in harten Kämpfen und Bußübungen zu, wobei er sich übernatürlicher Offenbarung theilhaftig wähnte. Um zur Gottesfreundschaft zu gelangen, lehrte Nikolaus, muß der Geist aller Eigenheit entsagen und sich dermaßen an Gott hingeben, daß dieser allein in ihm wirke. Hiebei ist gleichgültig, ob man irdisches Gut besitze oder völlig aufgebe (er behielt sein Vermögen, um es im Dienste des Herrn als „Gottes Lehenmann" zu verwalten); die Haupt-

sache ist, Alles in Gott zu finden. Auch das Leiden, selbst in seinen Anfechtungen und bösen Begierden, ist eine Gnade, daher man nicht dagegen kämpfen, sondern geduldig erleiden soll. Die Weltentsagung soll nicht darin bestehen, daß man sich müßig zurückziehe; sondern der Freund Gottes, er sei Priester oder Laie, soll durch Erweckung zur Buße an einem neuen Leben arbeiten. Nikolaus ist aller Werkheiligkeit entschieden entgegen: einem Freunde, der ihn über den Werth der Bußübungen befragt, giebt er den Rath, das härene Hemd abzulegen und sich aller harten Uebungen zu enthalten; Gott könne und werde ihn wohl zur Genüge üben. Er warnt vor dem Verlangen nach besondern Prüfungen, weil es ungewiß sei, ob man die starken Streiche Gottes ertragen könne, und weil eine große übernatürliche Gnade verlangen kaum ohne geistlichen Hochmuth abgehe. Dagegen legte er auf das Ertragen der von Gott gesendeten Schmerzen und Uebel ein großes Gewicht, und hielt einen schweren Tod für eine göttliche Gnade.

Von den Waldensern unterschied sich Nikolaus durch seinen Glauben an die Messe, die Maria, das Fegefeuer, die Priesterweihe; von den Brüdern des freien Geistes durch Verwerfung des spekulativen und praktischen Pantheismus. Er wollte weder die Form noch die Lehre der Kirche ändern; sein einziges Ziel war, das Leben zu bessern und den Menschen Frieden zu verschaffen durch Zurückführung zu Gott. Fünf Jahre dauerte dieß innere Kämpfen, bis auch er sich ganz „Gott zu Grunde" gelassen hatte. Nun fehlte es ihm nicht an Beseligungen und Visionen: er hat oft, wie er sich selbst ausdrückt, in einer Stunde mehr Freude gehabt, als alle Ritter zusammen, die nach weltlicher Ehre streben. Froh, daß er der falschen, übellohnenden Welt entgangen sei, fühlte er sich gedrungen, allen Menschen zu rathen, einen rechten Kehr zu thun und sich zu der Marter und dem Tode Christi zu wenden. In dieser Stimmung scheint er weit herum gewandert zu sein; er war in Ungarn, in Italien.

Bald gewann Nikolaus vier Genossen, worunter der adelige Jugendfreund, mit welchen er den geheimen Bund der Gottesfreunde bildete. Sie waren aus sehr verschiedenen Verhältnissen hergekommen: der eine war ein gelehrter Jurist und Domherr, ein zweiter ein getaufter Jude, der vierte ein schlichter Bürger; alle waren mehr durch

innere Anfechtung und Kämpfe als durch äußere Sünden oder Leiden geprüft, alle wie der Meister durch geheime Freuden des heiligen Geistes beseligt. Sie lebten in einsamer Gegend in einem von ihnen erbauten Hause, ohne sich einem Orden anzuschließen und ohne bestimmte Regel eines gemeinsamen beschaulichen Lebens. Durch diese „vier Mannen" trat er mit einer immer größern Zahl von Männern in Verbindung, deren geistlicher Vater er war, die ihm alle ihre Heimlichkeiten eröffneten und ihm unbedingt gehorchten. Andere standen mit ihm in Verbindung und unterzogen sich seiner Leitung, ohne ihn zu kennen. Vornämlich aber suchte er seinen Einfluß auf schon erleuchtete wirksame Männer auszuüben, um durch sie die Lehre von der Entsagung und von der Liebe zu Gott unter das Volk zu bringen.

Besonders merkwürdig ist sein Verhältniß zu Tauler. Nikolaus kam i. J. 1340 nach Straßburg. Ehe er Taulern besuchte, hörte er mehrere von dessen Predigten, beichtete dann vor ihm und bat ihn endlich, er möchte einmal predigen, wie der Mensch zum höchsten Gut auf Erden komme. Als es geschehen war, hatte die Predigt dem Gottesfreunde nicht genügt. Er sprach mit Tauler darüber und erklärte ihm endlich, er sei nicht gekommen, um Predigten zu hören, sondern um selber „mit Gottes Hülfe etwas Rath zu schaffen." Als Tauler sein Erstaunen über die Worte eines Laien, der die Schrift nicht verstehe, aussprach, eröffnete ihm Nikolaus: „Ihr seid ein großer Pfaffe und habt in eurer Predigt eine gute Lehre gegeben; ihr lebt aber selber nicht darnach; wisset, daß alle euere Worte in mir nichts zu schaffen vermögen; sie haben mich meist mehr gehindert als gefördert; wenn der höchste Lehrer aller Wahrheit zu mir kommt, so lehrt er mich in einer Stunde mehr, als ihr und alle Lehrer bis an den jüngsten Tag mich lehren könnten; ihr seid noch unter der Gewalt des Buchstabens, ihr seid noch ein Pharisäer." Als Tauler über solche Rede seinen Unwillen bezeugte, erwiederte Nikolaus: „Wo ist nun euer Predigen? Seht ihr, wie man euch findet! Ihr meint, ich habe zu hart zu euch geredet, und ich habe doch Recht gehabt; denn wo ist eure Demuth? Verlaßt ihr euch nicht auf eure Meisterschaft? Ihr meint, ihr sucht Gottes Ehre, und sucht doch nur euch selber; seid ihr nicht ein Pharisäer?" Da Tauler solches hörte,

wurde er erschüttert und sprach: „Wahrlich du bist der Erste, der mir meine Gebrechen geoffenbart; sei von nun an mein geistlicher Vater, ich will dir folgen, um nach deinem Rath mein Leben zu ändern." — Nun trug Nikolaus dem berühmten Prediger auf, sich von Allen zurückzuziehen, weder zu predigen noch Bücher zu lesen, sich in eine Zelle einzuschließen und das Leben und Leiden des Herrn zu betrachten. Nach zweijährigem Kampfe wagte Tauler mit Zustimmung seines Meisters wieder zu predigen; und wie er das nunmehr vermochte, bezeugen die auf uns gekommenen Predigten. Dieselben waren nicht nur von innigerer Liebe zu dem Christenvolke durchdrungen, sondern auch einfacher und herzlicher. — Zwanzig Jahre später, auf seinem Todbette, ließ Tauler jenen „gnadenreichen Laien" noch einmal zu sich rufen und händigte ihm seine Aufzeichnungen über ihren gegenseitigen Verkehr ein, um daraus, doch ohne ihre Namen, ein Büchlein zum Besten ihrer Nebenchristen zu machen.

Nach diesem merkwürdigen Beispiele von der Wirksamkeit des Gottesfreundes auf einen ausgezeichneten Mann, wird sein großer Einfluß auf viele Geistliche und Laien seiner Zeit begreiflich, welcher sich über das ganze südliche Deutschland und den Rhein erstreckte; Ruysbroek widmete ihm eine seiner Schriften. Unter den Frauen fand er eine besondere Stütze an seiner schon genannten Schwester, Margaretha zum goldenen Ring, der Stifterin einer Beghinen-Sammlung, welche bis in den Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts bestand. Unter solchen Verhältnissen fand denn auch Heinrich von Nördlingen bei den Gottesfreunden in Basel besonders Anklang. — In sehr enger Gemeinschaft stand Nikolaus ferner mit dem reichen Straßburger Bürger Rulman Merswin, der sich ihm gleichfalls „an Gottesstatt überließ" und daher in seiner Vaterstadt ein altes Kloster kaufte und dasselbe zu einem „Fluchthaus" für die Gottesfreunde bestimmte. Allein entgegen der Richtung jener Zeit nach äußerer Schönheit und Kunst will er nicht, daß der i. J. 1377 neu zu erbauende Kirchenchor herrlich werde, damit sich nicht Stolzheit einmische. Gar häufig sehe man, daß ein Kloster das andere im Bauen köstlicher Münster übertreffen wolle; aber seit dreißig Jahren habe er in vielen Ländern und Städten wahrgenommen, daß Gott dieß gerochen habe. Er kenne zwei in einer

Stadt nahe bei einander gelegene Münster, das eine mit einer Decke von hölzernen Dielen, das andere mit starken Gewölben; diese wären bei dem Erdbeben heruntergestürzt, dem andern Münster sei kein Leid geschehen. Er ermahnt daher seinen Freund Merswin, keine Gewölbe, sondern eine Bühne von bloßen Dielen zu machen. Im Jahre 1356, nach dem Erdbeben und der Zerstörung Basels, verfaßte Nikolaus ein Sendschreiben an alle Christen, um sie zur Buße aufzufordern.

Bis zum Jahre 1374 scheint Nikolaus mit seinen vier Genossen seinen Wohnsitz in Basel gehabt zu haben. Dann zogen sie sich tiefer in die Schweiz hinein und bauten auf einem Berge ein Haus und eine Kirche, wo sie mit einander in freier Gemeinschaft lebten. Unterdessen wurde die Wirksamkeit der Gottesfreunde immer weiter und großartiger. Im Jahre 1377 zog Nikolaus mit einem seiner Genossen nach Rom. Sie machten dem Pabste ihre Vorstellungen über die Lage und die Gebrechen der Kirche und erinnerten ihn an seine eigenen Sünden. Der Pabst ergrimmte anfangs über ihre Kühnheit. Als sie aber für ihr Wort zu sterben bereit waren, hörte er sie erst verwundert, dann wohlwollend an und entließ sie, indem er sie mit Privilegien für ihr Haus beschenkte. Auch in Italien fand Nikolaus Genossen.

Beim steigenden Zwiespalt in der Kirche fühlten sich die Gottesfreunde noch zu tieferem Eingreifen berufen. Im Frühling des J. 1379 kam Nikolaus mit sieben seiner Freunde auf einem hohen Berge, wo eine Kapelle in den Felsen gehauen war, zusammen, um Gott zu bitten, daß er das große Wetter noch abwenden wolle. Des folgenden Jahres traf Nikolaus mit zwölf seiner Gottesfreunde am gleichen Orte zusammen. Ein vom Himmel gefallener Brief soll ihnen den Auftrag gegeben haben, sich drei Jahre lang einzuschließen, um das Gericht abzuwenden. Während die „heimlichen" Freunde diesem Befehle folgten, zeigte Nikolaus auf die häufigen Anfragen seiner auswärtigen Freunde über kirchliche Gegenstände große Vorsicht. Nicht nur die nähern Brüder, sondern Männer in hohen Aemtern, wie der Ordensmeister der Johanniter in Deutschland und der bischöfliche Vikar in Straßburg, befragten ihn in den wichtigsten äußern und innern Angelegenheiten. Seine Visionen und Erscheinungen, so sehr

sich oft ein sehr menschlicher Ursprung derselben aufdrängt, indem sie wie allegorische Einkleidung wohlgemeinter Rathschläge aussehen, wurden damals gläubig verehrt, und erfreuen freilich auch jetzt noch durch ihren „lichtreichen" erhebenden Glanz.

Als die Zeit des „Gefangenseins" vorüber war, ohne daß die Welt besser geworden, glaubten Nikolaus und seine Freunde die Zeit gekommen, an die fünf Enden der Welt zu gehen, um die Völker zur Buße aufzufordern. Nikolaus wandte sich mit zweien seiner Gefährten nach Süden. Aber zu Vienne wurden sie der Inquisition überliefert und starben in den Flammen. Man hatte von dem greisen Nikolaus verlangt, er solle seine Gefährten verläugnen; er wollte sich aber nicht anders als durch den Tod von ihnen trennen, in der Hoffnung, bald wieder mit ihnen vereinigt zu sein. Nach seinem Verschwinden forschten seine Verehrer noch lange nach dem unbekannten Gottesfreunde und nach dem Wohnorte des geheimnißvollen Bundes. Sie suchten diesen bald in Engelberg in Unterwalden, bald bei Klingnau im Aargau. Mit dem Haupte verlieren sich die Gottesfreunde, ohne Nachfolger zurückzulassen. Sein Leben hat Nikolaus im „Buche von den fünf Mannen" erzählt.

Die Nachwirkung der religiösen Erregung der Gottesfreunde dauerte in Basel, zum Theil durch die Beghinen, fort bis weit ins fünfzehnte Jahrhundert hinein, bis zur Zeit der dortigen Kirchenversammlung. Denn das war ein Haupteinwand des Pabstes Eugen IV. gegen die Verlegung des Concils dahin, daß Basel eine Ketzerstadt sei. Daher bezeugte der gewesene Professor der Theologie in Basel, Wolfgang Fabricius Capito: „In deutscher Nation bei alten Laien ist der Same des Worts allweg gewesen und blieben; wie ich manches in meinen Kinderjahren reden gehört hab, des ich mich jetzt verwundre."

3. Töß und St. Katharinenthal.

Wie von Basel eine tiefe, weitgreifende und energische Mystik ausgieng, so entstand in Alemannien, einem Hauptsitze des Minnegesanges, eine gemüth- und poesievolle Mystik, deren Urheber und

Verbreiter vornämlich der Predigermönch Heinrich Suso von Konstanz war. Wie der Minnesänger seine Geliebte besingt, so preist Suso die seinige, die „ewige Weisheit", welche er sowohl in Christo als in der heiligen Jungfrau verkörpert findet. Dieser seiner Königin weiht er von nun an die Schätze seines „von Jugend auf minnereichen Herzens". Um ihr Diener zu werden, legte er sich Entsagungen und Schmerzen auf; mit eisernem Griffel schrieb er den Namen Jesus auf seine Brust, und nannte sich selbst seines himmlischen Geliebten „Herzenstrauf" oder „Amandus". In dieser liebevollen Innigkeit und phantasiereichen Wärme mußte Suso einen besonders mächtigen Einfluß auf die Frauen ausüben, daher er solche vornehmen Standes bewog, sich einem stillen, beschaulichen Leben zu widmen. Darum stieß einst ein Burgherr vor seinen Gästen seinen Zorn über den Mönch aus, der ihm seine Tochter wie viele andere zu einem sonderbaren Leben verkehrt, das da heißt Geist, und die in dieser Lebensweise sind, heißen Geister und Geisterinnen: das sei aber das allverkehrteste Volk, das auf Erden lebe. Und ein anderer grimmiger Mann klagte: „Der Mönch hat einen Raub begangen an meiner lieben Frau. Sie will mich nicht mehr ansehen, sie will nur einwärts sehen. Das soll er büßen!"

Am meisten aber war Suso daran gelegen, die Frauenklöster des Predigerordens mit seinem Geiste zu erfüllen. Das gelang ihm vorzüglich mit den benachbarten Gotteshäusern Töß bei Winterthur und St. Katharinenthal bei Dießenhofen, beide Kiburger Stiftungen und vom Hause Habsburg besonders begabt und begünstigt. In diesen beiden Klöstern widmeten sich die Töchter des gesangreichen Adels aus dem alten Thurgau und Zürichgau in großer Zahl und mit Inbrunst dem beschaulichen Leben, und so kam in die stillen Zellen eine gemüthreiche und seelenvolle Innigkeit und Erhebung, woraus im Geiste Susos eine bilderreiche Andacht in Betrachtung, Gebet und Lobgesang floß. Denn nach ihm war alles Geschaffene ein Spiegel, aus dem Gott wiederleuchtet. Wie befreundete Klöster einander Geschenke sandten, so schickten z. B. die Schwestern zu Villingen an diejenigen von St. Katharinen in St. Gallen Sinngedichte, in denen sämmtliche Fische und Vögel des Landes besungen und in deren Bildern besondere Tu-

genden des heiligen Lebens veranschaulicht werden: bei den Vögeln ist je ein Name der St. Galler Schwestern beigesetzt.

Suso hatte in Töß eine Schülerin, Elisabeth Stäglin von Zürich, welche er selbst seine „geistliche Tochter" nannte. Diese suchte bei ihm Rath und Trost in ihren innern Betrachtungen und Kämpfen, und wenn er, von Konstanz oder Zürich kommend, in Töß einsprach, so legte sie ihrem geistlichen Vater vertrauliche Fragen über den Weg des Fortschrittes im beschaulichen Leben und heiligen Wandel vor, und schrieb die erhaltenen Weisungen und Belehrungen, welche Suso aus seinem eigenen Herzen und Leben schöpfte, für sich und Andere ins Geheim auf. Suso verbesserte und vervollständigte später diese Aufzeichnungen und nahm sie unter seine Schriften auf. Er sagt von ihr: „Sie schrieb auf, was ihr etwa Schönes werden mochte und sie und Andere zu göttlichen Tugenden fördern konnte. Sie that wie die gewerbigen Bienlein, die den süßen Honig aus den mannigfaltigen Blumen eintragen." Wirklich ist die gewandte und ausdrucksvolle Sprache der Elisabeth Stäglin eben so bemerkenswerth als die Tiefe und Innigkeit in Auffassung der mystischen Lehre von der ewigen Weisheit. Aber nicht weniger merkwürdig ist ihre lebendige Schilderung des gottseligen Lebens der frühern Schwestern von Töß, worin uns das Klosterleben jener Zeit von einer sehr anziehenden und würdigen Seite dargestellt wird. Die edeln Frauen spannen in großer Unermüdlichkeit ihren Flachs. Unter der Arbeit beteten sie oder sangen geistliche Lieder, oder sie unterhielten sich in guten Gesprächen. Manche spann noch in ihrer einsamen Zelle. Aber bei dem lebendigen Verkehre der Klöster jener Zeit und bei dem häufigen Eintreffen bedeutender Prediger fehlte in Töß auch Bildung und geistiges Leben nicht. Die Schwestern waren beflissen, Bücher abzuschreiben, und mehrere, Bücher zu verfassen, wie u. a. Metzi (Margaretha) von Klingenberg, die Oberfängerin, durch welche „viele deutsche Bücher und schöne Bilder" in das Kloster kamen und der Chor trefflich bestellt wurde. Daher wurde auch Gesang und Dichtkunst eifrig gepflegt. Adelheid von Lindau sang ihren Mitschwestern oft „schöne Lieder". Metzi Sidwibri gieng in den Chor, wenn ihr wehe war, und wurde durch Singen gesund; sie behielt ihre schöne Stimme bis

in den Tod, der sie im Chor erreichte. — Unter der großen Zahl der Schwestern von Töß, deren Elisabeth Stäglin gedenkt, heben wir einige hervor.

Schwester Beli (Barbara) von Liebenberg war, da ihr Mann noch lebte, eine gar weltliche Frau. Als aber ihr Mann starb und nicht begraben werden durfte, da er im Banne war, überkam sie großes Leid, und sie gieng alle Tage zu ihm und setzte sich an die Todtenbahre im Beinhaus. Nachdem sie sich im Herzen vorgenommen, nicht mehr in die Welt zurückzukehren, kam sie vor das Kloster zu Töß, das man damals zu bauen angefangen hatte (1233), als die Schwestern noch in dem alten Häuslein an der Tößbrücke wohnten. Ihre Mutter in Burgund hatte noch fünf Töchter; diese kamen mit der Mutter nach Töß und lebten da tugendlich und selig. Beli wohnte dreißig Jahre lang im Kloster, „von Gnade ganz übergossen". — Jütti (Judith) Schultheß von Zürich lebte zur Zeit, „als der Streit vor Winterthur geschah" (im J. 1292, als die Zürcher geschlagen wurden). In Krankheit und innern Kämpfen wurde sie immer fester in der Minne zu Gott. Wenn sie einen fröhlichen Menschen sah, gedachte sie: „Gesegne dich Gott; es ist billig, daß du fröhlich seiest, denn Gott hat dich dazu geschaffen und geordnet, um einst Gottes Angesicht und die ewigen Freuden zu genießen." Sie versenkte sich so in ihre Andacht, daß sie in Entzückung gerieth und „Gott von Aug' zu Auge schaute." — Ida von Wetzikon war eine Frau von freiem Geschlechte und vormals einem edeln Herrn in der Welt angetraut. Als Witwe wollte sie eine geistliche Schwester werden. Aber was sie zu Töß sah und hörte, gefiel ihr gar übel, besonders die Konventkost. Doch mit der Hülfe Gottes überwand sie ihr Herz, gab dem Kloster ihr großes Gut, und je zärtlicher sie bisher in der Welt gelebt, desto strenger lebte sie nun im Orden. Die Kunkel kam selten aus ihrer Hand und sie trug ein verblätztes Kleid. Auch als Priorin lebte sie in bisheriger Demuth; und als die Schwestern ihre Geduld in Schmerzen bewunderten, sprach sie ablehnend: „Wer weiß, wie ich im Herzen bin!" Als sie starb, sah eine Schwester ein schönes Licht in ihrem Angesichte leuchten; ein solches wollte man auch über ihrem Grabe wahrgenommen haben. — Adelheid von Frauen-

berg fühlte sich schon in früher Jugend zum Herrn hingezogen; da sie aber ihrer Neigung nicht folgen durfte, so pflegte sie alle Tage des Gebetes und der Kranken: denn es bedünkte sie, daß sie mit Gott selbst umgehe, wenn sie der Kranken pflege. Nachdem sie Witwe geworden, widerstand sie dem Dringen ihrer Verwandten auf eine neue Verbindung, und war nun glücklich, eine Dienerin des Herrn zu sein, im unabläßigen Bemühen im Chor und an der Kunkel. Weder die Gewohnheit des frühern zärtlichen Lebens, noch zunehmende Kränklichkeit hinderte sie an der ganzen Strenge der Enthaltsamkeit, und sie verrichtete freiwillig die geringsten Dienste im Haus und in der Krankenstube. Als sie gegen Ende ihres Lebens große Schmerzen hatte, leuchtete sie den Schwestern durch ihre Geduld vor und dankte Gott für diese Prüfung, indem sie sprach: „Ich will meinen Willen ganz in Gottes Willen geben." — Elisabeth Schäfli von Zürich befliß sich eines demüthigen und sinnigen Schweigens. Wenn sie bei den Gesprächen der Schwestern eine Hinterrede hörte und es nicht verbessern konnte, stand sie auf und gieng hinweg. Sie hatte höhere Erscheinungen, namentlich in der Kirche. Als sie einst krank war, rief ihr eine Stimme zu aufzustehen, und nachdem sie in die Kirche gekommen, wurde ihr wohl. Und als sie an ihrem Ende lag, mußte man ihr süße Lieder von dem Himmelreiche singen.

Königin Agnes von Ungarn, Kaiser Albrechts Tochter, baute die Kirche von Töß neu auf und stattete dieselbe mit vielen Gütern aus, welche die Herzöge von Oesterreich den Mördern ihres Vaters abgenommen hatten. Die erste, welche an dem Frohnaltar der neuen Kirche von Töß eingeweiht wurde, war ihre Stieftochter, Elisabeth von Ungarn. Agnes hatte dieselbe dem Kloster bestimmt und ihr nur die Freiheit gelassen, daß sie unter den Klöstern Schwabens eines für sich auswähle; worauf die Wahl auf Töß fiel. Schon hatte Elisabeth den Schleier genommen, als Herzog Heinrich von Oesterreich, dem sie einst als Kind verlobt worden, sie in Töß aufsuchte, mit Zorn und Klage seine Ansprüche geltend machte und in sie drang, ihm zu folgen. Als die Fürstin vor dem Altar auf den Knieen lag und Gott bat, daß er ihr seinen Willen zu erkennen gebe, that ihr die Entscheidung so wehe, daß sie wie todt dalag und ihr das Blut aus

Mund und Nase schoß. Nachdem sie wieder zu sich gekommen, sagte sie dem Herzoge ab und ließ ihn wissen, daß sie im Kloster ein armes Leben nach der Ordnung Gottes führen wolle. Sie lebte nun achtundzwanzig Jahre in Töß, indem sie ihren Mitschwestern vorleuchtete und mit ihnen alle Entbehrungen theilte. Nur wurde für sie die strenge Klausur unterbrochen, als sie erkrankte, und ihr der Gebrauch der Heilquellen zu Baden im Aargau gestattet. Agnes lud sie bei dieser Gelegenheit nach Königsfelden ein und ließ ihr alle ihre Kleinode schauen. Aber Elisabeth Stäglin fügt hinzu: — „Doch gab sie ihr keines Hellers werth. Das that ihr weher, als einst das Scheiden von ihrem Vaterland." Dagegen ward ihr auf der Rückkehr in Zürich viel Ehre und in Einsiedeln viel Trost zu Theil. Die welterfahrne, verständige und strenge Habsburgerin war nicht von der Art, daß die beschauliche Mystik und die gottselige Weltflucht der Schwestern von Töß ihre Seele ausgefüllt hätte; denn auch aus der Stille der Zelle griff sie theilnehmend und wohlthätig in die äußern Ereignisse ihrer Zeit ein. In dieser Verschiedenheit des Wesens und der Lebensanschauung mag die Ursache zu suchen sein, daß in dem Berichte der Schwester von Töß sich eine starke Feindseligkeit gegen Agnes kund thut. Die Stieftochter war ganz anders und hatte allen Sinn für die Welt abgethan. Sie wendete sich mit besonderer Inbrunst dem Dienste der Maria zu; und wenn jüngere Schwestern bei ihr Unterhaltung suchten, sprach sie zu ihnen: „Kinder, ich will gehen und etwas in das künftige Leben voraussenden, damit ich es wieder finde, wenn ich dahin komme"; gieng dann in den Chor und betete. Als ihr Tod nahte und sie große Schmerzen litt, ließ sie ein Fenster öffnen, schaute zum Himmel auf und bat um Erlösung. Als man vernahm, daß die Fürstin gestorben sei, kamen viele fromme Leute herbei; auch die Königin Agnes, welche dem Kloster Töß mehr Gutes als je zuvor erwies.

Auch eine Schwester von St. Katharinenthal, das i. J. 1245 gegründet worden, beschrieb das gottselige Leben der dortigen Schwestern. Sie hatten sich der Theilnahme und der Belehrung der vorzüglichsten Männer zu erfreuen. So soll der weise Albertus Magnus um das Jahr 1268 die Kirche eingeweiht haben. Und i. J. 1324

traf Meister Eckart, der Lehrer Taulers und Suso's, der tiefste aller Mystiker des Mittelalters, in St. Katharinenthal ein, wobei namentlich Anna von Ramschwag von ihm Aufschluß über das Schauen Gottes verlangte. Als eine ganz besondere Zierde dieses Klosters wird Elisabetha Heimburg genannt, von der berichtet wird: „Wir Alle sahen ihr wohl an, daß sie voll war des heiligen Geistes; denn ihr Antlitz war oftmals entzündet wie das eines Engels, wenn sie mit uns von der Gnade redete." Daher sie sagen durfte: „Meine Seele hat den Sieg gewonnen und muß der Leib ihr unterhänig sein; denn was meine Seele je begehrt, das hat mein Leib willig vollzogen!" Sie begründete eine besondere Vorliebe zum Apostel Johannes bei ihren Mitschwestern zu St. Katharinenthal, indem sie sagte: „St. Johannes hat sich unter dem Kreuz Christi dazu verbunden, für uns ein Fürbitter in jeder Noth zu sein. Die Fülle der Gnade ward ihm zu Theil, als er beim Abendmahle an dem Herzen des Herrn lag, wo er mehr als die übrigen Jünger mit göttlicher Minne erfüllt wurde." Die Liebe zu dem Lieblingsjünger des Herrn hat eine der Schwestern, Katharina Brümsi von Schaffhausen, in einem Liede besungen, worin folgende Strophen vorkommen:

Ein Vogel ohne Gleichen — wie ist er hoch geflogen,
Kein anderer Seher je höher flog;
Nie hat der reinen Menschen einer
Die Geheimnisse Gottes klarer geschaut.

Hochfliegender Adler Johannes,
In die Höhe des Himmels versetzt,
Bitt' für uns Arme:
Wir weilen im Thale der Thränen.

Das beschauliche und gottselige Leben der Frauen dieser beiden Klöster erhielt sich nicht lange in der frühern Höhe und Reinheit, bald verloren sich die Nachfolgerinnen jener frommen Schwestern in phantastische Irrsale und krankhafte Verzückungen, welche für die Geschichte keinen Werth mehr haben. Dagegen ist die Treue und der Muth bemerkenswerth, womit die Schwestern von St. Katharinenthal während der Verfolgungen in der Reformationszeit bei ihrem Gelübde verharrten.

VII.

Niklaus von der Flüe.

Fast ein Jahrhundert nach dem Tode des großen geheimnißvollen Gottesfreundes von Basel erscheint auf dem Schauplatz der vaterländischen Geschichte der offene und schlichte Gottesfreund, der Bruder Klaus, dessen einfältige und demüthige Frömmigkeit die Liebe und Verehrung des ganzen Volkes auf sich zog, und dessen ganze Erscheinung ihn zu einem Volksheiligen machen mußte, so daß sein Andenken in lebendigen und heimatlich anmuthigen Zügen in den Herzen aller Schweizer eingezeichnet ist. Niklaus von der Flüe war i. J. 1417 den 21. März zu Flüeli am Eingange des Melchthales in Obwalden von einem angesehenen Geschlechte geboren. Er lebte als Hirte und Hausvater in seinem Thale und erzog fünf Söhne und fünf Töchter. Als Jüngling soll er mit seinen Landsleuten in den alten Zürich-Krieg gezogen sein, und im Mannesalter während des Schwabenkrieges als Rottmeister, Führer über Hundert, im Thurgau gekämpft und das Kloster St. Katharinenthal, in welches sich Feinde geflüchtet hatten und das von den Eidgenossen in Brand gesteckt werden sollte, vom Feuer bewahrt haben. Auch nützte er als Landrath und Richter in den öffentlichen Angelegenheiten seiner Heimat, verbat sich jedoch die Würde eines Landammanns, wozu ihn die Landsgemeinde von Obwalden hatte erheben wollen.

Während so Niklaus von der Flüe den gemeinen Pflichten des Lebens oblag, erhob sich seine Seele in stillen Stunden zu Gott, indem er in Gebet und fromme Betrachtung versunken war, wobei sich ihm Gesichte und Erscheinungen, bald aus dem Himmel, bald aus der Hölle vor die Seele stellten. Diese Gesichte einer höhern Welt zogen ihn immer mehr von der Erde und ihren Geschäften ab und erzeugten in ihm das Verlangen, ein verborgenes und einsames Leben nur im Umgange mit seinem Gott und Herrn zuzubringen. Mit freiwilliger Zustimmung seiner Frau nahm er von seiner Haushaltung

Abschied, um ferne von der Heimat eine zurückgezogene Stätte zu suchen. Er wendete sich deßhalb nach dem Jura. Als er aber den Hauenstein überschritten hatte und auf dem Wege nach Basel gen Liestall kam, schien ihm dieser Ort in rother Gluth zu stehen, so daß er darin ein Zeichen zu erkennen glaubte, er dürfe nicht weiter ziehen. Dazu kam der Rath eines Bauers, welcher meinte, „es wäre ihm viel besser und ruhiger unter dem väterlichen Schatten zu ruhen". Hatte er vielleicht einen Zug nach dem Mittelpunkte der Gottesfreunde verspürt, aber sich außer den Gränzen seiner Heimat zu fremd und öde gefühlt?

Niklaus kehrte daher in seine heimatlichen Berge zurück und begab sich an einen verborgenen Ort, wo ihn nach manchen Tagen Jäger fanden. Endlich baute er sich auf höhere Eingebung seine Hütte in der Schlucht, wo die Melch ihr Thal verläßt, im Ranft genannt. Dieses strenge, Fasten und Beten gewidmete Leben des Bruders Klaus erfüllte seine Landsleute mit Ehrfurcht und Bewunderung, und wenn diese die hohe, abgemagerte Gestalt sahen, im langen graubraunen Rocke, an Haupt und Füßen bloß, mit dem heitern Frieden im Gesichte, so maß ihm die gläubige Verehrung allmählig das Vermögen bei, ohne andere Nahrung zu leben, als diejenige, welche ihm alle Monate durch den Leib des Herrn im h. Abendmahle zu Theil wurde. Dieser Glaube war schon bei seinen Lebzeiten allgemein verbreitet und soll durch amtliche Untersuchungen bestätigt worden sein, so daß selbst Historiker der evangelischen Konfession, wie z. B. Bullinger, Stumpf, J. J. Hottinger, die Thatsache auf sich beruhen lassen. Bruder Klaus selber rechnete sich diese Gabe der Enthaltsamkeit nicht zum besondern Ruhme an und auf die wiederholten Fragen des Ritters von Waldheim darüber, gab er die ausweichende Antwort: „Gott weiß!" Uebrigens verharrte er in seiner schlichten ländlichen Einfalt und Demuth. Auch zog er sich vom Verkehr mit den Menschen nicht zurück, sondern empfieng aus der Nähe und Ferne viele Besucher in seiner Einsamkeit im Ranft.

Weil seine Landsleute das gottselige Leben des frommen Einsiedlers als einen Segen für ihr Land erkannten, so erbauten sie dem Bruder Klaus, nachdem derselbe ein Jahr im Ranft gelebt, im J. 1468 daselbst eine Kapelle mit daran stoßender Wohnung, klein und

unscheinbar, wie er es verlangte, nicht mehr als sechs Fuß ins Gevierte, und so niedrig, daß er nicht aufrecht darin stehen konnte; sein Bett ein Brett, sein Polster ein Stein. Sein Kämmerchen hatte drei kleine Fensterlein, von denen eines Licht in die Zelle brachte, das andere zur Unterhaltung mit den Pilgern diente und das dritte dem Bruder den Blick in die Kapelle öffnete. Diese wurde auf Veranstaltung des Bischofs von Konstanz zur Ehre der h. Jungfrau eingeweiht und vom Pabste mit einer Ablaßbulle bedacht. Schon nach zehn Jahren hatten sich die Vergabungen an die Kapelle so gemehrt, daß von Bruder Klaus eine Kaplanei-Pfründe gestiftet werden konnte und derselbe seinem Sohne Hensli, welcher hier im Ranft dreizehn Jahre Sigrist und Knecht gewesen und nie Lohn empfangen, aus der Pfründe der L. Frauen im Ranft einen Lidlohn aussetzen durfte. Bevor ein Priester im Ranft war, hatte der Einsiedler alle Sonntage die Kirche zu Sachseln besucht: nun aber verließ er seine Einsamkeit nicht mehr. Desto häufiger wurde er besucht.

Der ungelehrte Mann war im Stande, durch innere Erleuchtung auch mit den Gelehrtesten so zu reden, daß er ihnen die Geheimnisse der göttlichen Dinge zu eröffnen verstand. Welche aber von ihm Unterweisung über die Lehren und Gebote der h. Schrift verlangten, denen antwortete er, sie sollen die Evangelien und die übrige christliche Lehre von ihren Hirten und Seelsorgern mit Ernst hören, behalten und nach ihrem Vermögen erfüllen. Er empfieng die Menge einer Besucher, namentlich aber seine lieben Landsleute, freundlich und liebevoll, ertheilte ihnen mit wenig Worten weisen Rath und entließ sie gewöhnlich beim Abschied mit der Empfehlung: „Mein Sohn, meine Tochter, bitt' Gott für mich!" Des Vormittags verharrte der Einsiedler in stiller Betrachtung und Gebet in seiner Zelle. Des Nachmittags aber, wenn der Himmel heiter war, gieng er zum benachbarten Berglein, wo in einer Höhle Bruder Ulrich wohnte, welscher, ein deutscher Edelmann und reich, die Welt verlassen hatte und dem Bruder Klaus in gottseligem Leben nacheiferte. Schon bei Lebzeiten des frommen Mannes war sein Name in Deutschland, Frankreich und Italien bekannt. Der Bischof von Konstanz bezeugte ihm seine Ehrfurcht; das Haus Oesterreich sandte ihm seine Boten. Ein

sächsischer Edelmann, Hans von Waldheim, hat uns handschriftlich den treuherzigen Bericht einer Reise hinterlassen, welche er i. J. 1474 zu Bruder Klaus machte; und vor dem Tage zu Stanz sendete Albrecht von Bonstetten, der gelehrte Dekan von Einsiedeln, eine von ihm verfaßte Lebensbeschreibung des Bruders Niklaus an den Dogen von Venedig und an den König von Frankreich. Des verehrten Mannes Wort mußte zunächst bei seinen Landsleuten gelten.

Als die Waldstätte auf der Tagsatzung zu Stanz, aus Furcht vor dem steigenden Uebergewicht der Städte, sich der Aufnahme von Freiburg und Solothurn in den Bund widersetzten und der Zwiespalt so groß wurde, daß Städte und Länder gegen einander in Waffen sich zu erheben drohten: da erlangte im letzten Augenblicke noch Heinrich Imgrund, der Pfarrer von Stanz, daß die Tagherren auf das Vermittlungswort des Bruders Klaus achten wollten, welcher die Aufnahme der beiden Städte empfahl und die Gemüther versöhnte. So daß der in Stanz anwesende Sohn des Stadtschreibers Schilling von Luzern berichtet: „Und also gab Gott Glück, daß die Sache von dieser Botschaft wegen in einer Stunde ganz und gar in Ordnung gebracht und ausgeglichen wurde." Daß der Einsiedler nicht selbst unter die Tagherren getreten, sondern daß diese auf seinen bloßen Rath gehört, giebt einen nur um so höhern Begriff von dem Einflusse des verehrten Mannes. In Ermanglung näherer Nachrichten enthält der Anfang des eidgenössischen Abschiedes zu Stanz das einfache Denkmal vom Verdienste des Niklaus von der Flüe um sein Vaterland: „Des ersten, weiß jeder Bot heimzubringen die Treu, Müh und Arbeit, so der fromme Mann, Bruder Klaus, in diesen Dingen gethan hat, ihm des treulich zu danken und jeglicher Bot Weiteres zu sagen weiß." Glockengeläute verkündigte durch die ganze Eidgenossenschaft die Befestigung des Friedens und der Eintracht, am Sonnabend den 22. Christmonat 1481.

Wir wissen von Geschenken, welche von mehreren Orten an den Friedensstifter gemacht worden sind. Noch ist der Danksagungsbrief des Einsiedlers an Bern vorhanden, worin es u. a. heißt: „Gehorsam ist das Größte und Weisheit das Allerliebste. Fried ist allweg in Gott: denn Gott ist der Fried, und Fried mag nicht zerstört wer-

den; Unfried wird aber zerstört. Darum sollt ihr luogen, daß ihr auf Fried stellet, Wittwen und Waisen beschirmet, wie ihr bisher gethan. Und wessen Glück sich auf Erdreich mehret, der soll Gott dankbar darum sein, so mehret es sich auch in dem Himmel. Den offenen Sünden soll man wehren und der Gerechtigkeit allweg beistehen. Ihr sollt auch das Leiden Gottes in euern Herzen tragen; es ist des Menschen größter Trost an seinem letzten End." Nachdem er vor Zweifel und der Anfechtung des Teufels gewarnt, schließt er: „Nicht daß ich daran gezweifelt, ihr seiet gut gesinnt, sondern ich schreibe es euch zur Vermahnung, damit, wenn der böse Geist jemanden anficht, er desto ritterlicher widerstünde. Nichts mehr! Gott sei mit euch."

Solothurn begleitete seine Gabe mit folgendem Brief: „Ehrwürdiger und andächtiger Bruder! Wir, der Schultheiß und Rath zu Solothurn, empfehlen uns getreulich in euer Gebet. Wir sind berichtet, wie Ihr durch die Gnade des allmächtigen Gottes und seiner lieben Mutter Fried, Ruh und Einhelligkeit in der ganzen Eidgenossenschaft habet gemacht durch euern getreuen Rath und Unterrichtung, und so viel Gutes unserthalb geredet, daß wir verbrüdert sind in einem ewigen Bund mit gemeiner Eidgenossenschaft; des wir billig dem wahren Gott und allem himmlischen Heer und Euch als Liebhaber des Friedens groß Lob und Dank sagen, bittend unsern Herrn Jesum Christum und seine würdige Mutter, daß sie Euer Lohn seien und Euch in die Freud der ewigen Seligkeit setzen. Dem allmächtigen Gott zu Lob und Euch zu Gefallen schicken wir Euch 20 Gulden zu einem Gutenjahr an eine ewige Messe und bitten Euch, daß Ihr Gott den Herrn für uns bitten wollet. Gegeben auf Samstag vor dem angehenden Jahr. Anno 1481."

Ein anderer Brief des Bruders Klaus verheißt den Konstanzern seine begehrte Fürbitte und angerufene Vermittlung in Betreff des streitigen Landgerichtes im Thurgau: ein kurzes Friedenswort voll nüchterner Erfahrung und ruhiger Weisheit. Und wirklich führte das Dazwischentreten des frommen Mannes zum erwünschten Ziel.

Die außerordentliche Verehrung des Niklaus von Flüe beruhte indessen nicht nur auf seiner Frömmigkeit und Weisheit, sondern man

maß ihm auch einen prophetischen Geist bei, wovon man viele Beispiele erzählte. Unter den göttlichen Geheimnissen, welche sich ihm offenbarten, ist namentlich von einem gekrönten Haupte viel gesprochen worden, mit Strahlen umgeben, mit der Bezeichnung der Dreieinigkeit und der göttlichen Eigenschaften, wovon Bruder Klaus ein Gemälde zur täglichen Erinnerung und Erbauung in seiner Zelle aufstellen ließ. Allein diese Richtung nach Oben und diese tiefsinnige Beschaulichkeit hinderte Niklaus von der Flüe nicht, auch die äußern Verhältnisse seiner Zeit mit klarem und festem Blicke aufzufassen und zu beurtheilen. Er war Zeuge vom beginnenden Verderben des Reislaufens und Pensionenwesens und von der damit verbundenen fremdländischen Ueppigkeit und dem Sittenverfall, und ließ es an Warnung nicht fehlen. Bullinger berichtet ausdrücklich, daß Bruder Klaus „heftig gegen dieses Verderbniß gesprochen und ermahnt, solcherlei Sitten zu meiden, fremder Fürsten und Herren sich zu enthalten und den Fußtapfen der alten Eidgenossen nachzufolgen, weil solches Wesen sonst die Eidgenossenschaft umkehren würde".

Das große Ansehen des frommen Mannes änderte indessen nichts in seinem einfältigen und demüthigen Wandel. Sein tägliches Gebet war:

O Herr, nimm von mir,
Was mich wendt von dir.
O Herr, gib auch mir,
Das mich kehrt zu dir.
O Herr, nimm mich mir
Und gieb mich eigen dir.

Bruder Klaus starb den 21. März 1487, 70 Jahre alt, in seiner Zelle am Ranft, umgeben von seinem Weibe und seinen Kindern und in Gegenwart seiner Freunde, des Bruders Ulrich und des Pfarrers Imgrund. Er wurde von ganz Unterwalden mit größter Liebe und Ehrfurcht zu Sachseln bestattet und von allen Eidgenossen betrauert. Unterwalden war zu arm, als daß es seinen Bitten, Niklaus unter die Heiligen aufzunehmen, zu Rom den erforderlichen Nachdruck hätte geben können. Dagegen wurde er endlich i. J. 1669 selig gesprochen, und i. J. 1684 zu seinen Ehren die schöne Kirche

zu Sachseln geweiht, zu welcher seine Landsleute aus den Waldstätten in treuer Verehrung ihre Wallfahrten und Pilgerzüge richten. Das ganze Schweizervolk aber trägt das Gedächtniß dieses Gerechten lebendig im Herzen und ehrt in ihm das höchste Vorbild eines frommen Eidgenossen.

VIII.

Felix Hemmerlin.

Die Gottesfreunde sind mit dem Gefühle der Trauer über das Verderbniß ihrer Zeit und in der Erwartung der strafenden Gerichte Gottes vom Schauplatze verschwunden, und der Bruder Klaus schaute mit besorgtem Blicke auf die Zukunft seines Vaterlandes hin. Wie groß der Verfall und die Verkommenheit des religiösen und geistigen Lebens in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts namentlich auch in der Schweiz war, sehen wir an den Schicksalen eines merkwürdigen und gefeierten Mannes jener Zeit. In dem Leben und den Schriften des Felix Hemmerlin haben wir nämlich ein ungemein klares und sprechendes Bild der damaligen Zustände, wo wir sehen, wie eine edle, liebenswürdige und reichbegabte Persönlichkeit unter der Last ungünstiger Verhältnisse sich verkümmert und verbittert und als wehrloses Opfer den bösen Mächten seiner Zeit preisgegeben wird. Alle äußern Verhältnisse schienen zusammenzuwirken, um diesem Manne eine günstige und einflußreiche Stellung in der Kirche zu bereiten. Felix Hemmerlin war i. J. 1389 von einer angesehenen Familie in Zürich geboren und wurde schon in seinem dreiundzwanzigsten Jahre Chorherr des Stiftes zum Großen Münster. Mit den beträchtlichen Einkünften seiner Pfründe konnte er in aller Bequemlichkeit die Universität Bologna, die erste Schule des Rechtes, besuchen. Aber eine noch wirksamere Schule für den jungen Mann war die Kirchenversammlung von Konstanz; daher er seine Studien für einige Zeit unter-

brach und sich dahin verfügte. Obgleich Hemmerlin in Konstanz genugsame Beweise von der Entartung der Kirche bei den hohen und niedern Gliedern derselben zu sehen bekam, und dort zuerst ein freies Urtheil über kirchliche Personen gewann, so erhob er sich doch nicht zu einer unbefangenen Prüfung der verunstalteten Lehre und Verfassung der Kirche und stand daher nicht an, jetzt und später das Urtheil über Huß zu bestätigen. Nach seinem Aufenthalte in Konstanz setzte er seine Studien einige Zeit in Erfurt fort. Wir sehen ihn aber schon i. J. 1421 als Probst des St. Ursusstifts zu Solothurn thätig, namentlich indem er die Statuten seines Stiftes erneuerte. Diese bedeutende Stellung hielt ihn jedoch nicht ab, daß er zur Fortsetzung seiner Studien nach Bologna zurückkehrte, wo er i. J. 1424 Doktor des kanonischen Rechtes wurde und wo er auch nach Erlangung dieser Würde noch zwei Jahre verweilte. Im Jahre 1427 kehrte er mit der päbstlichen Bestallung zum Probste am Großen Münster nach seiner Vaterstadt zurück. Das Kapitel aber nahm das Recht der freien Wahl in Anspruch und wählte einen andern. Hemmerlin begnügte sich gerne mit der Kantorstelle, welche zur Zeit Rudolfs von Habsburg Konrad von Mure mit Ruhm bekleidet hatte, den jener sich zum Vorbilde nahm. Zu gleicher Zeit wurde Hemmerlin auch Chorherr am St. Moritzstifte zu Zofingen. Er hatte indessen seinen bleibenden Sitz in Zürich, wo er ein schönes Haus mit einem großen Garten bewohnte (das „grüne Schloß"). Nikolaus von Wyle, welcher damals Schulmeister zu Zürich war und später eine von Hemmerlins Schriften ins Deutsche übersetzte, giebt uns eine anmuthige Beschreibung von Hemmerlins Leben in jener Zeit. „Wenn Hemmerlin die Pflichten seines Amtes erfüllt hatte, worin er der erste und der letzte war, so widmete er seine übrige Zeit der Wissenschaft, entweder studierend oder sammelnd und schreibend, um andern Leuten nützlich und fruchtbringend zu sein. Ehrbare Gäste waren ihm an seinem Tische auch ungeladen stets willkommen und er bewirthete sie zudem mit „„süßen, hübschen Schwänken, Reden und Historien"", so daß ihm Jedermann zugethan sein mußte. Wer ein Anliegen hatte, dem leistete er mündlichen oder schriftlichen Rath und Beistand. Der einzige Lohn, den er dafür verlangte, war, daß er sich etwa von einem Bauer Hanf-

samen für seine Vögel geben ließ, deren er in seiner Bibliothek stets eine große Zahl um des Gesanges willen hatte. Mit seiner Bibliothek war er allen lernbegierigen Leuten dienstbar. Auch liebte und pflegte er mehr als Andere des Landes die Künste. Durch seine Schriften ist sein Name der Ewigkeit überliefert. Täglich spendete er allen armen Menschen, welche sein Haus heimsuchten, Almosen, und am Feste der Zürcherischen Märtyrer vertheilte er, eine alte Sitte erneuernd, Semmeln unter die Schüler." Und endlich berichtet Niklaus von Wyle, daß ihm von Felix Hemmerlin mehr Gutes geschehen, als von irgend einem Menschen nach Vater und Mutter. Hemmerlin selbst veranschaulicht uns seine angenehme Lage, indem er uns an die hintere Seite seiner Wohnung führt, wo vor seinem Studierzimmer ein köstlicher Südwind wehe. „Dieser mein Studierplatz ist von einem blumenreichen Garten umschlossen und selbst mit zierlichen Geräthen, Büchern, Pulten, Lesestühlen, Gemälden und Aehnlichem also geschmückt, daß von gar Vielen und auch von mir selber etwas Schöneres bei einem einfachen Doktor des kanonischen Rechtes in ganz Deutschland nicht ist gefunden worden. Ja die gelehrten Freunde, die mich besuchen, preisen mein Studierzimmer überall. Und gerade unterhalb meines Studierzimmers steht das Sommerhaus im Garten, welcher Ort seit vielen Jahren von lieblich singenden Vögeln aller Gattungen beständig umjubelt wird, und wo sich besonders zur Zeit der Sommerferien große Gesellschaften von Freunden und Tischgenossen häufig zu versammeln pflegen."

Es war indessen dem strebsamen und ehrgeizigen Manne nicht gegeben, sich lange dieser friedlichen Stille zu freuen. Namentlich erfüllte ihn die Kirchenversammlung von Basel mit einem nicht mehr erlöschenden Eifer nach Reformbestrebungen. Nicht daß er sich in die Schrift vertieft und aus ihr Gedanken und Ansichten geschöpft hätte, wodurch er mit der Kirchenlehre in Widerspruch gekommen wäre. Hemmerlin nennt sich mit Vorliebe Doktor des Rechts, und hielt daher an dem zu Recht Bestehenden in Kirche und Staat fest. Es sind demnach mehr die äußern Uebelstände und Unordnungen der Kirche, welche ihn beschäftigen und zur Gegenwirkung herausfordern. Der vornehme Kirchenmann ist namentlich gegen jene Gesellschaften erbost,

welche unter dem Namen Begharden und Beghinen bekannt sind und ohne bestimmte Regel ein frommes Leben führten, häufig aber im Hang zur tiefen Betrachtung den Ketzern sich näherten, oder dann im freien Leben dem abenteuerlichen Herumirren und dem Bettel sich ergaben. Daher richtete Hemmerlin eine Reihe von Schriften gegen die „starken (arbeitsfähigen) Bettler", womit der Grund zu seiner Verfeindung mit den Bettelorden gelegt war. Besonders aber lag ihm daran, in seinem geliebten Stifte unter den Konventualen einen Gottesdienst wieder herzustellen, würdig der Schutzheiligen Zürichs. Nachdem das Baseler Koncil ein scharfes Gesetz gegen die Konkubinen der Geistlichen erlassen, trat er nun gegen einen Kaplan des Stiftes auf, welcher sich dem Gesetze nicht fügen wollte, und erklärte ihn des Kirchendienstes unwürdig. Der Beschuldigte lachte dem strengen Kantor ins Gesicht, und dieser fand beim Kapitel kein Gehör, da der Probst selbst mehrere Weiber und Kinder hatte und die Stiftsherren in ihrer Gesellschaftsherberge oft in die Nacht hinein zechten, so daß sie nicht nur den Gottesdienst versäumten, sondern auch durch ihren Lärm die Beichte störten. Zur Züchtigung seiner Kollegen legte nun Hemmerlin den Schutzheiligen der Zürcherischen Kirche einen Brief in den Mund, worin er dieselben über die Vernachlässigung des Gottesdienstes klagen läßt. Mit der Veröffentlichung dieser Anklage brachte er das ganze Stift gegen sich auf und die Feindschaft war so groß, daß ein Mörder gedungen wurde, welcher Hemmerlin tödtlich verwundete. Der Chorherr, welcher den Mörder gedungen, wurde zwar aus der Kirche gestoßen und verlor seine Pfründen, und die übrigen Mitwisser aus dem Stifte wurden gebüßt; allein dieser Vorgang schärfte nur den Haß der Kollegen gegen Hemmerlin. Als dieser sich nicht scheute, auch noch die Amtsversäumnisse des neuen Probstes Nithart scharf zu rügen, so daß auch dieser sich zu seinen Feinden gesellte: so war Hemmerlin fortan den Kränkungen und Beleidigungen seiner Amtsgenossen bloßgestellt, ohne von irgend einer Seite Schutz zu finden. Denn seine Feinde wußten allmählig auch Rath und Bürger zu Zürich und den Bischof von Konstanz, welche Alle ihm lange Zeit gewogen waren, wider ihn einzunehmen. Statt daß seine Klagen über neue Angriffe Gehör gefunden hätten, wurde er vielmehr gebüßt und

sogar von Probst und Kapitel zum Verlust des Einkommens eines Jahres verurtheilt. Der heftige und eitle Mann war aber weit davon entfernt, das Unrecht stille zu dulden und die Rache Gott zu überlassen. Nachdem er kein Recht gefunden, meinte er sich selbst durch Schriften an seinen Feinden rächen zu sollen. Allein im Fortgange des Kampfes verwickelte er sich immer unheilvoller und rief neue Gegner hervor.

Im alten Zürich-Krieg nahm der stolze Bürger und der gelehrte Chorherr um so mehr für Oesterreich Parthei, als er sich des besondern Wohlwollens der österreichischen Herzöge zu erfreuen hatte, indem er sich Kaplan des Kaisers Friedrich III. und dessen Bruders, des Herzogs Albrecht, und Rath des Markgrafen Wilhelm von Baden nannte; zudem hatten ihm die Eidgenossen sein väterliches Erbgut verwüstet und ihn dadurch in bleibenden Schaden gebracht. Mitten in den Schrecken des brudermörderischen Krieges kämpfte Hemmerlin eben so grimmig mit der Feder, als im Felde mit dem Schwerte gekämpft wurde. In seinem weitläufigen Buche „vom Adel", welches in dieser Zeit leidenschaftlicher Partheiung entstand, hebt er die Vorzüge und Vorrechte des Adels auf die willkürlichste und abenteuerlichste Weise hervor und läßt dagegen seinem Haß gegen die Bauern freien Lauf, indem er namentlich den Schweizern alle Gräuel aufbürdet und die unvernünftigsten Märchen über sie nacherzählt. In einer Beigabe läßt er ihnen und ihren Mitschuldigen im Himmel den Proceß machen, worauf sie in der Schlacht bei St. Jakob an der Birs die ihnen von Gott bestimmte Strafe finden. Im Zorn, daß der Bischof von Konstanz ihn nicht gegen neue Beeinträchtigungen seiner feindlichen Brüder beschützte, schleuderte er nun auch diesem und seinem Generalvikar den Fehdehandschuh hin. Zudem sind selbst die Schriften, wo er über allgemeine Gegenstände der Kirche und des Rechtes handelt, von der Beimischung persönlicher Kränkung bestimmt und durchsäuert. Der konstanzische Generalvikar Gundolfinger hatte zwar eine Versöhnung zwischen Hemmerlin und den übrigen Zürcher Stiftsherren zu Stande gebracht, allein die gegenseitige Erbitterung und die Bethätigung derselben dauerte fort. Hemmerlin schreitet daher zur Abfassung einer Generalanklage, indem er unter dem Titel „Passionale" eine

Geschichte aller seiner Leiden darstellt, um seine Feinde vor das Gericht der Mit- und Nachwelt zu ziehen. Wohl bekennt er sich als Sünder; aber gegen seine Mitbrüder habe er keine Sünde begangen, als daß er ihre Sünden aufgedeckt. Dagegen habe er wie Konrad von Mure zum Ruhm seiner Kirche gearbeitet. Nachdem seit jenem ersten Kantor kein Geistlicher des Stiftes zu Zürich ein namhaftes Buch verfaßt, nennt er die große Zahl seiner Schriften, welche ihm den Beifall vieler Prälaten und Fürsten erworben; auch habe gegenwärtig kein Geistlicher des Bisthums Konstanz eine so reiche Bibliothek wie er, fünfhundert kleinere und größere Schriften, bestens geordnet in seinem Studierzimmer. Er wolle suchen den Groll aus seinem Herzen zu verbannen; aber diejenigen Frevel, welche nicht gegen ihn, sondern gegen den allmächtigen Gott, dessen Diener er sei, begangen worden, die werde er nie verzeihen, sondern bringe sie vor den Richterstuhl des ewigen Richters. Auf die Seelenmessen des Stiftes nach seinem Tode verzichte er. Auf diese Weise hatte Hemmerlin so viele und so rücksichtslos bloßgestellt, daß er in der Stunde der Gefahr auf Niemanden rechnen konnte, der ihm Schutz gewährte.

Als nach dem Frieden des alten Zürich-Krieges die Eidgenossen zum ersten Male wieder zu fröhlicher Fastnachtlust nach Zürich gekommen waren, wurden sie von seinen Feinden gegen Hemmerlin, den alten Lästerer der Schweizer, aufgereizt. Sie überfielen den arglosen Mann in der Stille seines Hauses. Unter dem Schein, ihn der aufgebrachten Menge zu entziehen, wurde er im Namen des Bischofs von Konstanz verhaftet, gebunden auf seinem eigenen Pferde hinweggeführt und im Schlosse zu Gottlieben, dem amtlichen Gefängnisse für die Geistlichen des Bisthums, in einen finstern und unsaubern Kerker gelegt. „Das Ungeziefer aber, so gebot es der Herr, durfte ihm während seiner ganzen Gefangenschaft nichts anhaben.“ Die Verwendung der Fürsten von Oesterreich, Hemmerlin vor ein öffentliches Gericht zu stellen und ihn bis dahin frei zu lassen, wurde durch die Bemühung der Feinde vereitelt. Eine augenblickliche Flucht nach Konstanz veranlaßte seine Peiniger, den Greis in Ketten zu legen und ihn zu einem aussätzigen Mörder zu gesellen. Erst nach vier Monaten wurde er von Gundolfinger verhört, welcher ihm vorhielt, wie frech er von

seinen Vorgesetzten, dem Bischof und dem Pabst, wie ärgerlich von seinen Stiftsbrüdern und wie bitter von den Eidgenossen geschrieben. Hemmerlin setzte dieser Anklage entgegen, wie von Seiten des Bischofs Recht und Treue an ihm gebrochen worden und wie freimüthig die Glieder der katholischen Kirche auf den Koncilien gegen ihr Haupt aufgetreten. Was er gegen die Glieder seines Stiftes geschrieben, sei nichts als Wahrheit. Wenn er gegen die Feinde Zürichs das Maß überschritten, so müsse er als Zürcher in dem Friedensschlusse mit den Eidgenossen mit inbegriffen sein. Zum Schlusse aber erinnerte er den Richter an sein gebrechliches Alter, bat, ihn von seinen Ketten zu befreien und ihm eine Zufluchtsstätte in einem Kloster von anerkannter Ordensregel zu gewähren. Allein erst nach weitern drei Monaten schweren Gefängnisses ward er losgekettet und in des Bischofs Hof geführt, um sein Urtheil zu vernehmen. Er wurde seiner Pfründen entsetzt, zum bürgerlichen Tod, zu klösterlicher Haft und beständiger Buße verurtheilt. Nachdem er über zehn Monate gefangen gesessen, wurde er den Franziskanern zu Luzern übergeben, gerade demjenigen Orden, den er durch seine Schriften beleidigt hatte, gerade am Hauptsitze der von ihm geschmähten Eidgenossen. Nach anfänglich strenger Haft ward ihm jedoch bald eine freundliche Zelle und milde Behandlung zu Theil. Der beste Beweis der ihm bewiesenen Rücksicht liegt darin, daß ihm gestattet war, im dortigen Kloster unter andern Schriften sein „Klageregister" abzufassen, worin er Gundolfingers gegen ihn begangene Frevel schonungslos bloßstellt, indem er einen Engel gegen denselben Klage erheben, den Generalvikar vor Gericht fordern, und da dieser nicht erscheinen will, ewig verdammen läßt; während dagegen der Engel den Leidenden tröstet, ihm den Lohn des Himmels, den Feinden aber die Strafe der Hölle verheißt. Daß Hemmerlin diese Schrift nicht nur schreiben, sondern auch in die Hände seiner Freunde gelangen lassen durfte, giebt den Beweis, daß es ihm an Wohlwollen und Theilnahme nicht fehlte. Dieses Klageregister schrieb er i. J. 1456. Aus derselben Zeit stammen einige Klagelieder, worin er sich über die Härte Zürichs beklagt, das ihn hülflos im Gefängniß schmachten lasse. Wirklich scheint Hemmerlin bei den Barfüßern in Luzern gestorben zu sein, weil seine Feinde sich vor ihm fürchteten, wenn er

zur vollen Freiheit käme. Aber auch unter dem Drucke beharrte er mit ungebrochener trotziger Kraft und Freimüthigkeit bei dem, was er einmal für Recht erkannt: das zeigen seine im Kloster geschriebenen Schriften.

So sehr Hemmerlins hartes Schicksal und sein Muth im Unglück Theilnahme erweckt und verdient, so kann man ihn doch nicht unter die Vorläufer der Reformation zählen. Wohl ist er von der Bewegung ergriffen, welche die Kirchenversammlungen von Konstanz und Basel auf den Weg der Reformbestrebungen leitete; aber er ist kein Führer, sondern nur ein von der Zeitströmung Getragener: denn er ist weder durch die Alten noch durch die Schrift zur freien Auffassung des Lebens und der Kirche durchgedrungen. Von dem zu seiner Zeit neu erwachenden Geist der Humanität in Italien blieb der Jüngling unberührt. In den Hauptschriften zeigt sich eine enge und harte Selbstgerechtigkeit, und bei einer für jene Zeit großen Gelehrsamkeit in der gesuchten und barbarischen Sprache ein eben so starrer als abergläubischer Scholasticismus. Er ist oft witzig; aber er gefällt sich zugleich in losen und zotenhaften Ausmalungen, die nach der Mönchskutte riechen. Indem er an allerlei derben Anekdoten unerschöpflich ist, drängt sich überall die Wahrnehmung auf, daß er es mit der Wahrheit nicht genau nimmt. Indem er den Eidgenossen unglaubliche und von keinen andern Zeugnissen bestätigte Abscheulichkeiten aufbürdet, darf man daher auch dem, was er in seiner eigenen Sache über seine Feinde sagt, nur bedingten Glauben schenken. Wenn wir demnach den unklaren und engen Standpunkt geistiger Bildung betrachten, auf welchem sich der erste Gelehrte der Schweiz in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts befand, so schauen wir nur mit desto größerer Bewunderung zu den Männern der Reformationszeit hinauf.

Die Reformation.

IX.

Die Schweiz vor der Reformation.

Wenn wir uns in die Heldenzeit der alten Schweiz versetzen, so möchten wir darin gerne die Beweise auffinden, daß das eigenthümliche religiöse Leben der frommen Eidgenossen wesentlich zu ihrer Tapferkeit und ihrem todesverachtenden Muthe beigetragen. Allein sowohl die alten Chroniken der Schweiz als namentlich die Urkunden der alten Bündnisse stellen die Thatsachen so schlicht und nüchtern dar und heben dergestalt die politische, rechtliche und praktisch bürgerliche Seite hervor, daß uns nur selten ein Blick in die religiöse Auffassung der Verhältnisse gegönnt ist. Es fällt daher die eigentliche Heldenzeit der Schweiz nicht in das Gebiet der Kirchengeschichte. Wohl hebt und trägt die alten Eidgenossen der tiefe und starke Glaube, daß der Gott der Väter sie schütze und ihnen den Sieg im Kampfe für die Freiheit verleihe; aber dieses Gefühl findet doch nur einen spärlichen Ausdruck. Mächtig zwar ergreifen uns einzelne Züge dieser Art, wie zum Beispiel der Ruf der ungeachtet der Abmahnung zur Schlacht eilenden Helden von St. Jakob: „Es muß gehen. Geht's nicht, so befehlen wir unsere Seelen Gott und unsere Leiber den Armagnaken!" — oder als Hallwil die Sonne von Murten begrüßt: „Bidere Männer, Gott will uns leuchten: auf!" — Allein die Tapferkeit der alten Schweizer ist im Allgemeinen die stürmische, trotzige Kampfeslust der

Jugend, die mit Verachtung der Kunst und Vorsicht, geraden Wegs auf den Feind losgeht und in wildem Grimme Alles niederwirft oder stirbt. Eine gewisse Erhabenheit idealer Gesinnung war nicht das Eigenthum des schweizerischen Kriegsgeistes, daher wir sowohl den Schwung ritterlichen Sinnes, als die Hoheit, Wärme und Stetigkeit der religiösen Begeisterung vermissen. Darum dürfen wir uns auch nicht wundern, wenn die ältere Geschichte der Schweiz nur wenige Züge christlichen Heldenthums aufzuweisen hat. Einzelne Züge aber, deren wir uns in unsrer Geschichte freuen, wie das Niederfallen und Beten der Krieger vor der Schlacht, der Aufbruch der Geistlichen mit dem Heere, das Verharren der Gemeinde in der Kirche während der Entscheidung auf dem Schlachtfelde — gehören der Schweiz nicht besonders an, sondern sind allgemeine Sittenzüge des Mittelalters.

Dagegen bewährt und entwickelt sich die volle Eigenthümlichkeit des schweizerischen Volkscharakters von seiner religiösen Seite in der Reformation. Im Burgunder und im Schwaben-Kriege war die Schweiz auf den Schauplatz der europäischen Geschichte hervorgetreten. Die großen Erfolge jener Zeit beruhten nicht nur auf dem einträchtigen Zusammenhalten sämmtlicher Orte der Eidgenossenschaft, sondern namentlich auch auf dem guten Einvernehmen und dem gegenseitigen Vertrauen zwischen den Häuptern und dem Volke, zwischen den regierenden Städten und den gehorchenden Landschaften. Bei den häufigen Feldzügen und den schweren damit verbundenen Unkosten der Ausrüstung für den gemeinen Mann war es nöthig, desselben Vertrauen und Bereitwilligkeit durch gute Behandlung zu gewinnen. Daher wurde manchem tapfern Führer der Landschaft rühmlicher Antheil an Ehre und Beute und eine Stimme in der Kriegsgemeinde vergönnt. Die Stadtbürger und die Landleute, welche in siegreichen Feldzügen neben einander gelagert, gekämpft und geblutet, mußten einander auch im bürgerlichen Leben brüderlich nahe kommen. Daher geschah es wiederholt, daß namentlich die beiden mächtigsten Städte der Schweiz, Zürich und Bern, bei wichtigen Entscheidungen, wo es sich um das kräftige Einstehen des ganzen Volkes handelte, durch Rathsboten die Gemeinden um ihre Meinung anfragten, oder in Gemeinschaft mit Abgeordneten der Landschaft Beschlüsse faßten. Stark durch

die Liebe des Volkes giengen so die schweizerischen Regierungen einer neuen Zeit entgegen, welche durch ihre tief eingreifenden Bewegungen alle Verhältnisse und Verbindungen berühren und erschüttern sollte. Die republikanische Selbständigkeit war zwar in der Schweiz bei Regenten und Volk zu allen Zeiten entschieden genug gewesen, um Uebergriffe der geistlichen Gewalt in ihre Schranken zurückzuweisen. Allein die katholische Kirche der Schweiz mit ihren vier Bischöfen, ihren großen Stiften und altberühmten Klöstern war zu mächtig, reich und unabhängig, als daß die Ausartungen jener Zeit nicht auch hier zum Vorschein gekommen wären. Keine jener alten frommen Stiftungen hatte den frühern Ruhm der Wissenschaft oder der strengen Zucht erhalten; alle waren an Bildung und die meisten durch üppiges, zuchtloses Leben auch an Gut tief herabgekommen: so daß kein Zögling der schweizerischen Konvente einst in dem Glaubensstreite den Vorkämpfern der reformatorischen Parthei in Wort oder Schrift auf eine ehrenvolle Weise sich hätte entgegenstellen können. Während das Studium der h. Schrift überall vernachlässigt und die christliche Predigt durch Menschensatzungen verunstaltet war, hatte die Verehrung der stets wachsenden Zahl der Heiligen sich überall in den Vordergrund gedrängt. Während die Kirchen sich mit theuer erkauften Reliquien und einem immer reichern Prunk der Bilder überfüllten, wurde der Gottesdienst immer ärmer an Erbauung und Einfluß auf das sittliche und religiöse Leben des Volkes. Dagegen hatte überall durch die freie Entfaltung des Bürgerlebens, durch das Wiedererwachen des Studiums der Alten, durch die Buchdruckerkunst und durch den neuen Aufschwung in Verkehr und Handel die Bildung unter dem Volke sich vermehrt und hatten sich die Augen über die Gebrechen der Kirche geöffnet.

X.

Zürich und Zwingli.

1. Der Rath von Zürich.

Der entschiedene Vorgang Zürichs in der Reformation der Schweiz ist allgemein bekannt und anerkannt, weniger dagegen die bedeutende und selbständige Mitwirkung der dortigen Obrigkeit. Allein ein näherer Blick zeigt vom Ursprung der Reformation in Zürich bis zu ihrer Durchführung Schritt für Schritt ein so ruhiges, bewußtes und sicheres Vorgehen, eine solche Umsicht und Festigkeit, welche nicht Sache des Einzelnen ist, sondern nur aus dem klaren und folgerichtigen Willen der obersten Behörde sich ergeben kann.

Der Vorort Zürich übte damals ein nicht geringes Gewicht in der europäischen Politik aus, welche sich hauptsächlich um den Besitz von Italien drehte. Denn dieser Besitz schien im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts demjenigen zuzufallen, auf dessen Seite sich die Waffen der Schweiz wandten. Wegen der häufigen, in Zürich sich versammelnden Tagsatzungen und um des Einflusses willen, den der Vorort auf die übrigen Stände ausübte, war daher Zürich der Mittelpunkt der Bewerbungen fremder Fürsten um den Beistand der Eidgenossen, daher Vadian bemerkt, daß damals keine freie Stadt der Christenheit gewesen, welche so häufige Gesandtschaften der mächtigsten Fürsten in ihrer Mitte gesehen, wie Zürich. Der Umgang mit den gebildeten und angesehenen Fremden, welche sich öfters längere Zeit in Zürich aufhielten, mußte demnach den Gesichtskreis der dortigen Mitglieder des Rathes erweitern und für sie eine Schule der Erfahrung und der Staatsweisheit werden. Dagegen verhinderte die demokratische Verfassung der Stadt den überwiegenden, für das Ganze nachtheiligen Einfluß von Einzelnen: daher in Zürich zu dieser Zeit nicht wie an andern Orten einzelne Häupter, dem fremden Interesse verkauft, mit dem Prunke fremden Geldes und fremder Sitten groß

thun durften. Die Strenge der republikanischen Ordnung wachte eifersüchtig über die Abweichung von den Gewohnheiten der einfachen Bürgersitte und bestrafte solche Ausschreitungen unerbittlich. Den fremden Kriegsdienst und die Jahrgelder auswärtiger Fürsten als die Quelle alles Unheils und Verderbens im Vaterlande erkennend, wagte daher der Rath von Zürich schon i. J. 1508 den Versuch, ein Verbot gegen das Reislaufen und die Pensionen zu erlassen. Derselbe wollte jedoch nur im Einverständniß mit dem ganzen Lande eine Maßregel treffen, mit welcher Zürich unter den Orten allein gestanden hätte: gerade die Landgemeinden jedoch verlangten, daß der Vorort sich darin nicht von den übrigen Eidgenossen trenne. Allein das für den Augenblick vereitelte Ziel wurde unverrückt im Auge behalten, indem Zürich so glücklich war, durch eine beträchtliche Zahl ausgezeichneter Männer, festen Ganges und unbeirrt vom schlechten Beispiel, der besseren Ueberzeugung treu zu bleiben.

Die nächsten Beschützer und Förderer der Reformation waren die dem gemeinen Manne durch die Feldzüge vertrauten und in großen Gefahren bewährten Kriegshäupter, die so unerschütterlich, wie auf dem Schlachtfelde für das Vaterland, so nun für ihren Glauben einstanden. Mit jenem festen und freudigen Muthe, womit er in den Schlachten des Burgunder- und des Schwaben-Krieges gestritten und die eidgenössischen Schaaren bei Marignano als oberster Feldhauptmann angeführt und die ihm anvertrauten Feldzeichen gerettet, gieng der alte Bürgermeister Markus Röust nun auch im Kampfe für das Evangelium voran. Georg Berger, der Landvogt von Grüningen, trat eben so fest und treu für das Vaterland und seinen Eid in den von Wiedertäufern erregten Unruhen auf, als er einst den Ueberredungskünsten und dem Golde des Kardinals Schinner allein unter den schweizerischen Hauptleuten widerstanden, so daß die Italiener sich der Würde und Selbstbeherrschung der Männer von Zürich freuten. Johannes Schweizer, der das Panner Zürichs schon im Schwaben- und Mailänder Krieg vorangetragen, „ein großer alter, gottesfürchtiger, ernsthafter Mann", wie er einst auf zahlreichen Gesandtschaften unerschrocken die Wahrheit verfochten, so gieng er mit ungebrochener Kraft, nachdem er das Panner gerettet, für seinen Glauben in den Tod. Hans Ru-

dolf Lavater, der Landvogt zu Kiburg, war eben so unerschütterlich, wenn es galt, das Wort für den reinen Glauben auf Tagen und in der Volksgemeinde zu führen, als er mit dem Schwerte in der Schlacht bei Kappel vorangieng.

Eben so standhaft und entschlossen wie die Kriegsmänner wirkten auch die Häupter der Zürcherischen Bürgerschaft, die Zunftmeister, für die Umgestaltung der Kirche. Unter ihnen fand Zwingli die eifrigsten und einsichtsvollsten Mitarbeiter, vor allen Ulrich Funk und Rudolf Thumeisen. Jener, ein des Lateinischen kundiger Glasermeister, der erste Vorstand des neuen Ehegerichtes, war Zwingli's Begleiter auf den Disputationen zu Bern und Marburg; Beide führten gewöhnlich die schwierigern Verhandlungen mit den erbitterten Gegnern und Beide giengen mit Zwingli in den Tod. Alle großen Geschäfte dieser Zeit aber wurden vorzüglich durch Diethelm Röust geleitet, welcher seinem Vater in der Bürgermeisterwürde gefolgt war, Zwingli's Freund und kräftigste Stütze, dem der ungünstige Friede nach den Schlachten bei Kappel und am Gubel beinahe das Herz brach. Auch unter den Gliedern der adeligen Geschlechter fehlte es nicht an Mitarbeitern für die Reformation, wie der Zeugherr Georg Göldli und der Seckelmeister Johannes Edlibach, der Sohn Gerolds, des der Reformation abgeneigten Geschichtschreibers der Waldmannischen Zeit. Außer diesen sind in wichtigen Geschäften als mitwirkende Glieder des Rathes noch häufig genannt Rudolf Binder, Johannes Ochsner, Johannes Bläuler, Rudolf Stoll, Jakob Frei. Die Geschichte bietet uns über die Personen und die Leistungen all dieser Männer nur die dürftigsten Züge. Allein es genügt, ihre Namen als Tagherren oder Sendboten bei den bewegten Zusammenkünften jener Zeit verzeichnet zu finden, wo sie schwankende Bundesgenossen zu großen Entschlüssen zu ermuthigen, und bald dem redlichen Schmerz, bald der zornigen Entrüstung der Gegner über den Abfall Zürichs vom Glauben der Väter die Spitze zu bieten hatten: um überzeugt zu sein, daß ihrer Weisheit und Standhaftigkeit ein großer Theil der Erfolge der Reformation zu danken ist.

Zwingli's Verdienst wird durch die bedeutende Mitwirkung des

Staates in der Umgestaltung der kirchlichen Verhältnisse nicht verringert; sondern er erscheint nur um so größer, daß so vorzügliche Männer sich an ihn anschlossen und er die Seele ihrer Rathschläge und Unternehmungen werden konnte. Wenn Luther in der Hoheit seines Geistes über alle Verhältnisse und Schwierigkeiten hinanstieg und durch die Macht eines vom göttlichen Geiste getriebenen und erleuchteten Willens von Stufe zu Stufe fortgezogen wurde; wenn Calvin durch die Einheit und Klarheit seiner Gedanken die Geister überwältigte und durch seine strenge Größe die widerstrebenden Elemente darniederhielt: so besteht der Vorzug Zwingli's darin, daß er mit bewunderungswürdiger Einsicht und Elasticität sich in Menschen und Verhältnisse hineinlebte, mit ruhiger Geistesgegenwart und sicherer Energie stets das rechte Wort und den rechten Augenblick zur That fand, und in eben so heiterer Humanität als treuem Christensinn vielen Menschen in weiten Kreisen, einer großen Zahl von Freunden und voraus dem Vaterlande zugethan war. Luther ist der monarchische Reformator, der in königlicher Herrlichkeit vorangieng und mit seinem gebietenden Worte die Umgebung beherrschte; Calvin ist der aristokratische Reformator, der mit unerbittlicher Strenge Genf und dessen Kirche den Stempel seines Geistes und seiner Sinnesart aufdrückte; Zwingli ist der demokratische Reformator, der in genauem Anschluß an die republikanischen Verhältnisse der Schweiz und zunächst Zürichs die kirchlichen Einrichtungen mitten aus dem Leben, der Eigenthümlichkeit und den Bedürfnissen des Volkes sich entwickeln und gestalten ließ. Wenn die Reformation überall aus dem Erbarmen mit dem in Elend und Finsterniß wandelnden Volk entstand, so war es in Luther doch mehr ein oft sich selbst nicht klarer, aus der Tiefe seines Gottesbewußtseins kommender Drang, in Calvin der Eifer, die Schrecken des Gerichtes von der sündigen Welt abzuwenden. In Zwingli hinwieder lebte die treueste Liebe zum gemeinen Manne, das unermüdlichste Bemühen für die Wohlfahrt seines durch vielfache Verderbniß bedrohten Vaterlandes: daher er dem größten Theile seiner Schriften den bedeutungsvollen Wahlspruch voranstellt: „Kommet zu mir alle, die ihr arbeitet und beladen seid, ich will euch Ruhe geben." So kurz, sturmbewegt und in unversöhnlichem Zwiespalt angefeindet

das Leben Zwingli's war, so ist er doch an Kraft des Geistes, durch die Trefflichkeit seiner reformatorischen Gedanken für alle Seiten des Lebens und durch den Aufschwung und die ausgeprägte Individualität, welche er dem geistigen Leben der Schweiz gab, der größte aller Eidgenossen. Es ist daher von besonderer Wichtigkeit, alle die günstigen Umstände in Betrachtung zu ziehen, welche zusammenwirkten, um in Zwingli ein solch' herrliches Rüstzeug der Rathschlüsse Gottes darzustellen.

2. Zwingli's Bildung.

Zwingli wurde den 1. Jänner 1484 zu Wildhaus im Toggenburg geboren, begabt mit dem hellen Blick und dem freudigen Muth des Alpensohnes, glücklich ausgestattet mit der fröhlichen und frischen, nervigen und energischen Toggenburger Art. Als Glied einer zahlreichen und ehrenfesten Haushaltung war er den Seinigen lebenslang mit rührender Innigkeit und Zärtlichkeit zugethan. Daß der Vater Ammann, dessen Bruder Dekan in Wesen, und der mütterliche Oheim Abt von Fischingen war, gab dem jungen Zwingli zugleich ein freies und sicheres Benehmen. Zum Geistlichen bestimmt, kam er in sehr jungen Jahren nach Basel und darauf nach Bern, wo er ebensowohl durch seine geistige Gewandtheit im Disputieren, als durch sein reiches musikalisches Talent geliebt und gesucht wurde: daher er auch diesen beiden Städten durch liebe Jugenderinnerungen besonders anhänglich und ergeben war. Schon i. J. 1499 konnte er die Hochschule zu Wien beziehen, wo er sich in enger Freundschaft an die beiden Landsleute Joachim von Waat (Vadian) von St. Gallen und Heinrich Loriti (Glarean) von Glarus anschloß; wo er zugleich aber auch mit seinen spätern Hauptgegnern, Faber und Eck, bekannt wurde. Er wand sich mit Erfolg durch die Irrgänge der Philosophie jener Zeit und bildete sich vorzüglich durch das Studium der Alten. Nach einem zweijährigen Aufenthalte in Wien kehrte Zwingli i. J. 1502 in die Heimat zurück und setzte in Basel seine Studien fort, indem er zugleich an der Martinsschule daselbst als Lehrer zu wirken begann.

In Basel erst vertiefte er sich mit allem Fleiß in die Theologie,

in welche ihn Thomas Wittenbach einführte, daher er diesen seinen Lehrer nennt und ihm verdankt, zuerst erkannt zu haben, daß der Tod Christi die alleinige Bezahlung für unsere Sünden sei. Diese christliche Erkenntniß faßte Zwingli so tief an, daß er bei aller Liebe zu den Studien sich doch gedrungen fühlte, vornämlich als Volksmann und Prediger zur Erweckung und Belebung christlicher Gesinnung zu wirken. In Folge des Urtheils und der Empfehlung seiner Freunde mußte die Erwartung von Zwingli gleich anfangs groß gewesen sein, da die Gemeinde Glarus, welche damals den dritten Theil des ganzen Landes umfaßte, den ungeübten zweiundzwanzigjährigen jungen Mann zu ihrem Pfarrer wählte.

Während Zwingli sich in Glarus bald als gewaltiger und kühner Prediger hervorthat, fand er auch noch Zeit zu gründlichen Studien, indem er sich eifrig mit der griechischen Sprache beschäftigte, vornämlich aber mit der h. Schrift sich vertraut machte, indem er z. B. die Paulinischen Briefe griechisch abschrieb und dem Gedächtniß einprägte und seine griechische Handschrift mit den erklärenden Anmerkungen aus Erasmus und den Kirchenvätern begleitete. Zugleich aber hatte er eine für jede Erscheinung des Lebens offene Seele und zeigte eine große Vielseitigkeit der Richtungen und Bestrebungen. Es ist daher besonders erfreulich, die Anhänglichkeit und Verehrung zu sehen, welche dem jungen Pfarrer die Glarner Jünglinge schenkten und unter allen Umständen bewahrten. Eben so sehr aber erwarb sich der kräftige, dem Volke in heiterm Wohlwollen zugethane Mann das allgemeine Zutrauen der Angehörigen seiner Gemeinde und übte auf dieselben noch spät und aus der Ferne einen Einfluß aus, welcher beweist, daß sein Andenken in Glarus unvergeßlich war.

Allein der vom Geiste der alten Welt beseelte Mann mußte vor Allem sein Vaterland im Herzen tragen: es gehört daher zum eigenthümlichen Wesen Zwingli's, daß die Noth seines Vaterlandes ihn früher bewegte, als das Verderbniß der kirchlichen Zustände. Denn der nachtheilige Einfluß des Reislaufens, das die Heimat mit einer habsüchtigen, wilden und zuchtlosen Jugend erfüllte und die Schweiz zu einem Tummelplatz der Umtriebe und Verführungen fremder Fürsten machte, lag ihm viel näher und unheilvoller vor Augen, als die Aus-

artung der Kirche. Nicht nur bei den Vorstehern und Lenkern des Volkes, sondern in jedem Hause und in jeder Versammlung that sich das Unheil der damaligen Sittenverderbniß kund: und Zwingli war im Fall, auf den italienischen Kriegszügen, welche er nach jener Sitte, wo der Pfarrer das ausziehende Heer begleitete, mitmachte, die Größe des Uebels in der Nähe zu sehen. Die ältesten von Zwingli herrührenden Schriftstücke sind daher Zeugnisse seiner patriotischen Gesinnung, indem er in zwei deutschen Gedichten, in der Sprache freilich hart und in der Darstellung dunkel, gleichnißweise die Gefahren der damaligen Schweiz darthut. In diesen Gedichten, wie in einem lateinischen Briefe an Vadian, spricht sich eine entschiedene Mißstimmung gegen Frankreich aus, während des Pabstes noch mit Schonung und Anhänglichkeit gedacht wird. Zwingli war aber zu sehr Schweizer, als daß nicht auch er sich der Streitbarkeit und der überlegenen Tapferkeit seiner Landsleute gefreut hätte. Es war dem muthigen und fröhlichen Manne im Heerlager wohl und er gewann die Herzen des Volkes sowohl durch die herzansprechende und gemeinverständliche Predigt, als durch den freundlichen und klugen Umgang. In Erinnerung an diese kriegerische Laufbahn brauchte er daher auch später für seine geistige Arbeit mit Vorliebe Bilder aus dem Kriegsleben. — Bei den derben Sitten und der ungebändigten Natürlichkeit jener Zeit war Enthaltsamkeit schwer, und Zwingli, den seine Musik und seine angeborne Freundlichkeit den Frauen gewogen machte, mußte bekennen, seinem Gelübde in jener Zeit nicht immer treu geblieben zu sein. Um so mehr sah er sich gedrungen und verpflichtet, mit der Reformation der Lehre auch diejenige des Lebens zu verbinden und letztere sich besonders angelegen sein zu lassen. Denn seine im Verhältniß zu den Sitten jener Zeit geringern Blößen boten seinen Gegnern in Glarus einen willkommenen Anlaß, ihn zu verdächtigen und seine Bemühungen gegen die Bestechungen der französischen Parthei zu vereiteln. Er wich daher den Umtrieben seiner Feinde und verschmähte eine Vikarstelle in Einsiedeln nicht, weil sich ihm an diesem vielbesuchten Wallfahrtsorte unter wohlgesinnten Obern ein weites Feld für die Predigt des Evangeliums eröffnete. Denn Zwingli's Name wurde bereits in der ganzen Schweiz mit Ehren genannt: Glarean

erwartete Großes von ihm; Erasmus hatte ihn eine Zierde seines Vaterlandes genannt, und der päbstliche Nuntius ihn zum päbstlichen Kaplan erhoben und weitere Aussichten und Ehren eröffnet.

3. Zwingli in Zürich.

Für einen solchen Mann sollte sich nun auch der rechte Wirkungskreis finden. Das Stift zum Großen Münster in Zürich nahm im großen Bisthum Konstanz nach dem Domstifte die erste Stelle ein, und übte durch Reichthum und große Freiheiten einen bedeutenden Einfluß aus. Im Laufe der Zeit hatte es ihm auch nicht an Männern gefehlt, welche durch Wissenschaft demselben Ehre machten, wie der Sänger Konrad von Mure, der Freund Rudolfs von Habsburg, und in letzter Zeit Felix Hemmerlin. Im Anfange des 16. Jahrhunderts zählte das Stift eine ziemliche Zahl wohlgesinnter und wissenschaftliebender Männer, welche mit dem Rathe in der Bemühung gegen die Pensionen und den fremden Kriegsdienst einig giengen. Es war ihnen daran gelegen, vorzügliche Männer nach Zürich zu ziehen. Schon arbeitete Oswald Myconius von Luzern, Zwingli's treuester und innigster Freund, an der Schule; und dieser war es, welcher die Wahl der Chorherren auf Zwingli lenkte. Als Zwingli am Neujahrstage 1519 als Leutpriester die Kanzel des ehrwürdigen Groß-Münsters zu Zürich betrat, war er sechsunddreißig Jahre alt, ein wohlgestalteter, kerngesunder Mann von blühender Gesichtsfarbe und heiterer Offenheit, so daß ungeachtet einer gewissen ländlichen Derbheit eine eben so gewinnende als gebietende Macht in ihm war. Schneller Blick und Menschenkenntniß, verbunden mit Gewandtheit und Vertrauen erweckendem Wohlwollen, machten Zwingli in allen Kreisen beliebt; und er befestigte diese Liebe nicht nur durch sein gewaltiges Wort auf der Kanzel, sondern eben so sehr durch seine gewinnende Umgänglichkeit. Selbst sein Gegner, der Luzerner Salat, sagte von ihm: „Er war von geschwinder Vernunft, weltlich, wohlgesprächig, schimpfig (scherzhaft) und spitzfindig.“ Er fesselte weniger durch die donnernde Gewalt seiner Stimme, — darin war ihm bei großen Versammlungen und im Heerlager der Kommenthur Schmid

von Küßnacht überlegen, — als durch die Klarheit und Verständlichkeit seines Vortrages. Nach seiner ersten Predigt sagte daher Joh. Füßli: „Das ist ein Prediger der Wahrheit, ein Moses, der uns aus der ägyptischen Finsterniß führt." — Nicht durch Redekünste und bestechende Ansprachen, sondern durch einfache, dem Schweizer anerborne Ausdrücke wollte er Jeden „zur Erkenntniß seiner Seelenwunde hinziehen." Er ist in der noch ungebildeten und unbeholfenen Sprache äußerst geschickt und glücklich, seine Gedanken in volksthümliche und gemeinverständliche Ausdrücke und Bilder zu fassen, wodurch auch eine hohe Wahrheit dem gemeinen Manne nahe gebracht und veranschaulicht wurde, daher er einem wiedertäuferischen Gegner, welcher ihm seine Wissenschaft und seine Redkunst zum Vorwurf machte, entgegnen konnte: „Du weißt, daß kein einfältigerer Schreiber im Deutschen ist, als ich!" Bei aller Einfachheit und offenen Freimüthigkeit war aber seine ganze Haltung in hohem Grade angemessen und würdevoll. Mit dieser Würde verband Zwingli eine große Leutseligkeit und Umgänglichkeit, so daß er beim fröhlichen Mahle und an öffentlichen Festen mit den Angesehenen so wie mit dem gemeinen Manne zu Stadt und Land gesellschaftlich zusammentraf; und die Art, wie er den Landmann in sein Vertrauen zog und freundschaftlich mit ihm verkehrte, trug nicht wenig dazu bei, Stadt und Landschaft Zürich in die engste gegenseitige Gemeinschaft zu bringen. Zu Zwingli's liebenswürdigen Eigenschaften gehört auch seine Freude an der Musik, und es ist ein schönes Zeichen eines edeln und gesunden Herzens, daß er in einem von Arbeit, Feindschaft und Gefahr so bedrängten Leben sich bei Hause und in geselligen Kreisen an Gesang und Saitenspiel erfrischte. Dieser frische und freudige Sinn gab ihm auch die schöne Ruhe und Sicherheit und die unermüdliche Arbeitskraft. Mitten im Geschäftsdrange ließ er aber auch nie von den Studien. Er war früh und spät und wußte seine Zeit zusammenzuhalten. Die Alten kamen nie aus seiner Hand; er war mit den Geschichtsschreibern und Philosophen, wie mit den Dichtern vertraut. Seine Einleitung zur Pindar-Ausgabe seines früh verstorbenen Freundes Ceporin, wo er vom Geiste der Alten, dem Werthe der Dichter und ihrem Verhältnisse zu den Psalmen spricht, ist fein, weit und gedankenreich,

eines Erasmus würdig. Erst in Zürich begann er das Studium der hebräischen Sprache, und so sauer ihn dasselbe ankam, so ließ er nicht davon, bis er in der Grundsprache des Alten Testamentes heimisch war. Das griechische Neue Testament war ihm tägliches und nothwendiges Handbuch, während selbst Luther für den Hausgebrauch sowohl als bei öffentlichen Verhandlungen sich an den lateinischen Text hielt.

4. Zwingli's Besonnenheit im Reformieren.

Diese Vertiefung in das Schriftwort und nicht seine Streitbarkeit machte Zwingli zum Reformator. Denn er blieb lange ein treuer und gehorsamer Diener der alten Kirche. Daher er uns selbst berichtet: „Ich habe in meinen jungen Tagen in menschlicher Lehre eben so sehr zugenommen als etliche meines Alters, so daß, als ich vor sieben oder acht Jahren anhub mich ganz an die h. Schrift zu halten, die Philosophie und Theologie der Schulzänker mir immer Einwürfe machte. Da betete ich zu Gott um sein Licht, und die Schrift fieng an, mir viel leichter zu werden, wiewohl ich sie allein ohne Ausleger las." Dieses Ergründen der Schrift erfüllte Zwingli mit Bewunderung, Dank und Freude für die Gnade Gottes in Christo. Daß Gott sich selbst so „angegriffen", seinen eingebornen Sohn für unsere Erlösung Mensch werden zu lassen, das erweckte in ihm einen so hohen und muthigen Glauben, daß er fortan jede Verunstaltung oder Abschwächung desselben nicht mehr dulden wollte. Nunmehr war ihm die Schrift die einzige Richtschnur des Glaubens und er trug in sich das freudige Bewußtsein, daß Gott ihn das rechte Verständniß lehre, „denn nach der Kleine meines Verstandes hätte ich nie dahin kommen mögen."

Zwingli war überzeugt, daß die Gewißheit und Kraft des lautern Evangeliums zur Selbsterkenntniß und zur Umgestaltung und Erneuerung des sittlichen Lebens führen würde. Daran lag ihm vor Allem. Denn er sprach es öffentlich aus, als er früher einmal nach Zürich gekommen, „habe er daselbst ein so schändliches Leben gefunden, daß er bei sich selbst gesagt und Gott gebeten habe, er möge ihn behüten, daß er in dieser Stadt nicht Pfarrer werden müsse." Wie

tief aber das einmal eingerissene Verderben wurzelte, ergiebt sich daraus, daß Zwingli nach mehrjähriger Wirksamkeit an einen Ulmer Prediger schrieb: „In welchen Gefahren wir hier stehen, indem wir darauf dringen, daß die Zuchtlosigkeit der Schlechten abgethan werde, wissen nur die, welche in unserer Umgebung leben. Man darf den bürgerlichen Zustand der Schweizer nicht mit demjenigen Schwabens vergleichen: denn bei uns war Alles aufs tiefste verdorben, während bei euch viele Städte sind, wie die deinige, welche noch die alten Landessitten bewahren. Hier that eine schärfere Arznei Noth." Darum lag ihm daran mit der Predigt des Evangeliums stets die Wirksamkeit auf das Leben zu verbinden. Zu diesem Behuf hielt er die praktischen Erklärungen ganzer biblischer Bücher besonders geeignet, welche er mit der größten Geschicklichkeit und mit beständiger Beziehung auf das Menschenherz und die Zustände und Sitten seiner Zeit dem gemeinen Manne verständlich und eindringlich zu machen wußte. Daneben scheute sich der muthige Prediger nicht, ärgerliche Vorgänge des Tages auf die Kanzel zu bringen und mit dem Worte Gottes zu strafen; selbst Namen wurden nicht verschwiegen. Der treue Volksmann verschmähte selbst die Waffen eines geißelnden Witzes nicht, um sittliche und gemeinschädliche Vorfallenheiten in den Klostermauern, in Trinkstuben und selbst im Rathssaale zu züchtigen. In Folge dieser tief eingreifenden Thätigkeit durfte daher Zwingli in der Mitte seines Wirkens den Zürchern das Zeugniß geben: „Der Mehrtheil von euch ist trefflich entzündet von der Liebe Gottes und des Nächsten; ihr habt auch angefangen, die evangelische Lehre und Freiheit treulich zu umfangen und zu Herzen zu nehmen, so daß euch, nachdem ihr die Süßigkeit des himmlischen Brotes empfunden habet, fürhin keine andere Speise hat schmecken wollen." — Damit er aber auch dem beim Landvolke erwachenden Verlangen nach dem Worte Gottes ein Genüge thue, begann er am Freitag, an welchem das Volk in großer Zahl den Wochenmarkt besuchte, über die geschichtlichen Bücher des alten Testamentes auf dieselbe Weise zu predigen, wie es am Sonntag über das Neue Testament und die Psalmen geschah.

Durch den gewaltigen Eindruck, den Zwingli auf das Volk zu Stadt und Land machte, gewann er einen festen Grund und Boden:

desto ruhiger, vorsichtiger, schonender konnte er zu Werke gehen. Es wird unrichtig behauptet, daß Zwingli Alles abzuschaffen beschlossen, was sich nicht mit der Schrift beweisen lasse, und daß es sein Vorsatz gewesen, die einfachen Zustände der ersten christlichen Kirche wieder herzustellen. Zwingli verwarf vielmehr nur diejenigen kirchlichen Lehren und Einrichtungen, gegen welche ein „helles Wort der Schrift" sprach, und war mit Luther darin völlig eins, daß es ein gewisses mittleres Gebiet gebe, wo er verlangt: „Gönn' deinem Nächsten, daß er möge christliche Freiheit gebrauchen." Allerdings war der Unterschied zwischen Luther und Zwingli, daß ersterer nur mit Schmerz, Schritt für Schritt und in der Empörung gegen irgend ein Unrecht und eine Gewaltthat an Schrift und Gewissen, von der alten Kirche sich trennte: während letzterer, als frei in das Leben blickender Republikaner und Weltpriester, die Gebrechen der kirchlichen Zustände und ihre Unhaltbarkeit schon frühe erkannt und von der Kirche selbst Abhülfe verlangt hatte. Daher er seinen Gegnern, welche ihn einen Urheber der Irrungen nannten, vorhalten konnte: „Ich will öffentlich an den Tag bringen mit Leuten, die noch leben, daß ich, ehe Zwietracht entstanden, mit Kardinälen, Bischöfen und Prälaten von dem Irrthum der Lehre geredet und gehandelt, und gewarnt habe, daß man die Mißbräuche entferne, sonst werden sie mit großer Unruhe von selbst umfallen. Mit Herrn Kardinal von Sitten hab ich vor acht Jahren zu den Einsiedeln und demnach zu Zürich oft mit hellen Worten bezeugt, daß das ganze Pabstthum einen schlechten Grund habe, und das allweg mit gewaltiger Schrift."

Gerade darum weil Zwingli mit solch klarem Blicke die Gebrechen der Kirche erkannt hatte, war er in der Abstellung derselben in seiner klugen und staatsmännischen Weise desto besonnener und schonender. Er griff daher nicht zunächst die Lehre und die Einrichtungen der Kirche an, sondern die unmittelbar ins Leben eingreifenden Mißbräuche und Schäden derselben. Während er das auf eine sehr entschiedene und kühne Weise that, und daher bei seinen Standesgenossen in Zürich schon eine steigende Erbitterung gegen sich hervorrief, stand er mit Rom noch in ungestörtem Vernehmen. Nicht nur bezog er weiter den von dort ihm gespendeten Jahrgehalt, den er bei seiner geringen

Pfründe nöthig zu haben glaubte, sondern der in Zürich wohnende päbstliche Gesandte, welcher den kühnen Prediger allmählig zu fürchten begann, anerbot ihm eine doppelte Pension und Domherrnpfründen, wenn er schwiege. Allein Zwingli erklärte dem Legaten Pucci, um des Geldes willen werde er des Pabstes Angelegenheiten nicht fördern, sondern vielmehr das Volk bestmöglich die Wahrheit lehren.

Nun begann wohl das Spiel geheimer Intriguen gegen Zwingli, allein öffentlich fand es Rom zuträglicher, diesen einflußreichen Mann zu schonen. Denn dem römischen Hofe lag Alles daran, mit Hülfe der Schweizer einen überwiegenden Einfluß in den italienischen Angelegenheiten zu behaupten, und somit wurde um Zürichs willen auch sein Prediger geduldet. Als der Ablaßkrämer Samson auf seiner Rundreise durch die Schweiz endlich auch Zürich seinen Besuch ankündigte, predigte Zwingli allerdings scharf gegen den päbstlichen Ablaß, allein er wurde darin zugleich vom Bischof von Konstanz und dessen Generalvikar Faber bestärkt. Der Rath von Zürich selbst aber trug kein Bedenken, den Samson auszuweisen; und als sich dieser klagend an die Tagsatzung wandte, kam sogar die Eidgenossenschaft gegen den Zudringlichen mit Beschwerde beim Pabste ein. Während Rom des allein stehenden Luthers Vorgang gegen den Ablaß verurtheilt hatte, bequemte sich hier der Pabst, seinem Ablaßverkäufer einzuschärfen, daß er sich dem Willen der Herren Eidgenossen in allen Dingen zu unterziehen habe: bleibe, wenn sie es verlangen, keineswegs aber widerstehe, wenn sie ihn nach Italien zurückkehren heißen.

Diese von Rom unangefochtene Stellung war für Zwingli's Wirken von großer Bedeutung. Der ohnmächtige Gegensatz bequemer Chorherren und unwissender Mönche vermehrte nur die Freude des stets zahlreicher werdenden Publikums am Evangelium und dessen Prediger. Daher konnte Zwingli schon gegen Ende des ersten Jahres seiner Wirksamkeit sagen: „Wir sind nicht allein: zu Zürich sind schon mehr als zweitausend denkende Leute, welche die geistige Milch kosten und bald starke Speise vertragen mögen." Dieses glückliche Gelingen gab ihm, bei aller Kraft und Entschiedenheit, Ruhe und Milde: daher er den Vorwurf, daß seine Angriffe auf die Mißbräuche der Kirche aus Neid und Haß herfließen, also ablehnen konnte: „Daß ich mein

Lebtag nie aus Haß gefochten, geschweige denn das heilsame Wort Gottes gepredigt habe, das bezeugt all mein Leben. Ich habe so friedlich und freundlich bei meinen Herren zu Glarus gewohnt, daß ich nie einen Span mit ihnen gehabt. In den Einsiedlen bin ich noch heutigen Tages lieb und werth dem Herrn und dem Volk, was alles anzeigt, daß ich kein hässiger Mensch sei."

Dieselbe friedliche Gesinnung bewies er auch als Bürger, und bewährte einen eben so bedeutenden und glücklichen Einfluß auf den Staat wie auf die Kirche. Als nach Kaiser Maximilians Tod Oesterreich und Frankreich sich um die Verwendung der einflußreichen Eidgenossen für die Kaiserwahl bewarben, bewies Zwingli die Größe seiner politischen Einsicht und die leidenschaftslose Weisheit des Bürgers durch die klare Andeutung der Gränzen schweizerischer Neutralität, indem er erklärte, „man solle sich keiner Parthei annehmen, Fürsten Fürsten sein lassen und sie Eidgenossen bleiben; dagegen fleißig aufsehen, daß sie ihre gute Freiheit behalten, und nicht zu viel Eröffnungen und Entbietungen gegen Fürsten und Reich machen." Gegen diese Mahnung trug indessen die Erinnerung an den Verband mit Kaiser und Reich und die Neigung namentlich Zürichs zu Deutschland zum letzten Male den Sieg davon. Denn ehe zwei Jahre verflossen waren, verfiel die Schweiz in jene, Jahrhunderte dauernde schmähliche Abhängigkeit von Frankreich. Zürich allein trat dem Bündnisse mit Frankreich nicht bei. Das ist zwar nicht sowohl dem entscheidenden Einflusse Zwingli's, als der Weisheit und Redlichkeit des Zürcherischen Rathes beizumessen, welcher sich schon früher bemüht hatte, daß der Vorort diese selbständige Stellung einnehme. Allein gewiß trug Zwingli's nachdrucksames Wort dazu bei, daß jetzt die ganze Landschaft so einmüthig zur Stadt stand.

Die wohlerwogenen und treu eidgenössischen Antworten der einzelnen Gemeinden des Kantons Zürich geben uns einen sehr günstigen Begriff von der politischen Einsicht und Bürgertugend jener Zeit: nur in dieser entschiedenen Gesinnung der Landschaft lag der feste Hintergrund für das kräftige Auftreten Zürichs. Erst von dieser Zeit an schreibt sich die steigende Leidenschaft der Gegner Zwingli's, daher Bullinger sagt: „Die vornehmen Pensionäre und Kriegsleute,

auch andere, die vorher seine Predigten gerühmt und denselben nachgelaufen, schalten jetzt Zwingli einen Ketzer. Viele, denen am Glauben nie viel gelegen war, nahmen sich jetzt des Glaubens an, sagend, sie wollen den wahren alten Glauben wider den Ketzer Zwingli schirmen: es war ihnen aber nicht um den Glauben, sondern um den Kronensack zu thun." Wirklich trat Zwingli bald eben so entschieden gegen den päbstlichen, wie vorher gegen den französischen Kriegsdienst auf, als der Pabst in Folge des mit ihm bestehenden Bündnisses an die Verpflichtung der zugesagten Hülfe mahnte. „Ich wollte, sprach er, daß man durch den päbstlichen Bundesbrief ein Loch gestochen und dem Boten auf den Rücken geheftet hätte. Billig tragen die Kardinäle (im Blick auf Schinner) rothe Hüte und Mäntel. Denn schüttelt man sie, so fallen Dukaten und Kronen heraus; windet man sie, so rinnt deines Sohnes, Bruders, Vaters oder guten Freundes Blut heraus." Nachdem Zürich mit diesem letzten Zuzug in Diensten des Pabstes seiner Pflicht und Ehre ein Genüge gethan, ruhten seine Waffen lange Zeit für auswärtige Fürsten.

Indem Zwingli so treu als vorsichtig an der innern Reformation der Sitten in Zürich arbeitete und indem in den schönen Erfolgen die Macht und der Segen des Evangeliums sich auffallend kund that, trat der Rath schon i. J. 1520 so entschieden auf Zwingli's Seite, daß er, vorzüglich um dem Geschwätze frecher Bettelmönche Einhalt zu thun, ein öffentliches Gebot an alle Geistliche zu Stadt und Land erließ, sie sollten nur verkündigen, was sie mit der Schrift bewähren könnten; von Menschensatzungen aber sollten sie schweigen. Damit aber war der Rath weit entfernt, in Gegensatz mit der Kirche zu treten: als daher Einzelne anfiengen, die Verachtung des Fastengebotes zur Schau zu stellen, strafte die Obrigkeit dieselben mit Gefängniß und Bußen. So streng Zwingli das Fastengebot wie alle andern kirchlichen Gebräuche beobachtete und die Unvorsichtigen selbst tadelte: so wollte er doch nicht dulden, daß Jemand um einer Freiheit willen gestraft würde, die nicht wider die Schrift war, und nahm sich daher der Bestraften an.

Erst jetzt glaubte der Zwingli bisher gewogene Bischof von Konstanz einschreiten zu sollen und sandte eine feierliche Abordnung

nach Zürich, welche vor sämmtlicher Stadtgeistlichkeit auf dem Stift und dann vor Rath mahnte, bei den hergebrachten Gebräuchen und Ordnungen der Kirche zu verbleiben und nicht zu gestatten, daß Jemand dawider handle; wobei jedoch Zwingli's Name nicht genannt wurde. Der Rath schenkte den Abgeordneten des Bischofs geneigtes Gehör; allein der Große Rath drang darauf, daß auch Zwingli und seine Kollegen herbeigezogen und angehört würden. In Folge dessen gelang es Zwingli in seiner Verantwortung, nicht nur den Eindruck der Rede des Weihbischofs auszulöschen, sondern den Rath zu veranlassen, den Bischof zu bitten, daß dieser durch eine Versammlung der Prälaten und Gelehrten seines und der benachbarten Bisthümer über die streitigen Punkte einen Beschluß fassen lasse, wie man sich zu verhalten habe. Die Verletzung des Fastengebotes aber wurde bis auf weitere Verfügung von Neuem verboten. Nun ließ Zwingli seine erste Schrift „von Freiheit der Speisen" ausgehen. Hierauf erfolgte im Frühling 1522 ein allgemeiner Hirtenbrief des Bischofs zur Warnung vor Neuerungen und gleich darauf ein besonderes Schreiben an Probst und Kapitel des Stiftes zum Großen Münster in Zürich, welches auf den starken Gegensatz berechnet war, der sich Zwingli unter den eigenen Kollegen entgegenstellte. Wie Zwingli in diesem Schreiben abermals nicht genannt war, so beobachtete auch er in der Entgegnung die größte Zurückhaltung. Er versammelte zehn seiner gleichgesinnten Freunde, unter denen solche aus den Kantonen Zug, Schwyz und Luzern, zu Einsiedeln, welche sämmtlich ein Schreiben an den Bischof unterzeichneten, mit der Bitte um Genehmigung der Predigt des Evangeliums und um Gestattung der Ehe der Geistlichen; ihm die schöne Aufgabe vorhaltend, daß er dem edeln Geschlechte der Landenberge die Ehre anthue, der erste aller Bischöfe Deutschlands zu sein, der das Evangelium frei predigen lasse. Dasselbe Gesuch wurde ausführlicher im Namen derselben Priester, jedoch ohne Unterschrift, als eine „freundliche Bitte und Ermahnung" an die eidgenössischen Stände gerichtet, nachdem die Tagsatzung auf Mahnung einer bischöflichen Gesandtschaft den Priestern geboten hatte, sich der Predigten zu enthalten, die Zwietracht und Unruhe stiften. Um aber zugleich die Grundlosigkeit der Anklage darzuthun, widerlegte Zwingli

die bischöfliche Schrift an das Stift Punkt für Punkt, mit eben so großer Schriftkenntniß und Glaubensfreudigkeit, als Geistesschärfe und Gewandtheit. So demüthig er auch seinem Bischofe diese Schrift zu Füßen legte, so zuversichtlich und muthvoll verkündigte er den Sieg des Evangeliums wider alle Gegner. Die Unzufriedenheit des Erasmus mit dieser Schrift und dessen Besorgniß, daß dieselbe Zwingli Gefahr und dem Evangelium Schaden bringen werde, beweist genugsam, was der Reformator nach dieser offenen Erklärung von seinen Feinden zu erwarten hatte. In Folge dessen war Zwingli nun schon entschiedener aufgetreten und hatte dadurch den Zorn der Mönche gegen sich erhöht, so daß diese bei ihren Freunden im Rathe den Befehl auswirkten, es solle nicht mehr gegen sie gepredigt werden dürfen. Zwingli aber erklärte vor einer Abordnung des Rathes und des Stiftes, daß er diesen Befehl nicht annehmen könne, indem er gelobt, das Evangelium frei und unbedingt zu predigen. Predige er wider das Evangelium, dann möge ihn nicht nur das Kapitel, sondern jeder Bürger zurechtweisen. Hierauf entschieden die Verordneten, daß sämmtliche Prediger sich der Berufung auf die Kirchenlehrer enthalten und nichts predigen sollten, als was sie mit dem klaren Worte Gottes darzuthun wüßten.

Noch einmal that sich für Zwingli die Pforte zur Rückkehr auf. Der gelehrte Pabst Adrian VI., indem er den Bann gegen Luther bestätigte, machte noch einen Versuch, den einflußreichen Schweizer für sich zu gewinnen, indem er zugleich an Bürgermeister Röust und an Zwingli Briefe richtete und Letzterm erklärte, daß er besonderes Vertrauen in seine Redlichkeit setze und seine Ehre und seinen Vortheil bedenken werde, wofern er die Angelegenheiten des apostolischen Stuhles befördern wolle. Und der zur Unterhandlung besonders beauftragte Freund Zwingli's, Franz Zink in Einsiedeln, äußerte sich, man würde in Rom dem kühnen Prediger Alles bewilligen bis an den päbstlichen Thron. Hinweisend auf die päbstlichen Briefe und die mündlichen Verheißungen durfte Zwingli versichern, „daß er unbewegt und christlich geantwortet; obgleich er nicht zweifle, er könnte so groß werden, als nicht ein Jeder, wenn ihm die Armuth Christi nicht lieber wäre als die Pracht der Päbstler."

5. Die erste Disputation.

Nachdem Zwingli die Unterordnung unter die menschlichen Satzungen sowohl des Bischofs als des Pabstes verschmäht, lag ihm nunmehr daran, mit der Predigt des Evangeliums in das rechte Verhältniß zu Kirche und Staat zu gelangen, und den wissenschaftlichen Sieg, den er durch seine Schriften davongetragen, zur öffentlichen Anerkennung und zur Rechtskraft zu bringen. Er verlangte daher ein offentliches Religionsgespräch, um sich von dem Vorwurfe der Ketzerei zu befreien. Nicht nur bewilligte der Rath von Zürich diesen Wunsch, sondern er nahm dabei eine Stellung ein, daß Zwingli des Sieges zum Voraus gewiß sein konnte. Denn nicht nur befahl der Rath allen Geistlichen des Gebietes von Zürich, bei der Disputation zu erscheinen sondern er erklärte auch, daß nur mit wahrhafter göttlicher Schrift in deutscher Zunge gestritten werden dürfe, und daß er mit etlichen Gelehrten aufmerken und sie dann heimschicken wolle, mit dem Befehl fortzufahren oder abzustehen.

Zwingli aber faßte in 67 kurzen Sätzen die evangelische Lehre und Kirchenordnung in einer vor ihm noch nie dargelegten Uebersichtlichkeit und Gedankenschärfe zusammen, indem diese Schlußsätze die Grundlage der neuen Ordnung der Kirche und ihres Verhältnisses zum Staate in den evangelischen Ständen der Schweiz bildeten. Die neun ersten Sätze mögen als Beweis von der Hoheit gläubiger Gesinnung und von der Klarheit christlicher, auf das Wesentliche und Dauernde gerichteten Erkenntniß dienen:

1. Alle so reden, das Evangelium sei nichts ohne die Bewährung der Kirche, irren und schmähen Gott.

2. Summe des Evangeliums ist, daß unser Herr Jesus Christus, wahrer Gottessohn, uns den Willen seines himmlischen Vaters kundgethan und mit seiner Schuldlosigkeit uns vom Tode erlöst und mit Gott versöhnt hat.

3. Christus ist daher der einzige Weg zur Seligkeit für alle diejenigen, welche je waren, sind und sein werden.

4. Welcher eine andere Thür sucht oder zeigt, der irrt, ja ist ein Mörder der Seelen und ein Dieb.

5. Darum Alle, so andere Lehren dem Evangelium gleich oder höher achten, irren und wissen nicht, was Evangelium ist.

6. Denn Jesus Christus ist der Wegführer und Hauptmann dem ganzen menschlichen Geschlecht von Gott verheißen und bewährt.

7. Daß er ein ewiges Heil und Haupt sei aller Gläubigen, die sein Leib sind, der aber todt ist und nichts vermag ohne ihn:

8. Aus dem folgt, zum ersten, daß alle die, so im Haupte leben, Glieder und Kinder Gottes sind. Und das ist die Kirche oder Gemeinschaft der Heiligen, eine Hausfrau Christi, Ecclesia catholica.

9. Zum andern, daß, wie die leiblichen Glieder ohne die Herrschaft des Hauptes nichts vermögen, also in dem Leib Christi Niemand etwas vermag ohne dessen Haupt Christus.

Also stellt Zwingli als obersten Grundsatz das alleinige Heil in Christo auf, und die h. Schrift, welche von ihm klares und vollständiges Zeugniß gebe: jede Einrichtung, welche durch diese nicht bewährt wird, erscheint als Menschensatzung. Demnach erklärt er weiter, die sogenannte geistliche Gewalt habe keinen Grund in der Lehre Christi, wohl aber die weltliche: daher ihr auch Jedermann zu Gehorsam verpflichtet sei, wofern sie nichts gebiete, das wider Gott sei. Indem somit die Kirche dem Staat unterworfen wird, tritt zugleich die Erforderniß auf, daß der Staat ein christlicher Staat sei, während eine Obrigkeit, die „untreu und außer der Schnur Christi fahren würde, mit Gott entsetzt werden möge: denn das Regiment ist das beste, das allein mit Gott herrschet; dagegen das allerschlimmste und unstäteste, das nach eigenem Willen regieret."

Es bewies eine Verkennung der Zustände und Menschen in Zürich und namentlich eines so gefährlichen Gegners, wie Zwingli war, daß eine bischöfliche Abordnung am Karlstage 1523 bei der Disputation auf dem Rathhause erschien. Das Haupt derselben war der konstanzische Generalvikar Johann Faber, der Studiengenosse Zwingli's in Wien, welcher lange um dessen Freundschaft sich bemüht, gegen Samson ihm beigestanden und anfangs Luthers sich gefreut hatte. Allein er war von einer Reise nach Rom umgewandelt zurückgekommen und seither als Feind der Reformation aufgetreten. Von ihm hatten die bisherigen, vom Bischofe ausgegangenen Schriften herge-

rührt, welche die Angriffe auf Zwingli enthielten. Dieser fürchtete nur, es möchte ihm Faber entwischen. Klug eröffnete der bischöfliche Landeshofmeister, Ritter Fritz von Andwil, daß sie nur da seien, um zu hören und zum Frieden zu reden, bis der Bischof mit seinen Prälaten die Sache weiter erdauert habe. Faber dagegen trat mit gewundenen und schmeichelnden Halbheiten auf und erklärte, nicht disputieren zu wollen, indem die Entscheidung über die berührten Fragen einer Kirchenversammlung oder einer hohen Schule zustehe. Zwingli erwiederte, er bedürfe der großen Hanse nicht; an der heil. Schrift habe man einen untrüglichen Richter; es fehle dieser christlichen Versammlung nicht an frommen und gelehrten Männern, welche durch den Geist Gottes die Wahrheit erkennen und urtheilen mögen, wer Recht oder Unrecht habe. Als auf nochmalige Aufforderung Zwingli's, ihm sein Unrecht zu beweisen, tiefes Schweigen herrschte, verlangte einer der anwesenden Pfarrer Aufschluß: wenn Zwingli's Artikel nicht widerlegt werden, ob sie dann dem Mandat des Bischofs, das bei den kirchlichen Gebräuchen zu bleiben gebiete, noch gehorchen müssen, und ob demnach dem Pfarrer von Fislisbach, Urban Weiß, welcher wegen Verletzung des Mandats in Gefangenschaft gelegt worden — das erste Opfer der Verfolgung in der Schweiz — nicht Unrecht geschehen sei? Durch letztere Beschuldigung ließ sich Faber auf das Kampffeld herauslocken, indem er behauptete, er habe den Pfarrer von Fislisbach durch die Schrift überwiesen und überwunden, und dahin gebracht, seinen Irrthum zu widerrufen. Denn Zwingli forderte ihn nun auf, jene Schriftbeweise darzulegen. Dadurch kam Faber so ins Gedränge, daß der alte Bürgermeister Röust die Versammlung endlich mit den Worten schloß: „Das Schwert, womit der gefangene Pfarrer von Fislisbach erstochen worden, will nicht herfür!"

In Folge dieses Gesprächs faßte und eröffnete der Rath an demselben Tage den Beschluß: daß Meister Zwingli fortfahre die rechte göttliche Schrift nach dem Geiste Gottes zu verkündigen, bis er eines Bessern berichtet werde; und eben so sollen alle andern Geistlichen nichts predigen, als was sie mit dem Evangelium bewähren mögen, dabei aber aller Schmähungen sich enthalten. — Indem so die Regierung von Zürich die Souverainität in kirchlichen Dingen in An-

spruch nahm, legte sie den Grund zur Reformation des Vorortes und gab den übrigen Ständen ein folgereiches Beispiel. Auch darin war Zwingli in einer viel günstigern Stellung als Luther, welcher den Schutz des durch mannigfaltige politische Rücksichten gebundenen Landesherrn weder in Anspruch nehmen wollte noch konnte, und der, auch wenn er dessen versichert war, doch die endliche Genehmigung der Reformation der Entscheidung von Kaiser und Reich anheimstellen mußte.

Nachdem nun in Zürich der Damm gebrochen und der römischen Kirche der Gehorsam aufgekündigt war, ist die Besonnenheit und Mäßigung hoch anzuschlagen, worin der Rath und Zwingli in Fortführung der Reformation einig giengen. Es war Letzterm Alles daran gelegen, christlichen Glauben und Leben in den Herzen aufzubauen und nur dasjenige zu entfernen, was Ordnung und Sitten verletzte. Daher gelang es ihm, durch die Kraft des Wortes Gottes den Rath zu bestimmen, daß die öffentlichen Dirnen aus der Stadt gewiesen wurden: eine schwere Aufgabe in jener rohen, zügellosen Zeit! Es war aber um so nöthiger, Strenge gegen Unzucht an den Tag zu legen, um den Mißdeutungen bei der allmälig eintretenden Verheirathung der Geistlichen zu begegnen. — Auch in die Klöster begann das Licht des Evangeliums zu dringen, nachdem Zwingli den Auftrag erhalten, in den Frauenklöstern der Stadt zu predigen. Namentlich unter den Nonnen am Oetenbach, welche großentheils den angesehenen Familien Zürichs angehörten, machte sich der Wunsch geltend, der Klostergelübde enthoben zu werden. Es wurde denjenigen, welche den Austritt verlangten, derselbe gestattet, wobei sie das Eingebrachte mitnehmen durften; diejenigen aber, welche bleiben wollten, mußten die Ordenstracht ablegen und die evangelische Predigt besuchen.

6. Die Schule des Stiftes zum Großen Münster.

Schon schritt auch Wolfgang Joner, der Abt von Kappel, zur Reformation seines Klosters und errichtete in demselben eine gelehrte Schule, an welche er den jungen Heinrich Bullinger berief. — Von großer Bedeutung war, daß Zwingli, welcher seit 1521 Chorherr des

Stiftes und als solcher Bürger zu Zürich war, seine Amtsbrüder zu freiwilliger Reformation des Stiftes vermochte. Es erschien also eine Abordnung der Chorherren vor dem Rath, um mit Hülfe dessen dem Stifte eine dem Worte Gottes und dem Heil der Kirchgenossen angemessene neue Ordnung und Verfassung zu geben. Man kam in gemeinschaftlicher Berathung überein, mit dem Vermögen des Stiftes zunächst für die Bedürfnisse der Großmünster Gemeinde und ihrer Filialen zu sorgen; dann aber eine Schule zu errichten, in welcher eine „wohlgelehrte und züchtige Priesterschaft gebildet werde, so daß man daselbst jederzeit im Gotteswort und im christlichen Leben treue und geschickte Leute finde, welche zu Stadt und Land als Seelsorger vorgesetzt werden können. Demnach sollen wohlgelehrte und kunstreich sittige Männer verordnet werden, welche alle Tage und für Jedermann die h. Schrift auslegen." — Indem dem Stifte die selbständige Verwaltung seines Vermögens verblieb, wurden demselben, zur Sicherung der Schirm- und Oberhoheit des Staates, aus dem Großen Rathe vier Mitglieder als Pfleger beigegeben. So gieng der Rath von Zürich mit dem preiswürdigen Beispiele voran, daß das Gut der Stifte und Klöster unvermischt verwaltet und den ursprünglichen Zwecken gemäß verwendet wurde. Nur ein Theil der Kirchenschätze mußte später dazu dienen, die großen Kosten zu decken, welche während der Reformation die Tagsatzungen und andere Beschwerden erforderten. — Durch diese Einrichtung des Stiftes erhielt die Reformation ein heilsames wissenschaftliches Fundament, und das nach dem angeblichen Stifter, Karl dem Großen, genannte Karolinum gewährte der Zürcherischen Kirche einen kräftigen Mittelpunkt und Halt gegenüber der staatlichen Uebermacht. Das drei Jahrhunderte hindurch rühmlich und segensreich wirkende Stift zum Großen Münster ist ein schönes Denkmal des Geistes und der Weisheit Zwingli's. Bald wurden die Bildungsmittel durch den Hinzutritt einer Vorbereitungsschule nebst Convict beim Frauenmünster vermehrt. Nun gewann der bisher alleine stehende Zwingli auch stützende Kräfte, indem er außer Leo Jud, dem Pfarrer an St. Peter, den treuen Myconius, und nach dem frühen Tode des feingebildeten Ceporin den gelehrten Pellikan in seine Nähe zog.

7. Die Disputation über Messe und Bilder.

Wenn Zwingli, seinem Wesen und Vorsatze getreu, nur vorbereitend und grundlegend wirken wollte, wußte er jedoch, wenn die äußern Umstände ihn veranlaßten und drängten, zu rechter Zeit und auf die rechte Weise ein- und durchzugreifen. Nachdem er die Messe als Opfer angegriffen, kamen mehrmals Störungen der Messe vor, und als der Schuster Niklaus Hottinger ein verehrtes Kreuz niederwarf, gerieth die ganze Stadt in Bewegung, indem Viele in dieser That ein todeswürdiges Verbrechen sahen. Hottinger wurde ins Gefängniß gelegt. Die Prediger nahmen sich seiner an und wollten sein Vergehen nur als einen eigenmächtigen Frevel bestraft wissen. Ein Ausschuß des Rathes mit Zuzug der drei Hauptprediger sollte nach der Schrift untersuchen, wie die Gefangenen zu behandeln seien. Es erfolgte der Antrag, eine zweite Disputation über die Bilder und die Messe zu halten. Die Einladung auf den 26. Weinm. 1523 ergieng zunächst an alle Personen geistlichen und weltlichen Standes, welche über jene Artikel zu sprechen wünschten, dann an die Bischöfe von Konstanz, Chur und Basel und an die dortige Hochschule, sowie an die eidgenössischen Stände. Allein nur St. Gallen und Schaffhausen folgten der Einladung.

Mit Recht wurde gleich zu Anfang der Verhandlungen von einem der Präsidenten das Verlangen gestellt, daß zuerst der Begriff der Kirche ausgemittelt werde, um zu wissen, ob die gegenwärtige Versammlung als solche anzusehen und daher spruchfähig sei. Zwingli unterschied nun eine doppelte Kirche, die allgemeine unsichtbare, bestehend aus der Gesammtheit aller Gläubigen, und ferner eine sichtbare Kirche, die einzelne Kirchgemeinde, wie Korinth, Zürich, Bern, welcher die Schrift auch den Bann verwilligt. Weil aber von Pabst und Koncilien in der Schrift keine Rede sei, meint er den Schluß machen zu dürfen, daß sie sich den Namen der Kirche auch nicht anzumaßen haben. Allein es war Niemand da, welcher im Stande gewesen wäre, die Schwäche der Beweisführung aufzudecken, der zu Folge die Entscheidung einer Kirchhöre unfehlbarer sein solle, als diejenige eines Koncils. Nur der alte Chorherr Hofmann machte auf

den Gehorsam aufmerksam, den man den Verordnungen der alten Kirche schuldig sei. Als darauf von den Bildern gehandelt wurde, fiel der Beweis nicht schwer, daß die Schrift keine Bilder verlange.

Bemerkenswerth war die Unbefangenheit des Geistes und der Gesinnung, womit der Kommenthur Schmid, der bedeutendste Gehülfe Zwingli's, zur Schonung der verletzten Gemüther sich der Bilder annahm. „Man lasse, sprach er u. a., den Schwachen die äußern Bilder noch stehen, woran sie sich als ein Rohr halten, und richte ihnen daneben einen starken Stab auf, Jesum Christum, den einigen Tröster und Helfer aller Betrübten: so werden sie finden, daß sie der Bilder und auch der Heiligen nicht bedürfen, sie gutwillig fahren lassen und Jesum Christum ergreifen." Und als ihm vorgehalten wurde, daß die Schrift solche Nachsicht wehre, antwortete er: „Das macht mir Scrupel, daß die Gebote uns so streng binden sollen, wie die Juden und Heiden!" — Auch am zweiten Tage, bei der Verhandlung von der Messe, als für die alte Lehre nicht ohne Geist und Kenntniß gestritten wurde, nahm Schmid eine vermittelnde Stellung ein, theils indem er nicht wollte, daß man sage, die Messe komme vom Teufel, theils indem er Zwingli's Auffassung des Abendmahls, der das Wiedergedächtniß vorzüglich betonte, entgegenhielt, daß, wer im Glauben an die Hingebung Jesu Christi in den Tod zur Vergebung der Sünden und zur Erwerbung der Seligkeit das Abendmahl genieße, der esse sein Fleisch und trinke sein Blut geistlich. Zum Schlusse der ganzen Verhandlung warnte zwar Schmid wieder vor plötzlichem Umsturz der bestehenden Gebräuche, voraus der Bilder, gleichwohl aber legte er den Räthen ans Herz: „Nachdem ihr aus göttlicher Schrift den Herrn erkennet, so seid ihr schuldig, ein Gebot in euerm Gebiete ausgehen zu lassen, daß man ihn allein ehre und anbete. Allen Pfarrern soll bei Verlust ihrer Pfründen geboten sein zu verkündigen, daß es der Heiligen als Vormünder nicht bedürfe und daß ihre Bilder noch viel weniger nöthig seien. Da die Geistlichen nicht dazu helfen wollen, daß Christus in seine Herrschaft eingesetzt werde, so ist es nöthig, daß die Weltlichen es wagen. Ihr habt schon manchem weltlichen Fürsten wiederum zu seiner Herrschaft verholfen um des Geldes willen. So helfet nun um Gottes willen Christo unserm Herrn

wieder zu seiner Herrschaft, daß er als der einige wahre Mittler und Erlöser geehret werde. Und nehmet die Sache tapfer und christlich in die Hände!"

So hatte das Wort Gottes im ernsten, dreitägigen Kampfe einen großen und entscheidenden Sieg davongetragen und das Gefühl davon hatte sich ermuthigend der größten Zahl der Anwesenden mitgetheilt. Als daher Zwingli noch zuletzt sich erhob und die Räthe ermahnte, sie sollen Gott lassen walten und getrost sein in kommenden Gefahren: überwältigte ihn die Größe des Augenblicks dergestalt, daß Thränen seine Stimme erstickten und viele Andere mit ihm tief bewegt waren.

Die nächste Folge dieser Verhandlung war eine milde Bestrafung der Bilderstürmer; im Gottesdienste dagegen wurden noch keine Veränderungen vorgenommen. Die Bilder und Reliquien wurden noch nicht aus den Kirchen entfernt, sondern nur bedeckt oder verschlossen; selbst die Messe dauerte noch fort. Ein Ausschuß von vier Mitgliedern des Kleinen und vieren des Großen Rathes, nebst den Vorstehern der Stifte Großmünster, Kappel, Embrach, Küßnacht und den drei Pfarrern der Stadt sollten weitere Vorschläge machen, wie die Sache Christi zu fördern sei. Es wurde einstimmig beschlossen, Zwingli solle eine Schrift verfassen, um die unberichteten oder übelgesinnten Geistlichen zur Predigt des Evangeliums anzuhalten. Die von Zwingli verfaßte „christliche Einleitung" enthielt einen durch Klarheit und Faßlichkeit ausgezeichneten Unterricht über die Hauptpunkte der christlichen Lehre. Während der zweiten Disputation hatte Zwingli vor den sechshundert versammelten Geistlichen eine Predigt vom getreuen und falschen „Hirten" gehalten, welche er nachher für den Druck ausführlicher ausarbeitete. Vielleicht möchte unter allen Schriften Zwingli's diese nach Sprache und Gedanken die anziehendste sein, indem sowohl die Hoheit, Kraft und Lauterkeit der Gesinnung, womit er sein Amt betrachtet und übt, als die gründliche und lebendige Schriftkenntniß in derselben ganz besonders hervortritt. Diese Schrift ist noch in der muthigsten Siegeshoffnung geschrieben, in der Voraussicht, daß dieser Sieg ihm zwar das Leben kosten könnte, aber daß derselbe ein allgemeiner und vollständiger sein werde.

Ehe jedoch in Umgestaltung des Gottesdienstes weitere Schritte gethan wurden, sollte das Volk überall belehrt werden. Daher erhielt Joner den Auftrag, jenseit des Albis in den einzelnen Gemeinden Christum zu predigen, Schmid an beiden Seeufern und im Bezirk Grüningen, Zwingli in den Gegenden gegen den Rhein und den Thurgau. Nach diesen Belehrungen wurden zunächst die Kreuzgänge und die Processionen abgestellt. In der Pfingstwoche des Jahres 1524 fand das letzte Mal jener pomphafte Zug statt, da die kostbaren Särge der heiligen Felix und Regula auf den Lindenhof getragen wurden, wobei der Kommenthur noch einmal die Predigt hielt. Die Gebeine wurden darauf aus den Schreinen genommen und begraben, das geweihte Wasser, Kerzen, Oel wurde abgethan, freilich damit zugleich auch die Orgeln. Ungeachtet der Einsprache der eidgenössischen Stände und der Bischöfe schritt nun die Regierung zu eingreifenden Veränderungen vor.

Um aber in der neuen Sonderstellung des eigenen Volkes sicher zu sein, richtete der Rath wiederum Berichterstattung und Anfrage an die einzelnen Gemeinden, ob dieselben zur Ehre Gottes und der Seelen Seligkeit mit ihm in Schutz und Handhabung des göttlichen Wortes eins sein wollen. Einstimmig und freudig stellte sich das ganze Land für das Evangelium zur Stadt; und mag auch die Einwirkung Zwingli's und seiner Freunde namentlich auch in den wiederholt vorkommenden Erklärungen wider die Gegner des Evangeliums, welche im Rathe selbst sitzen, unverkennbar sein, so thut sich doch die selbständige Freiwilligkeit des Volkes eben so entschieden kund. Das sehen wir aus der merkwürdigen Mäßigung, mit welcher allgemein bei der Entfernung der Bilder zu Werke gegangen wurde. Dahin arbeitete zunächst die Verordnung der Obrigkeit, welche verlangte, daß alle „Bischöfe", wie sie nun gerne die Pfarrer nannte, das Wort Gottes ernstlich und treulich predigen, damit der Sieg des göttlichen Wortes und nicht menschlichen Gebotes wirke. Ob aber die Bilder weggethan werden sollen, möge in jeder Kirchhöre die Mehrheit entscheiden. Die Mehrheit der Gemeinden fand sich willig, so daß, nach Bullinger, sich nirgends weder Aufruhr noch Zwiespalt zutrug und Alles friedlich vollendet war, so daß Mancher sagte: Dessen hat sich kein Mensch

versehen. Zu Stadt und Land wurde einem Jeden erlaubt, die von ihm oder seiner Familie gestifteten Bilder an sich zu ziehen.

Es darf also die Beseitigung der Bilder keiner besondern Feindseligkeit Zwingli's gegen dieselben beigemessen werden. Vielmehr versichert er, daß er „vor andern Menschen Lust habe an schönen Gemälden und Standbildern"; auch habe nicht er angefangen gegen die Bilder zu stürmen, noch dazu gereizt, sondern vielmehr allein der Glaube. Geschichtliche Bilder, wie z. B. den Kaiser Karl auf dem Münsterthurme, und wieder Glasgemälde, welche zu keiner Abgötterei führen, hält er für erlaubt und schützt deren Erhaltung. Ein wesentlicher Grund gegen die Kirchenbilder war ihm deren moderne Entstehung. Daher er sagt: „Unsere frommen Altvordern in der Eidgenossenschaft haben von Gemälden und Bildern wenig gewußt, wie es sich noch überall in den Thälern erzeigt." Und ferner: „Es mag sich ein älterer Mann erinnern, daß nicht der hundertste Theil der Götzen in den Tempeln gewesen ist, wie zu unsern Zeiten." Ein Grund für die Zerstörung derselben war ihm, um dadurch die Rückkehr des Pabstthums zu verhindern: „Sind die Nester abgethan, so kehren die Störche nicht wieder!" „Rechte, wahre, tapfere, feste Gottesehre ist da, wo der Mensch Gott im Herzen mit sich herumträgt. Aber ein solches Herz kommt nicht vom äußerlichen Anschauen, sondern von dem einigen erleuchtenden Gott."

Die Bilder wurden im Sommer des Jahres 1524 abgethan. Die Messe dauerte noch bis zum Hohendonnerstag 1525. Durch das Aufheben der Messe sollte aber Niemand am Gottesdienst verkürzt werden, daher an die Stelle derselben eine Auslegung der Schrift, eine Viertel- oder eine halbe Stunde lang, trat. Anfangs war Zwingli sogar der Meinung, daß nachher für den, der es begehrte, auch das Abendmahl folgen könne. Als nun das Abendmahl nach der Einsetzung des Herrn begangen wurde, war der Eindruck und die Freude der Gläubigen groß; und Zwingli durfte den standhaften Frieden der Stadt Zürich preisen, gegen welchen durch Gottes Gnade die Stürme sich umsonst erheben.

Als unterdessen der Unwille der altgläubigen Eidgenossen gegen die Neuerungen der Zürcher immer entschiedener wurde, und daher das

Blut Hottingers und der Wirthe von Stammheim vergossen worden, griff Zürich mit der Reform strenger und rascher durch. Sämmtliche Mönche der Stadt wurden in das Barfüßerkloster zusammengebracht, die Nonnen in das Kloster am Oetenbach. Die Meisten beider Geschlechter traten aus; denjenigen aber, welche bleiben wollten, wurde, vorzüglich durch Zwingli's Verwendung, der nöthige Unterhalt gereicht, indem er zu bedenken gab, daß der Irrthum nicht von ihnen entsprungen: daher solle man sie auch nicht denselben entgelten lassen. Wer sich über die große Menge der müßigen Pfaffen beschweren wolle, solle bedenken, daß es besser sei, sie nach ihrem Stande im Frieden absterben zu lassen, als daß man sie zwinge wider Gottes Ordnung: denn es ist besser müßig gehen, als „letz und übel gewerchet." Das beste Zeugniß aber für die Regierung von Zürich ist die gewissenhafte Verwendung sämmtlicher Klostergüter zu Stadt und Land, indem dieselben nicht etwa zu Staatsgut erklärt, sondern unter besondere Verwaltung gestellt und für Kirchen-, Schul- und Armenzwecke verwendet wurden, und dafür eine ergiebige Grundlage bilden bis auf den heutigen Tag.

8. Die Ehe der Geistlichen.

Indem Zwingli so besonnen und zurückhaltend in seinen reformatorischen Bestrebungen war, sah er die Aufsehen erregende Eiligkeit und Keckheit nicht gerne, womit die Geistlichen nunmehr zur Ehe griffen. Auch hier wollte er der öffentlichen Meinung Zeit lassen, sich allmählig mit der Priesterehe zu versöhnen. Darum war es ihm auch ein so ernstes Anliegen gewesen, die Einwilligung dazu durch die „Freundliche Bitte und Ermahnung" an die eidgenössischen Stände zu erlangen, indem er u. a. sagt: „Erbarmet euch über uns, euere treuen und gutwilligen Diener, deren etliche Willens sind, sich zu vermählen, etliche Vermählte dieß hiermit eröffnen: verstattet uns dasselbe, damit das, so uns vor Gott nicht sündlich ist, auch vor den Menschen nicht schändlich sei. Und so wie wir uns euerer Ehre alle unsere Tage in der Fremde und daheim treulichst beflissen haben, indem wir in Noth und Krieg Leid und Freud mit euch getheilt, so gönnet uns, daß wir

von der Schande der Unkeuschheit erlöst und als ehrliche Biederleute bei euch leben mögen. Denn nicht aus Muthwillen, sondern aus Liebe zur Ehe und ehelicher Reinheit stellen wir unsre Ansichten: dem Muthwillen würde es ja besser dienen, wenn wir keine Eheweiber hätten. Wir wissen wohl, welche Mühe, Sorge und Arbeit in der Ehe liegt; aber wir wünschen sie aus Scham und aus Liebe zu den Seelen, so uns empfohlen sind und die wir nicht auf ewig verderben dürfen." Wolle man sie damit trösten, daß sie nach angenommenem Brauch und mit bischöflicher Licenz Beischläferinnen haben dürfen, so antwortet er: „Die Sorge für die Gewissen mag nicht erleiden, daß wir solch Laster begehen. Darum ermahnen wir euch als unsere Väter: Gestattet uns ehrlich bei unsern Eidgenossen zu leben!" — Das Gesuch ward nicht bewilligt und die Priesterehe meist noch übel angesehen.

Inzwischen hatte Zwingli Anna Reinhart, die Witwe des Hans Meyer von Knonau kennen gelernt, die mit zwei heranwachsenden Töchtern und einem jüngern Sohne in seiner Gemeinde wohnte. Dieser hoffnungsvolle, anmuthige und kräftige Knabe scheint die Veranlassung zur Bekanntschaft gewesen zu sein. Zwingli nahm sich desselben an und da er ihn für die Studien geeignet fand, empfahl er ihn einem seiner Freunde in Basel auf Ostern 1521 zum Unterricht. Bald berichtet der junge Gerold dem verehrten Manne in heiterer Fröhlichkeit, wie wohl und glücklich er in dem angenehmen und gelehrten Basel sei. Hinwieder bekundet Zwingli seine ganze ernste, treue Liebe zu dem jungen Gerold Meyer in dem diesem gewidmeten Baden-Kram im Sommer 1523 — „Ueber die Bildung edler Jünglinge". Indem Zwingli in drei Abtheilungen über die sittliche und religiöse, über die wissenschaftliche und die Welt-Bildung, und endlich über die häuslichen und bürgerlichen Pflichten kurze Regeln ertheilt, erhalten wir auf wenigen Seiten eine seiner besten Schriften, welche seine christliche Humanität, seinen edeln, weiten Gesichtskreis und seine pädagogische Einsicht im schönsten Lichte zeigen. Man kennt die Gemüthsart seines jungen Lieblings nicht; aber man fühlt es einzelnen Räthen und Mahnungen ab, daß sie wohlbesorgt auf dessen eigenstes Wesen berechnet sind. Nur fällt in einem so nahen

Verhältnisse das Gemessene des Tones gegen den Jüngling auf. Allein die väterlichen Verwandten scheinen die Meyer'schen Kinder nach der Verheirathung der Mutter entzogen zu haben. Wir werden indessen später sehen, mit welcher treuen Liebe Gerold an Zwingli hieng.

Dieser Sohn also zog Zwingli näher zur Mutter hin. Die Wahl dieser Frau — einst von vorzüglicher Schönheit, jetzt aber schon in reifern Jahren, denn sie war mit Zwingli von gleichem Alter — ist ein Beweis, mit welch ernster Gesinnung Zwingli zur Ehe schritt. Da er äußerlich nicht Aergerniß geben wollte, dagegen innerlich mit Gott und seinem Gewissen darüber im Reinen war, scheint er schon in der ersten Hälfte d. J. 1522 mit ihr ins Geheim die Ehe eingegangen zu sein. Erst im Frühling 1524 aber fand die öffentliche Trauung statt*. Anna erscheint nicht in jenem heitern Glanze anmuthiger und scherzreicher Häuslichkeit wie Luthers gefeierte Käthe; allein aus den wenigen überlieferten Zügen tritt uns der Ernst wie die Liebe und der Frieden eines schlichten Christenhauses entgegen. Zwingli's Gattin verließ ein reiches Haus nebst dessen Glanz und Bequemlichkeit, verzichtete auf Gold, Kleinodien und Seide und wandelte von nun an wie eine geringe Frau aus dem Handwerkstande gekleidet. Zwingli machte auch keine Ansprüche an ihr eigenthümliches Vermögen, sondern war zufrieden und glücklich in seiner einfachen, bürgerlich beschränkten Häuslichkeit und namentlich in seinen Kindern. Als Faber ihm seine große Liebe zur Musik zum Vorwurf machte, antwortete Zwingli in anmuthigem Scherze: „Das kommt mir jetzt wohl, meine Kinder zu geschweigen!" Diese friedliche, heitere Häuslichkeit that noth, um dem Reformator das ruhige Gleichgewicht im wachsenden Sturme zu bewahren.

---

* Es war in jener Zeit nicht selten, daß die Verlobung im Kreise der Familie und durch den Segen eines Geistlichen und darauf die Eingebung der Ehe statt hatte, während die kirchliche Trauung erst nach Wochen oder Monaten erfolgte. Dieser häufigen Uebung wurde später durch ein förmliches Verbot begegnet.

9. Die Wiedertäufer.

Zunächst waren die Bewegungen der Wiedertäufer eine Feuerprobe für die Reformation und ihren Führer. Mit Recht ist die Schweiz als der ursprüngliche Herd der Wiedertäuferei bezeichnet worden; denn hier, im Lande der Freiheit, waren die äußern und innern Verhältnisse einer Richtung günstig, welche alle kirchlichen und politischen Schranken niederreißen wollte, die der unbedingten Selbstherrschaft des Volkes entgegenstanden. Im Volke war ein lebendiges Verständniß der ihm zukommenden Rechte und es fehlte demselben nicht an talentvollen und gebildeten Führern. Schon bei der zweiten Disputation in Zürich hatten diese einen lebhaften Kampf herbeigeführt. Konrad Grebel, früher Zwingli's eifriger Freund, allein diesem allmählig abgeneigt, als er nicht auf seine ehrgeizigen und leidenschaftlichen Pläne eingehen wollte, verlangte sofortige Abschaffung der Messe und anderer Mißbräuche. Und als Zwingli auf die zu erwartende Erkenntniß des Rathes verwies, entgegnete Simon Stumpf: Zwingli habe nicht die Gewalt, den Herren das Urtheil in die Hand zu geben; sondern der Geist Gottes urtheile. Das Hauptbestreben gieng also dahin, mit Beseitigung aller Einrichtungen der katholischen Kirche eine Gemeinde der Heiligen zu bilden, die vom Geiste Gottes regiert werde. Damit hieng die Verwerfung der obrigkeitlichen Gewalt, so wie des Eigenthums, namentlich auch des Zehnten zusammen: es war also die Wiedertäuferei ein religiöser Communismus. Zwingli wollte jedoch auch nicht zugeben, daß die Obrigkeit in kirchlichen Dingen aus sich entscheide, sondern daß diese das Urtheil der Schrift vernehme und ihre Beschlüsse darnach richte; zugleich sieht er aber eben so entschlossen wie Luther die Nothwendigkeit ein, der Bewegung Schranken zu setzen, und die Entscheidung in Sachen des Glaubens, statt der ganzen Gemeinde, der christlichen Obrigkeit zu überlassen.

Da der Rath und der Reformator auch gegen diese neuen Gegner einig giengen, so verhüllten die Bewegungsmänner ihre anderweitigen Absichten, indem sie sich nun vornämlich gegen die Taufe der unmündigen Kinder erklärten, als welche nicht mit der Schrift bewie-

sen werden könne. Als i. J. 1524 der deutsche Bauernaufruhr in der nächsten Nähe der Schweiz, am Rhein und Bodensee ausbrach, im Verlangen nach ähnlichen Zuständen mit den freien Schweizern, wollte Zürich der Gährung im eigenen Gebiete begegnen und sich vorerst der Wiedertäufer entledigen. Daher wurde ein Gespräch mit den Wiedertäufern vor dem Großen Rathe angeordnet. Diese bekämpften die Kindertaufe als schriftwidrig, während die Taufe der Erwachsenen schriftgemäß sei. Zwingli aber wies nach, daß die Kindertaufe schon in den ersten Jahrhunderten des Christenthums geübt worden und dem Geiste nach „schriftlich" sei. Demnach schrieb der Rath die Kindertaufe unter Androhung der Verbannung vor. Allein dieses Gesetz erschien den Wiedertäufern als eine mit dem Worte Gottes im Widerspruche stehende Menschensatzung, und sie waren bereit mit ihrem Blute für die Wahrheit ihres Glaubens Zeugniß zu geben. Daher führten Gefängnißstrafen und ein zweites Gespräch im Frühlinge desselben Jahres nicht weiter. Vielmehr verbreitete sich der Aufruhr der oberländischen Bauern in den ersten Monaten des Jahres 1525 auch über die Gränzen der Schweiz, so daß die Bauern der Vogtei Eglisau die Frohnden verweigerten. Noch bestimmter traten die Leute der Herrschaft Grüningen auf und stellten Forderungen, wodurch sie mit Einem Schlage die Vogtei- und Herrschaftsrechte des Mittelalters abwerfen wollten. Die Herrschaftsleute von Kiburg und Andelfingen nebst andern schlossen sich diesem Begehren an.

Der Rath zeigte sich milde und entgegenkommend, und hob, „in Betracht, daß wir alle Kinder Gottes sind und brüderlich neben einander leben sollen", die Leibeigenschaft auf, versprach in Steuern und Zöllen keine Neuerungen einzuführen und stiftungsgemäße Verwaltung der Kloster- und Kirchengüter; allein eben so entschieden erklärte er, die obrigkeitlichen Rechte nach Urkunden und Offnungen aufrecht zu erhalten. Auf diesen Bescheid boten die Häupter der Unzufriedenen eine Landsgemeinde nach Töß auf. Viertausend Männer kamen am Pfingstmontage zusammen. Der Landvogt von Kiburg, Rudolf Lavater, vermochte nichts über die Menge; auch die später erscheinende Rathsbotschaft, der Bürgermeister Walder an ihrer Spitze, mußte unverrichteter Sache wieder abziehen. Am Ende aber gelang

es der „Ehrbarkeit", den ältern und angesehenen Männern aus den Vorsteherschaften, und voraus den Abgeordneten von Winterthur, die stürmische Jugend zu begütigen, ehe Maßregeln zum gemeinsamen Aufstande gefaßt waren. Von diesem Tage hieng die Reformation ab: hätte Zürich eidgenössische Hülfe verlangen müssen, so wären die kirchlichen Umgestaltungen als Opfer gefallen. — Allein die Gährung dauerte fort; daher wagte der Rath nicht das Aufgebot zu einer zweiten Volksversammlung zu untersagen. Dagegen aber schritt er im Bewußtsein seines Rechtes und seiner Würde zu zugleich energischen und liberalen Maßregeln. Während er dem Zunftmeister Rudolf Binder und dem Rathsherrn Georg Göldi große militärische Vollmachten zum Schutze der Stadt gab, wendete er sich durch Abgeordnete an die Gemeinden des Zürichsees, der Umgebung der Stadt und des Freiamtes. So sehr sich in den Antworten dieser ein starkes Bewußtsein der Freiheit aussprach, so erklärten sich dennoch diese sämmtlichen Gemeinden für die Stadt, so daß die unruhigen Landestheile eingeschüchtert wurden. Vollends niederschlagend aber wirkte die in die gleiche Zeit fallende blutige Unterdrückung des Aufstandes in Deutschland. Nachdem der Rath die Zehntfrage einer nochmaligen öffentlichen Prüfung unterworfen, wobei Zwingli bewies, daß die Zehnten theils eine erkaufte Privatlast, theils eine mit dem Kauf des Grundstücks übernommene Pflicht für den Unterhalt der Kirchen sei, verordnete die Obrigkeit die Aufrechthaltung der hergebrachten Rechte.

Bald stellte sich die Eintracht zwischen Stadt und Land wieder her; nur die Wiedertäufer blieben hartnäckig und fanden Anhang im Grüninger Amt, so daß dessen Vorsteher ein nochmaliges öffentliches Gespräch verlangten. Der Rath bewilligte dasselbe und die Häupter der Täufer mit ihrem Anhange erschienen unter freiem Geleite auf den 6. Wintermonat 1525. Die herbeiströmende Menge war so groß und das Benehmen der Täufer so stürmisch, daß die Versammlung vom Rathhause in das Großmünster verlegt wurde. Zwingli's geistige Ueberlegenheit und ruhige Gewandtheit in Ernst und Scherz war so überwiegend, daß selbst die Grüninger die Täufer für überwunden erklärten. Somit erließ die Obrigkeit den Bescheid: „Es ist im Gespräch heiter an den Tag gekommen, daß die Anfänger des

Wiedertaufs aus vermessenem Geist gehandelt und eine Sekte wider Gottes Verbot und zur Verachtung der Obrigkeit angerichtet." Daher wurde nun die Wiedertaufe als Verbrechen bestraft. Allein dieselbe dauerte dennoch fort, namentlich im Grüninger Amte: die Vorstellungen sowohl des Landvogtes Berger als der Vorsteher fruchteten nichts. Diese Hartnäckigkeit machte die friedliebende Bevölkerung müde: dieselbe tadelte den schonenden Landvogt, so daß er die Obrigkeit zur Strenge auffordern mußte. Wer sich zur Wiedertaufe erklärte, wurde nun gethürmt: die Gefängnisse füllten sich. Allein die Verfolgung steigerte nur die schwärmische Aufregung, bis diese im St. Gallischen Gebiete ihre Spitze erreichte, indem Leonhard Schucker von seinem Bruder den Tod verlangte, indem es Gottes Wille sei. Dieser enthauptete ihn in Gegenwart des Vaters und der übrigen Geschwister.

Das Entsetzen über diese That veranlaßte auch Zürich zu größerer Strenge. Wer nicht absteht, „dem soll man nichts anderes als Wasser und Brot geben und sie im Stroh liegen und also ersterben lassen." Eine glückliche Flucht der wiedertäuferischen Häupter aus dem Ketzerthurme umgab diese in den Augen ihrer Anhänger mit einer wunderbaren Glorie, indem ihre Befreiung mit derjenigen der Apostel durch den Engel Gottes verglichen wurde: das vermehrte den Anhang neuerdings. Endlich erließ der Rath das Gesetz, wer unter den Landesangehörigen hinfort Erwachsene taufe, solle ohne Gnade ertränkt werden. Manz und Andere trotzten diesem Gebote, und die Strafe wurde an denselben vollzogen. Als Manz zum Tode geführt wurde (den 5. Jänner 1527), lobte er Gott, daß er um seiner Wahrheit willen sterben solle; und seine alte Mutter ermahnte ihn zur Standhaftigkeit. Grebel war in Folge seines wilden und ausschweifenden Lebens schon zu Grunde gegangen. Der Untergang der Führer schreckte und lähmte nun die ganze Parthei. Somit war leider auch von evangelischer Seite das Beispiel der Verletzung von Glaubens- und Gewissensfreiheit gegeben, indem der immerhin auch auf die Bibel gegründete Täuferglaube verfolgt und mit dem Tode bestraft wurde. Zwingli scheint nach der Härte jener Zeit mit dieser Maßregel einverstanden gewesen zu sein. Anfangs zwar hatte er öffentlich vor dem Rath für die Wiedertäufer gebeten, man solle sie

ihren Irrthum nicht entgelten lassen. Allein allmählig geräth er in eine heftige Entrüstung, daß sich aus dem eigenen Lager ein Feind gegen ihn erhebt und zu einem Kampfe nöthigt, der ihm heißer wurde als jeder andere. Doch erkennt er, daß die Wiedertäufer auch wieder genützt haben; denn nie sei in Zürich Christus eifriger gesucht worden, als da diese Rottgeister Alles zerfleischten und zerwühlten. Namentlich nachdem die Täufer auf Verbesserung der Sitten gedrungen und den Kirchenbann gegen unwürdige Glieder der Gemeinde gefordert hatten, durfte jetzt Zwingli strengere Sittengesetze verlangen. Es wurden daher neue Verordnungen für die Sonntagsheiligung erlassen und das Institut der Ehegaumer zur Aufsicht über die Sitten, namentlich gegen die Unzucht eingeführt.

10. Zwiespalt Zürichs mit den alten Orten.

Sicher und entschlossen war Zürich bisher in der Reformation der Kirche vorwärts geschritten und hatte alle Schwierigkeiten besiegt. Aber Jahre lang stand der Vorort mit seinen Bestrebungen allein. Zwar wuchs in den eidgenössischen Städten und Ländern die Zahl der Freunde des Evangeliums; allein immer unruhiger und feindseliger betrachteten die Anhänger des Alten, namentlich in den innern Kantonen, Zürichs Neuerungen. Im Frühlinge des Jahres 1524 erschien daher eine Botschaft aller eidgenössischen Orte vor dem Großen Rathe zu Zürich, um gegen Zwingli's Predigt Einspruch zu thun, die Zwietracht und Zerstörung pflanze. Zürich antwortete, sie wollen Alles thun, um den eidgenössischen Bünden gerecht zu sein. „Was aber das Wort Gottes und das Heil unserer Seelen betrifft, davon können wir nicht weichen." Wofern man sie aber aus dem Worte Gottes eines Bessern belehre, wollen sie sich weisen lassen. Da die Eidgenossen sich nicht in die Handlungen mischen durften, welche Zürich im eigenen Gebiete vornahm, so bot dagegen der Brand der Karthause Ittingen einen willkommenen Grund, die Hoheitsrechte geltend zu machen. Das thurgauische Kloster, welches unter seinen Gliedern Männer von Geist, Bildung und großem Glaubenseifer zählte, bildete einen geistigen Stützpunkt für die Katholiken der öst-

lichen Schweiz. Um so mehr wurden demnach die katholischen Orte durch die Gewaltthat erbittert und straften dieselbe blutig, nicht an den Urhebern, aber an den Häuptern der evangelischen Parthei jener Gegend, ohne daß Zürich etwas dagegen vermochte.

Ein merkwürdiger Schritt der eidgenössischen Orte war der Versuch, aus sich selbst eine Verbesserung der Mißbräuche der Kirche einzuleiten. In einem Mandat zu Anfang des Jahres 1525 wurde gesagt, weil der Oberhirt der Kirche schlafe, so müsse die weltliche Obrigkeit, bis ein allgemeines Koncil angeordnet werde, dafür sorgen, daß die Verwirrung nicht noch größer werde. Allein ausdrücklich werden die Lehren der Kirche festgehalten und diejenigen verboten, welche diese nicht gut heiße. Dagegen aber soll in doppelter Beziehung Ordnung geschafft werden: einerseits, daß das geistliche Amt nicht zum Geldgewinn gemißbraucht werde, daher in der Eidgenossenschaft kein Ablaß mehr um Geld gestattet sein soll; und anderseits, daß das weltliche Recht des Staates gegenüber den Uebergriffen geistlicher Gerichtsbarkeit und gegen angemaßte Steuerfreiheit gewahrt werde. Doch mehrere der eidgenössischen Orte fanden diese Reformen nicht genügend, so daß die Verständigung zur Zurückweisung der Zürcherischen Vorgänge unmöglich wurde. — Im Herbste des Jahres 1525 erschienen abermals die Gesandten der vermittelnden Orte, welche von Zürich die Wiederherstellung der Messe verlangten und erklärten, daß ohne das die sechs Orte der innern Schweiz auf den Tagen nicht mehr neben Zürich sitzen werden. Zürich aber blieb standhaft bei seinem Grundsatze, „bei dem Gotteswort und seinen Verordnungen zu bleiben, bis sie mit der Schrift überwiesen seien." — Gegen Ende des Jahres ließ sich Bern auf Ansuchen der sechs alten Orte herbei, durch eine Gesandtschaft zu Zürich das Begehren zu stellen, daß wenigstens in irgend einer Kapelle der Stadt täglich eine Messe gehalten werde. Nun war es schwerer, eine so bescheidene und versöhnliche Bitte abzulehnen, ohne Bern zu verletzen. Daher wurden Bürgermeister Diethelm Röust und Landvogt Lavater mit der schwierigen Mission betraut, Bern zu begütigen: was ihnen in weitläufiger Auseinandersetzung gelang, indem sie über die unmittelbare Frage antworteten: „Wenn sie um des eidgenössischen Friedens willen täglich

auch nur Eine Messe zu lesen erlaubten, so würde dieses unter ihren nun friedfertigen und einträchtigen Bürgern Zwietracht verursachen."

Nachdem alle diese Bemühungen der alten Orte gegen Zürich vergeblich gewesen, kam ihnen von Außen her eine gelegene Hülfe. Aus Furcht vor dem im Volke um sich greifenden reformatorischen Geiste hatten im Sommer 1525 die Bischöfe des südlichen Deutschlands mit den Fürsten von Oesterreich und Bayern unter der Leitung des päbstlichen Legaten sich geeinigt, dem zu Folge sich die erstern unter die Oberhoheit der Fürsten beugten, denselben bedeutende Geldmittel bewilligten und zugleich Abstellung der Mißbräuche verabredeten, um mit vereinter Macht Luther und seinen Neuerungen zu widerstehen. Besonders einflußreich, die Prälaten zur Unterordnung unter die Fürstengewalt zu vermögen, war Dr. Eck, Professor in Ingolstadt, gewesen, welcher mit Luther zu Leipzig nicht ohne Gewandtheit disputiert und die Bannbulle gegen diesen aus Rom gebracht hatte und jetzt im Dienste der Herzöge von Bayern als das brauchbarste Werkzeug gegen die Reformation sich darbot. Die wiederholte Erklärung Zürichs, von den Neuerungen abzustehen, wenn man sie aus der heil. Schrift des Irrthums überweisen könne, nöthigte am Ende die geistlichen und weltlichen Obern der Eidgenossenschaft, im Widerspruch mit ihrer frühern Erklärung, daß über Religionssachen vor dem Volke nicht disputiert werden dürfe, selbst auf eine Disputation zu denken, namentlich weil auch im Volke sich das Verlangen nach einer öffentlichen Verhandlung geltend machte. Man mußte sich dazu vor Allem eines rüstigen Kämpfers versichern; sehr erwünscht bot sich ihnen ein solcher in Dr. Eck an. Dieser erklärte sich den eidgenössischen Orten zur Disputation gegen Zwingli bereit, wenn letzterer sich der Entscheidung der Richter fügen wolle, welche die Eidgenossen verordnen.

Zwingli erwiederte Ecks Aufforderung wesentlich damit: „Ich mag nirgends anders beurtheilt werden, ob ich dem Gotteswort recht thue oder nicht, als von der Kirche, deren Hirt ich bin. Und diese mag mein Wort nicht verwerfen, es sei denn mit dem Gotteswort." In Folge dessen lud der Rath Ecken nach Zürich ein; dieser aber

verlangte die Abhaltung der Disputation in Baden oder Luzern. Zwingli dagegen weigerte sich an einem feindlichen Orte zu erscheinen und schlug einen unpartheiischen Ort vor, Bern oder Basel, St. Gallen oder Schaffhausen. Als daher, mit Ausschluß Zürichs bei der Berathung darüber, Baden von zwölf Ständen gewählt wurde, lehnte Zürich die Theilnahme an der Disputation ab und untersagte Zwingli die Betheiligung.

Gewiß war das Zwingli von den Eidgenossen zugesicherte Geleite ernst gemeint und daher für dessen Leben bei seinem Erscheinen in Baden keine Gefahr zu besorgen; doch eben so gewiß war die Disputation zum Voraus fruchtlos, indem es den Gegnern an aller unpartheiischen Unbefangenheit fehlte und das Urtheil über Zwingli ausgemacht war, ehe man ihn gehört hätte. Indessen würde Zwingli wirklich in Eck, Faber und Thomas Murner Gegner gefunden haben, welche an Beredsamkeit, geistiger Gewandtheit und volksthümlicher Kampffertigkeit ihm ebenbürtig gewesen wären. Um so eher hätte man mit den unpartheiischen Orten gewünscht, daß Zwingli sich seinen Gegnern mit demselben Muthe gegenübergestellt hätte, wie Luther auf dem Reichstage zu Worms. Daß es keinerlei Furcht war, wie seine Feinde ihm vorwarfen, was ihn zum Wegbleiben bestimmte, geht aus Zwingli's ganzem Wesen hervor; allein er wollte das für Zürich errungene Gotteswort nicht mehr der Redekunst unehrlicher Fechter und feindseliger Richter unterstellen: der Blick auf das Ganze und auf die Wohlfahrt des Staates hielt ihn wie den Rath von Zürich von der Disputation zu Baden ferne. — Da nun der Kampf ohne ihn, vom 11. Mai bis 6. Brachm. 1526, von dem schlichten Oekolampad und dem schüchternen Haller geführt werden mußte, so darf man sich über den Siegesjubel der Katholiken nicht wundern, dem zu Folge Zwingli und sein Anhang in den Bann gethan und beschlossen wurde, bei dem Glauben der Väter zu bleiben.

Allein der in Baden zu Stande gebrachte Bund der geistlichen Gewalt mit den Oligarchen, den Anhängern des fremden Kriegsdienstes und der Pensionen, verletzte die eidgenössisch gesinnten und unpartheiischen Orte. Als daher die sieben katholischen Orte keine Bundesgemeinschaft mehr mit Zürich wollten, wenn es die Zwingli-

schen Reformen nicht abstelle, und Basel und St. Gallen ebenfalls der Ketzerei beschuldigt wurden: nahm Bern an diesen Beschlüssen keinen Theil und ließ sich nicht abhalten, den Bundeseid mit Zürich zu erneuern. In Zürich aber befestigte sich nun die Einigkeit zwischen Stadt und Land für Behauptung des Evangeliums gegen alle Widersacher, und mit neuem Eifer wurden diejenigen verfolgt, welche von Fürsten Mieth und Gaben nahmen. Als dessen der sonst geachtete Rathsherr Jakob Grebel, ein Freund der Reformation, der aber durch seinen ausschweifenden Sohn, das Haupt der Wiedertäufer, in Schulden gekommen, — bezüchtigt war, konnte ihn weder die Theilnahme der Bürger noch früheres Verdienst vor schnellem Urtheil und öffentlicher Hinrichtung retten. Auch Zwingli war nicht zu Schonung geneigt.

Denn seit der Disputation zu Baden tritt bei ihm eine herbere Stimmung hervor. Es gab keinen eidgenössischer gesinnten Mann als Zwingli, keinen, der das ganze Vaterland so unablässig zum Gegenstande seines Denkens und seiner treuen Fürsorge machte. Daß er nun ungeachtet alles dessen von den ältesten Eidgenossen so unversöhnlich gehaßt wurde, bereitete ihm einen tiefen Schmerz, eine bittere Kränkung. Zwingli's Patriotismus gehört zu seinen schönsten Eigenschaften. Das Gefühl, ein freier Eidgenosse zu sein, gewinnt bei ihm stets den freudigsten Ausdruck. Den Anhängern des fremden Kriegsdienstes, welche sagen: wir müssen einen Herrn haben; wir sind ein armes Volk und haben ein rauhes Land; — ruft er zu: „Ja, es ist fruchtbarer an schönen, mannhaften Leuten als kein Land auf dem Erdboden, und fruchtbar genug, dieselben zu ernähren, wofern wir nur damit vorlieb nehmen.“ Er möchte daher, daß die Eidgenossen die innere Irrung durch sich selbst verbesserten: „sonst zu besorgen ist, es werden die fremden Herren, die uns mit Eisen und Hallbarten nie haben gewinnen mögen, uns mit weichem Gold überwinden.“ Daher ermahnt er die Eidgenossen: „Lasset das Wort Gottes hell bei euch predigen, so wird auch Gott euer walten. Bedenket, daß kein Volk auf Erden ist, dem christliche Freiheit besser anstehen wird und trefflicher passen möge, als einer löblichen Eidgenossenschaft.“ — Tief schmerzt ihn der durch den Kriegsdienst erzeugte

Müßiggang, so daß man damals an vielen Orten die Güter wüst liegen ließ, weil es an Arbeitern fehlte: — „wiewohl man Volks genug hätte, dazu ein gut Erdreich, das euch reichlich erziehen mag. Trägt es nicht Zimmt, Malvasier, Pomeranzen, Seide und solchen Weiberschleck; so trägt es Anken, Milch, Pferde, Schafe, Vieh, Landtuch, Wein und Korn überflüssig, daß ihr dabei schöne, starke Leute erziehen, und was ihr in euerm Lande nicht habet, leicht mit dem Eurigen, das andern Menschen fehlt, eintauschen und kaufen möget." Er glaubt an die besondere Bestimmung und die große Zukunft seines Vaterlandes: „Der allmächtige Gott hat unsern Altvordern so viel Gunst und Gnade gegeben, daß sie sich des muthwilligen Adels entledigt und so brüderlich mit einander gelebt haben, daß es ihnen an Ehr und Gut trefflich aufgegangen; und so redlich Gericht und Recht gehalten, daß Alle, so in fernen Landen ungerecht bedrängt, bei ihnen Zuflucht hatten. Daran man wohl merken mag, daß euere Freiheit von Gott nicht allein euch, sondern auch den Fremden zu Gute bestimmt ist, auf daß sie in euerm Schirm, gleich als in einer Burg der Freiheit, Zuflucht und Frist hätten." Mit Scherz nimmt er es daher auf, wenn ihn seine Feinde u. a. „den Freiheitsbub" nannten; aber mit Entrüstung weist er die Beschuldigung von sich, als wenn er etwas Ehrenrühriges gegen sein Vaterland sagen könnte: „Rechnet mich für keinen Schmäher und Schänder der Eidgenossenschaft, meines Vaterlandes: denn ich bin der Mann nicht!"

11. Zwingli's Freunde.

In den Widerlegungen gegen Eck und Faber war daher Zwingli hauptsächlich bemüht, seine Landsleute von den unredlichen Absichten dieser geheimen Feinde der Eidgenossenschaft zu überzeugen. Als ihm aber dieses Bemühen vollständig mißlang und er auf jede Hoffnung verzichten mußte, das Volk der katholischen Kantone der unbedingten Leitung seiner fremdem Geld und Einfluß folgenden Führer zu entziehen, richtete er von nun an seine besondere Thätigkeit auf eine engere Verbindung der dem Evangelium sich zuwendenden Städte. Namentlich war es ihm daran gelegen, in den Städten der östlichen

Schweiz Stützpunkte für die diese Städte umgebenden Landschaften zu finden. Ganz besondere Freude aber machte es ihm, daß Konstanz, die alte Bischofsstadt, so fest zum Evangelium stand, so daß Faber, der bischöfliche Generalvikar, auf dem eigenen Boden völlig aus dem Felde geschlagen wurde. Zwingli stand mit den Brüdern Ambrosius und Thomas Blaarer und Johann und Konrad Zwick, von denen je der eine auf der Kanzel und der andere im Rath das Evangelium förderten, in genauer Verbindung. Er erkannte die ganze Wichtigkeit der Stadt Konstanz für die Schweiz und betrachtete sie als zu dieser gehörig, daher er mit Beziehung auf dieselbe sagte: „Der Rhein soll unsere Letze (Gränzschutzwehr) sein!" Demnach trat Zürich gegen Ende des Jahres 1527 mit Konstanz in ein enges „Burgrecht" zum Schutze des Glaubens. Die eidgenössischen Bünde wurden zwar vorbehalten, allein der Städtebund enthielt Bestimmungen über den Fall kriegerischen Auszuges, über Theilung allfälliger Eroberungen, wozu nur die gemeinen Herrschaften der Kantone eine Möglichkeit darboten; ferner über Ausdehnung des Bundes auf andere Städte und Gebiete.

Die Gesandten von Zürich nahmen den Bundesbrief in Betreff von Konstanz mit auf die Disputation nach Bern; und den 6. Jän. 1528 trat auch Bern in das Burgrecht. — Diese Verbindung zwischen Zürich und Bern gab der Reformation der Schweiz einen dauernden Halt; das Hauptverdienst aber gehört Zwingli, welcher sich auf der Disputation zu Bern in seiner ganzen Größe zeigte. Berthold Haller setzt seine ganze Hoffnung auf die Mitwirkung des Reformators von Zürich, und die Regierung von Bern erbittet Zwingli's Anwesenheit. Zwingli soll die zweckmäßigen Anordnungen treffen, Gehülfen auswählen, die Präsidenten bezeichnen, die Artikel der Disputation verbessern. Selbst die Gegner anerkannten seine Ueberlegenheit in der Fruchtbarkeit des Geistes und der Kraft und Klarheit der Auseinandersetzungen und läugneten ihre Niederlage nicht. — Wo aber Zwingli mit dem Worte Gottes einen Sieg davontrug, da erwarb er sich stets auch persönliche Freunde. Der bescheidene Berthold Haller schrieb alle Ehre Zwingli zu und that keinen weitern Schritt ohne dessen Rath. Von nun an stand Zwingli in vertrauten Ver-

hältnissen mit mehreren Gliedern der Familien Mai und Wattenwil, vor allem mit dem einflußreichen Probst Nikolaus Wattenwil. Allein während seines Aufenthaltes in Bern zog er die Herberge bei seinem Verwandten, dem Schneider Leonhard Tremp, derjenigen der patricischen Häuser vor.

Es ist in Zwingli's Verkehr mit seinen Freunden, so wie uns derselbe in dessen Briefen vorliegt, nicht jener poesievolle Humor, jene gemüthliche Schäferei wie bei Luther. Allein Zwingli giebt sich seinen Freunden mit voller, treuherziger Offenheit. Die Schärfe seines Verstandes, die Weisheit seines Rathes, die Liebe und die Festigkeit seines Herzens machen ihn nicht nur zum Führer und Rathgeber einer stets größern Zahl von Anhängern und Verehrern, welche mit Haller bekennen: „wir Alle hängen von Dir ab!" — sondern sie alle bauen unbedingt auf seine Treue und auf die Größe seiner Gesinnung, und sie haben zugleich die Befriedigung, daß er den ganzen Werth seiner Freunde anerkennt, daß er sie nicht nur für das gemeinsame Werk, sondern zugleich für die Gemeinschaft der Gedanken, für den Austausch brüderlichen Wohlwollens nöthig hat. Bei aller Verehrung für den vorangehenden Reformator tritt doch bei den Zwingli zunächst Stehenden das Gefühl der Unterordnung nicht hervor: er ist in republikanischer Freiheit der Erste unter seines Gleichen; diese aber machen ihm gegenüber Wesen und Ansichten in voller Entschiedenheit geltend. Darum kommt auch in Zwingli's Gedankenaustausch bei aller herzlichen Freundschaft eine rücksichtsvolle Bedachtsamkeit, eine klare Vergegenwärtigung von Person und Stellung jedes der Freunde vor, worin eben ein eigenthümlicher Vorzug Zwingli's lag. Wenn die alten Freunde, Vadian, Myconius, Leo, seinen Fußtapfen folgen, so fügen sie sich nicht einer vorstürmenden Ueberwältigung; sondern die gemeinsame Berathung, die sich ihnen darbietende Ueberzeugung von der klaren Erkenntniß des göttlichen Wortes giebt ihnen sichere Freudigkeit zu ihrem Führer. Die Freunde von Glarus, wie die enger verbundenen Geistesverwandten in Einsiedeln, Geroldseck und Zingg, werden von ihm stets neu angezogen und er bemüht sich auch, sie immer enger mit ihm zu verbinden. Darum bleiben ihm auch die Freunde bei der stets wachsenden Gefahr seiner Stellung

unverbrüchlich treu. Nur jene leichtern Weltleute unter den Humanisten, wie Glarean, wurden ihm abwendig; bei allen Andern wuchs die Freundschaft in der Größe der Gefahr: und sichtbar namentlich wächst Oekolampad an seinem Freunde und Vorbilde heran. Selbst in den katholischen Orten fehlt es ihm an anhänglichen Verehrern nicht, wie der Landschreiber Stapfer in Schwyz, die Musikfreunde Kotter und Wanner in Freiburg, der gelehrte Schulmeister Dürr und der Rathsherr Hartwig in Solothurn. Seine vaterländische Anhänglichkeit an die innere Schweiz machte, daß Zwingli seinem Myconius rieth, so lange als immer möglich in Luzern auszuharren, damit nicht die dortigen Freunde der guten Sache an ihm ihre bisherige Stütze verlieren. Und der Einfluß, welchen Zwingli auf die süddeutschen Städte ausübte, hieng eben so sehr wie mit der Uebereinstimmung religiöser Ansichten, so auch mit den engen freundschaftlichen Beziehungen zusammen, welche ihn mit den Predigern des Evangeliums zu Straßburg, Augsburg, Ulm, Kempten, Memmingen, Lindau u. s. w. verbanden. Nur die Jedem gerecht werdende, Niemanden einschüchternde, sondern die Freiheit eines Jeden achtende Persönlichkeit Zwingli's wehrte, daß Süddeutschland nicht vor dem doppelten Gewichte von Luthers Geist und Zorn sich beugte.

In der Schweiz aber wurde die Reformation durch die Verbindung von Zürich und Bern so stark, daß die beiden Stände für die gemeinen Herrschaften den Grundsatz der Glaubensfreiheit aufzustellen wagten und verlangten, daß jeder Gemeinde die Wahl gelassen werde, ob sie den altkatholischen oder den neureformierten Glauben bekennen wolle. Thurgau, Rheinthal und Toggenburg wurden durch die Bemühungen Zürichs größtentheils gewonnen, und indem St. Gallen in den christlichen Bund der Städte trat und bald auch Basel folgte, war der Sieg der Reformation für den ganzen Norden und Osten der Schweiz entschieden. — Zu gleicher Zeit jedoch hatte sich in Oberdeutschland seit der Unterdrückung des Bauernaufruhrs und dem Anschluß des Schwäbischen Bundes an das Oesterreichische Interesse die katholische Parthei verstärkt. Die katholischen Orte näherten sich daher ebenfalls Oesterreich und schlossen mit König Ferdinand im April 1529 ein Schutzbündniß für den katholischen

Glauben, worin den katholischen Orten Hülfe für das zugesichert war, was ihnen verpflichtet und verwandt sei, und für die Eroberungen im Kreise der Eidgenossenschaft, wovon indessen Konstanz ausgenommen und also Oesterreich preisgegeben war.

12. Zwingli für den Krieg.

Indem so die Schweiz in zwei immer feindseliger getheilte Partheien geschieden war, die eine mit dem alten Erbfeinde der Eidgenossen verbündet, schien kein anderer Austrag der Sache mehr möglich, als ein gewaltthätiger und blutiger. Zwingli's staatsmännischer Blick und sein auf lange Beobachtung und Erfahrung gegründetes Mißtrauen gegen die römisch Gesinnten in Deutschland und gegen die Anhänger des fremden Kriegsdienstes in der Schweiz glaubte ein Gewebe von Intriguen zum Untergange seines Vaterlandes zu erkennen. Allerdings war es eine nothwendige Bedingung seiner Stellung und seiner Wirksamkeit, daß er auch den politischen Angelegenheiten seine volle Aufmerksamkeit zuwandte. Der schweizerische Reformator mußte das ganze bürgerliche Leben im Auge haben, Regierung und Volk, Stadt und Land, den eidgenössischen Bund und die gemeinen Herrschaften, das Ausland, die Umstände und Wechselfälle der umgebenden Staaten. Das hätte der in der Mönchszelle in tiefer Betrachtung und Forschung groß gewordene Luther nicht vermocht; dazu bedurfte es einen Mann wie Zwingli, welterfahren, gewandt, verstandesklar und schnell entschlossen. Wo eine den Anhängern des Evangeliums ungefähr gleich starke Parthei auf dessen Verderben bedacht war, wo in den evangelischen Gebieten selbst manche den Neuerungen abgeneigt waren und nur einer günstigen Gelegenheit warteten, um sich mit den Gegnern zu verbinden: da genügten zur Bekämpfung des offenen und geheimen Widerstandes die Waffen des göttlichen Wortes nicht; sondern es war nothwendig, daß sowohl Klugheit und Thätigkeit der Unterhandlung, als Waffenbereitschaft sich hinzugesselle. Der evangelische Bund mußte von innen und außen gestärkt und derjenige der Feinde gründlich geschwächt werden.

Leider vergaß Zwingli im Eifer für seine Sache die Schonung gegen seine Gegner und die Gerechtigkeit gegen seine Miteidgenossen. Alle Mittel der Botschaften und Verhandlungen von Wort und Schrift schienen ihm erschöpft: er drängte zum Kriege. Er war überzeugt, daß die allgemeinen Verhältnisse der umliegenden Staaten, zunächst von Kaiser und Reich, sowie die Stellung der Kantone zu einander keine andere Entscheidung mehr zuließen. Offenbar war gleich nach dem Bunde der Katholiken mit Oesterreich der Vortheil auf Seite der evangelischen Städte, indem diese eng verbunden, fest entschlossen und kriegsbereit waren, während in den katholischen Orten selbst manche dem fremden Bündnisse widerstrebten und Unheil und Strafe fürchteten, um so mehr, als dieses Bündniß mit dem alten Erbfeinde doch zunächst nur der Parthei der Oligarchen und Pensioner zu Gute kam.

Alle diese Verhältnisse standen Zwingli klar vor Augen, und demnach schrieb er an seine Freunde in Bern: „Seid standhaft und fürchtet den Krieg nicht! Denn der Friede, auf den einige stets fort dringen, ist Krieg, und der Krieg, auf dem wir bestehen, ist Friede. Denn wir dürsten nach keines Menschen Blut und wir sind nicht auf Unordnung gestellt; allein das ist unser Ziel, daß der Oligarchie die Nerven abgeschnitten werden. Wenn das nicht geschieht, wird weder die Wahrheit des Evangeliums noch dessen Dienst bei uns sicher sein.“ — Als nun die besondern Umstände hinzukamen, freilich nur als Repressalien gegen Zürichs gewaltthätiges Vorgehen gegen den Abt von St. Gallen und dessen Gebiet, — daß Schwyz den Pfarrer Kaiser auf neutralem Boden aufhob und eigenmächtig zum Tode brachte, daß Unterwalden den Aufstand der Berner Oberländer gegen ihre Regierung mit den Waffen unterstützte und seinen Landvogt bewaffnet in die freien Aemter einführte: brach Zürich auf Zwingli's Rath und Dringen mit aller Macht auf, und Bern folgte, obgleich widerstrebend. Als aber das Zürcherische Heer die Gränze von Zug überschreiten wollte, vermochte Landammann Aebli von Glarus, ein Freund Zwingli's und der Reformation, dasselbe zum Stillstand zu bringen, und die unpartheiischen Orte fanden auf beiden Seiten so viel eidgenössischen Sinn, daß die Vermittlung gelang und ein Friede zu Stande kam, welcher als Grundsatz feststellte, daß Niemand zum Glau-

ben gezwungen werde und daß in den gemeinen Herrschaften die Mehrheit der Kirchgemeinden darüber zu entscheiden habe; daß das Bündniß mit Oesterreich aufgehoben und Schmähungen nicht mehr geduldet werden sollen. Zwingli und seine Freunde hatten verlangt, daß die katholischen Orte sich verpflichten sollten, auch in ihrem Gebiete das Wort Gottes frei predigen zu lassen und die Pensionen für immer abzuschwören, und zürnten, als Bern und die vermittelnden Orte solches zu weitgehend fanden. Wenn indessen die Reformation nicht so schnell und entschieden durchzuführen war, als Zwingli wollte, so bewahrte er gleichwohl den gottvertrauenden und hoffenden Sinn, als dessen Ausdruck jenes im Felde gedichtete Lied gilt: „Herr, nun heb' den Wagen selb", — mit dem Schlusse:

Hilf, daß alle Bitterkeit
Scheide fern
Und alte Treu
Wiederkehr
Und werde neu,
Daß wir
Ewig lobsingen Dir!

Zwingli war mit der Hellebarde auf der Schulter in den Krieg gezogen und hatte sogar mit eigener Hand einen Kriegs- und Angriffsplan ausgearbeitet; er war einem während der letzten Reformationsjahre aufgestellten geheimen Rathe beigeordnet und hatte im Namen desselben viele Entwürfe und die wichtigsten Aktenstücke aufgesetzt; seine Verhandlungen und Berathschlagungen über die allgemeinen Angelegenheiten der Politik hatten einen immer größern Umfang gewonnen: das Alles aber führte ihn von der Kirche und seinem Wirken für dieselbe nicht ab, sondern eben darin zeigt sich Zwingli's Größe, daß er zugleich mit voller Kraft und Treue seinem Amte ergeben war und sein Werk in eigenthümlicher Weise ausbildete. Dazu gehörte namentlich die Anordnung der Synode. Bisher waren alle kirchlichen Veränderungen und Einrichtungen vom Rathe ausgegangen, aber stets auf Antrag der Geistlichkeit oder in Folge einer Disputation. So theilte der Rath gewisser Maßen die Kirchenleitung mit der Geistlichkeit, indem diese die Kirche nach innen und jener nach

außen vertrat. Zudem bildeten die Geistlichen auch ein Mittelglied zwischen dem Rathe und den Gemeinden, indem wichtige Gegenstände, welche nach dem Antrage der Geistlichen durch Rathsbeschluß zu erledigen waren, vorher auf Anregung derselben in den Gemeinden besprochen und erörtert wurden. Allein es sollte die Geistlichkeit auch in ihrer Gesammtheit veranlaßt werden, über die Verordnungen zum Heile der Kirche sowie über die Mängel derselben sich auszusprechen: daher jährlich im Frühling und Herbst eine Synode angesetzt wurde, welcher eine Abordnung des Rathes unter dem Vorsitze des Bürgermeisters beiwohnte. Zwingli's weitaussehende Weisheit und Liberalität that sich namentlich auch darin kund, daß besonders mit Rücksicht auf die Kirchenzucht und die Censur der Geistlichen jeder Kirchgemeinde gestattet war, sich durch ein oder zwei Abgeordnete in der Synode vertreten zu lassen. Mit der Einführung der Synode war der Bau der kirchlichen Organisation zur Vollendung gebracht, während die kirchlichen Verhältnisse des protestantischen Deutschlands sich noch in unbestimmter Schwebe befanden. — Merkwürdiger Weise arbeitete Zwingli's weitsichtiger Blick schon auf das Ziel hin, das erst in unsern Tagen erreichbar sein sollte, nämlich auf Anbahnung einer eidgenössischen Konferenz, indem er im Frühlinge 1531 den Bernern schreibt: „Ueber die gegenseitigen Mittheilungen der Synoden haben unsere Räthe gefunden, daß die Bischöfe der Städte jährlich in einer der Städte des christlichen Bürgerrechtes zusammenkommen und daselbst über das, was das Bedürfniß verlangt, Konferenzen halten sollen, damit wir die Uebereinstimmung und die Eintracht in unsern Kirchen erlangen."

13. Zwingli und Luther.

Wenn die Feindseligkeit, welche Zwingli im Vaterlande widerfuhr, ihn allmählig mit einer gewissen Schärfe und Schroffheit erfüllte, so war das Verhältniß mit Luther nicht weniger geeignet, für ihn aufregend und schmerzlich zu sein. Gerade derjenige Mann, mit welchem er sich vor Gott zum gleichen Werke auf demselben Wege verbunden fühlte, behandelte ihn nicht nur wie einen Feind, sondern als Schwärmer und Ketzer. Es ist allgemein anerkannt, daß die

Schuld dieses Gegensatzes nicht auf Seite Zwingli's war. Denn wie hätte Zwingli, der für fremdes Verdienst ein so offenes und freudiges Auge hatte, Luther's Größe und göttliche Sendung nicht anerkennen sollen? Allein er schenkte ihm nicht nur seine Verehrung, sondern er trat von Anfang an offen für ihn ein. Als sich nämlich im Sommer 1520 das Gerücht verbreitete, daß der Bann gegen Luther ausgesprochen werde, suchte Zwingli den Stellvertreter des päbstlichen Legaten in der Schweiz, Wilhelm a Falconibus, seinen Freund auf, damit dieser den Pabst von einem solchen Schritte abmahne. Ueber Luthers Meinungen spricht er sich indessen noch mit aller Vorsicht aus, wobei er bekennen muß, er habe von ihm beinahe noch nichts gelesen; was er aber bisher gesehen, da scheine er ihm in der evangelischen Lehre nicht zu irren. Er ließ sich die Sache so angelegen sein, daß er zugleich anonym im Drucke herausgab: „Ein Rath von Jemanden, der von Herzen wünscht, daß die Würde des Pabstes und die Ruhe der christlichen Religion berathen werde." Er gesteht zu, daß Luther, durch gehässiges und wüthendes Geschrei erbittert, allzuscharf geschrieben; darum müsse dessen Sache durch unpartheiische Männer untersucht und widerlegt werden. Denn Luther empfehle sich durch Lauterkeit des Wandels so allgemein und sei besonders den Herzen der Deutschen so tief eingegraben, daß, wenn der Bann gegen ihn geschleudert werde, die Deutschen den Pabst mit dem Banne verachten werden. Um desto wirksamer zu sein, erließ er eine zweite Schrift: „Schutzrede unsers Herrn Christi für Martin Luther an die Stadt Rom." Als Zwingli auf diese Weise für Luther auftrat, war es ihm klar, daß über ihn bald dasselbe Gericht ergehen werde; allein er freut sich, um Christi willen mit Größern als er sei Schmach zu leiden. Im Jahr 1522 wendete sich Zwingli, wieder unter Verschweigung seines Namens, an die zu Nürnberg versammelten deutschen Fürsten, um sie vor der List des Pabstes zu warnen, der unter dem Vorwande der Hülfe gegen die Türken Luthers Lehre unterdrücken wolle, wobei er nachweist, daß Luther nur durch die Schrift und nicht durch Scheiterhaufen zu widerlegen sei. „Wenn aber Luther, ein ohne Widerrede frommer und gelehrter Mann, unwürdig behandelt wird, wer wird sicher sein?" — Nachdem aber allmählig Zwingli's Predigt

der Lutherschen Ketzerei beschuldigt wurde, konnte er i. J. 1523 nach der ersten Disputation antworten: „Hab ich doch das Evangelium zu predigen angefangen, ehe ich den Luther habe nennen hören, und habe zu diesem Behuf vor zehn Jahren Griechisch zu lernen angefangen, damit ich die Lehre Christi aus ihrem eigenen Ursprung erlernen möchte. Wie wohl ich das ergriffen, lasse ich andere urtheilen; jedoch Luther hat mich nicht angewiesen, dessen Namen mir noch zwei Jahre unbekannt gewesen, nachdem ich mich allein an die biblischen Schriften gehalten habe." — Auf die weitere Beschuldigung: „Du mußt wohl lutherisch sein; Du predigst doch, wie der Luther schreibt" — erwiederte er: „Luther ist ein trefflicher Streiter Gottes, der mit so großem Ernst die Schrift durchforscht, als keiner in tausend Jahren auf Erden je gewesen ist (ich dachte dabei nicht, daß mich die Päbstler mit ihm einen Ketzer schelten werden), und an dem männlichen, unbewegten Muth, womit er den Pabst angegriffen, ist ihm keiner gleich gekommen. Weß ist aber solche That? Gottes oder Luthers? Frag den Luther selbst. Ich weiß wohl, er spricht: Gottes." — — — „Was ich aber von seinen Schriften gelesen habe, das ist wohl bedacht und gegründet im Worte Gottes, daß es nicht möglich ist, daß eine Creatur es umkehre. Ich weiß auch, daß er viel nachgiebt in etlichen Dingen den Blöden, indem er gern anders handeln möchte, worin ich aber nicht seiner Meinung bin: nicht daß er zu viel, sondern zu wenig geredet hat." — — — „Prediget Luther Christum, so thut er eben, wie ich thue; wiewohl, Gottlob, durch ihn eine unzählbare Welt mehr als durch mich und Andere zu Gott geführt werden. Dennoch will ich keinen Namen tragen als denjenigen meines Hauptmanns Christi, dessen Reisiger ich bin. Jetzt hoffe ich, daß Jedermann verstehe, warum ich nicht will lutherisch gescholten sein, obgleich ich den Luther so hoch halte als ein Lebender. Damit habe ich allen Menschen eröffnen wollen, wie einhellig der Geist Gottes sei, daß wir so weit auseinander, doch so einhellig die Lehre Christi lehren ohne alle Verabredung, wiewohl ich ihm nicht gleichzuachten bin: denn Jeder thut, so viel ihn Gott weist."

Bei solcher Hochstellung Luthers war nicht zu besorgen, daß Zwingli auch bei abweichenden Ansichten nicht alle mögliche Rücksicht

und Verehrung für seinen großen Mitstreiter würde eintreten lassen. Der Anfang des Zwistes war der Irrthum von Seite Luthers, daß Zwingli Carlstadts Meinung theile, welcher die Gegenwart des Leibes und Blutes des Herrn aus dem Abendmahlssakrament ganz entfernt wissen wollte; während Zwingli den Worten der Einsetzung des Abendmahls: „Das ist mein Leib", die Auslegung gab: „Das bedeutet m. L.", und daher schloß, der genossene Leib Christi müsse unvergänglich geistiger Natur sein, damit der Christ im Abendmahle die segensreiche Wirkung des Todes Christi durch den Glauben sich aneignen könne. Zwingli entwickelte seine Ansicht über das Abendmahl zuerst i. J. 1525 in seiner Schrift über „die wahre und falsche Religion", während zugleich Oekolampad Zwingli's Schriftauslegung auf dogmatischem Wege unterstützte. Die beiden Schweizer wurden von Luthers Anhängern nur ungenügend widerlegt und bestärkten sich daher in der Richtigkeit ihrer Ansicht. Bei dieser Sachlage sah sich Luther genöthigt, selbst auf den Kampfplatz zu treten; allein er ließ sich auch sogleich heftig gegen die sogenannten „Sakramentirer" aus und warf ihnen besonders Bibelfälschung vor. Gleichwohl ließ sich Zwingli auch jetzt noch aufs Glimpflichste vernehmen und legte seine Ansicht dar, ohne Luther zu nennen. Diesem machte es anfangs allerdings Mühe, daß zwei so bedeutende Männer in einer Lehre von ihm abwichen, welche ihm der Mittelpunkt des christlichen Glaubens war, nämlich von der Gegenwart Christi und der unmittelbaren Gemeinschaft mit ihm zur Vergebung der Sünden. Daß nun aber Zwingli fortfuhr, so entschieden und unerschrocken seine Erklärung ihm gegenüberzustellen, ließ Luther jedes Maßes vergessen, und dieser schleuderte demnach seine Kriegserklärung wider die „Schwarmgeister" ins Volk, jede Vermittlung zurückweisend mit der Erklärung: „Ein Theil muß des Teufels und Gottes Feind sein: da ist kein Mittel."

Der leutselige und humane Zwingli war durch diesen Ton nicht aus seiner mäßigen und versöhnlichen Stimmung herauszubringen und erörterte nun seine Ansicht in einer Reihe von Schriften, welche sich durch „exegetische Klarheit, dialektische Schärfe, würdige Polemik und aufrichtige Ueberzeugungstreue" auszeichnen. Besonders bezeichnend ist der Brief Zwingli's an Luther vom Frühling 1527, als er seine

„Freundliche Auslegung" an denselben gelangen ließ. Zwingli schreibt verehrend, bewundernd, den Irrthum beklagend, die ungerechte Beschuldigung zurückweisend, aber auch zuversichtlich, siegesgewiß, als ein Gleichberechtigter, der sich keinem neuen päbstlichen Machtspruche beugen will. Auf dieses offene und entschlossene Wort wird Luther nicht müde, seinen Freunden in der Reihe um seinen Zorn und seine Entrüstung auszuschütten, zunächst über den Unglauben Zwingli's, dann aber darüber, daß der Schweizer es wagt, selbständig seines Weges zu gehen, während Luther meint: „diese unsere Freunde, welche ohne uns und vor uns nichts waren, nicht zu muchsen wagten, wenden nun, durch unsern Sieg aufgeblasen, den Schlag gegen uns. Das ist der Dank!" Der Bruch war unheilbar. Es standen sich in Luther und Zwingli und in ihren Gesinnungsgenossen zwei principielle Gegensätze gegenüber. Daher mühten sich die über den Gegensätzen stehenden Vermittler, wie Bucer auf reformierter und Melanchthon auf lutherscher Seite, umsonst ab, eine Versöhnung beider Ansichten zu Stande zu bringen.

Was aber auf dem Wege theologischer Erörterung unerreichbar war, das schien durch bürgerliche Vereinbarung möglich zu werden. Landgraf Philipp von Hessen war an Geist, Muth und Gelehrsamkeit der erste unter den protestantischen Fürsten jener Zeit. Er erkannte in einer Verbindung sämmtlicher Protestanten das einzige Rettungsmittel gegen die neuerdings enger geschlossene Gemeinschaft der Katholiken mit der kaiserlichen Macht. Er ließ daher nicht nach, bis er auf dem Reichstage zu Speier i. J. 1529 ein Verständniß zwischen Sachsen und Hessen und den Städten Nürnberg, Ulm und Straßburg zu Stande gebracht hatte; und er war es, der gegen die Beschlüsse des Reichstages bei der Protestation seiner Glaubensgenossen, woher der Name Protestanten rührt, das Wort führte. Aber durch Luthers Verdammungsurtheil gegen das reformierte Bekenntniß, dem Straßburg angehörte, wurde die Verbindung mit den oberländischen Städten zerrissen. Im tiefen Schmerz, den Philipp darüber empfand, schrieb er an den Churfürsten von Sachsen: „Es ist von nöthen, daß wir uns nicht so liederlich von einander trennen lassen, obschon unsere Gelehrten, um leichter oder sonst disputierlicher Dinge willen, daran

doch unser Glaub und Seligkeit nicht gelegen, zweihellig sind." — Er hoffte daher durch ein freundliches undisputierliches Gespräch unter den Führern beider Partheien eine Ausgleichung herbeizuführen, wobei er auf Melanchthons versöhnlichen und Zwingli's weitherzigen Sinn rechnete. Namentlich hatte er zu Letzterm Vertrauen, dem Freunde seines Schwagers, des vertriebenen Herzogs Ulrich von Würtemberg, und dem Bindeglied zwischen den evangelischen Städten des südlichen Deutschlands und der Schweiz. Schon von Speier aus hatte er daher Zwingli für eine Unterredung zu gewinnen gesucht. Dieser dankte dem Landgrafen für seine Bemühungen um den Frieden und versprach zum Gespräch nach Marburg zu kommen. Luther und Melanchthon aber hätten die Zusammenkunft gerne hintertrieben und stellten sich nur, damit Philipp sich nicht völlig Zwingli zuwende; aber desto entschlossener waren sie, nicht nachzugeben. Philipp hatte diese Kirchenversammlung der Evangelischen durch eine große Zahl von Gelehrten und edeln Herren bedeutsam zu machen und durch den Mund des gelehrten Cordus die „Fürsten des Wortes" zu gewinnen gesucht, „den scharfsinnigen Luther, den sanften Oekolampad, den großherzigen Zwingli, den braven Melanchthon" u. s. w. Es ist bekannt, daß Zwingli sich in allen übrigen Punkten mit den Sachsen einverstanden erklärte, daß er aber in Betreff seiner Ansicht vom Abendmahl den Sieg davongetragen zu haben glaubte, und daß er mit seinen Gesinnungsgenossen zum Schlusse die 15 von Luther abgefaßten Artikel unterschrieb, mit Ausnahme des letzten vom Abendmahl, wobei er indessen zugab, er wolle mit Luther bekennen, daß Christi Leib im Abendmahl wahrhaft (aber geistlich) gegenwärtig sei.

Der edle Fürst bemühte sich endlich, daß die Sachsen und die Schweizer, wenn sie auch in dem Einen Punkte uneins blieben, sich dennoch „als Brüder und Glieder Christi unter einander halten" möchten. Melanchthon mußte bekennen, daß Zwingli und Oekolampad sich gar nicht schwierig und hartnäckig gezeigt. Und Luther selbst berichtet: „Mit größtem Eifer bemühten sie sich, mit uns einig zu scheinen, so daß sie meine Erklärung nicht ertragen konnten: Ihr habt einen andern Geist als wir. Sie entbrannten, so oft sie dieses hörten. Endlich gestanden wir das zu, daß bestimmt werde, daß sie zwar nicht

Brüder seien, jedoch daß ihnen unsere Liebe (welche man auch dem Feinde schuldig ist) nicht entzogen werde, und daß unterdessen in den gegenseitigen Schriften der Friede erhalten werde." Ferner bezeugt Luther: „Sie betrugen sich gegen uns mit unglaublicher Freundlichkeit und Demuth." Und einzig von Luther ist uns der merkwürdige Zug aufbewahrt: Zwingli, als er um den Brudernamen bat, habe das öffentlich vor dem Landgrafen und der ganzen Versammlung mit Thränen in den Augen gethan und gesprochen: „Es sind keine Leute auf Erden, mit denen ich lieber einig sein wollte, denn mit den Wittenbergern." Wenn uns diese schroffe Härte in Luther gegen Zwingli betrübt, so dürfen wir die Größe nicht vergessen, welche in der Treue liegt, die Luther dem Worte Gottes schuldig zu sein glaubte, die gleiche Treue, welche ihn fest machte, daß es dem Christen nicht gezieme für den Glauben gegen die Obrigkeit zum Schwerte zu greifen, und daß Verfolgung ohne Widerstand geduldet werden müsse. Hinwieder ist die Gewissenhaftigkeit Zwingli's nicht geringer anzuschlagen, daß keine Gründe äußerer Politik ihn bestimmen konnten, von dem zu weichen, was er als den ursprünglichen Sinn der Einsetzung des Abendmahls erkannte.

Dagegen hatte Zwingli die Befriedigung, den Landgrafen und seine Umgebung für sich gewonnen und zugleich eine Annäherung Luthers an die Katholiken verhindert zu haben. Philipps Muth und Geist und sein Eifer für die evangelische Sache nahm Zwingli so für denselben ein, daß er für die gemeinsame Angelegenheit die größten Hoffnungen auf diesen Fürsten baute. Daher traf er nebst dem Abgeordneten Straßburgs, dem ausgezeichneten Stadtmeister Jakob Sturm, mit Philipp geheime Verabredungen, in Folge welcher eine Verbindung der Protestanten des südwestlichen Deutschlands und der Schweiz mit Venedig angebahnt werden sollte, um dem Kaiser, welcher gegen die Protestanten einen Schlag vorbereitete, die Spitze zu bieten. Dadurch setzte freilich Zwingli, welcher den Ständen der innern Schweiz das Schutz- und Trutzbündniß mit dem Hause Oesterreich zum Verbrechen angerechnet, sich selbst dem Vorwurfe aus, den früher gepredigten Grundsatz zu verletzen, daß die Schweizer sich aller Verbindungen mit auswärtigen Fürsten enthalten sollen.

14. Zwingli's weitaussehende Bemühungen.

In seinem rastlosen Bemühen zur Förderung der evangelischen Sache scheute freilich Zwingli vor gewagten und abenteuerlichen Gedanken und Plänen nicht zurück; dazu gehört die wiederholt besprochene Absicht, Philipp auf den deutschen Kaiserthron zu erheben und somit zum glorreichen Vorkämpfer für das Evangelium voranzustellen; ferner die geheime Abordnung seines Vertrauten Collin nach Venedig, um mit jener Republik einen Bund gegen Kaiser Karl V. zu schließen; und als dieß eitel war, der wiederholte Versuch, sogar den König von Frankreich, vor dem er die Schweiz so dringend gewarnt hatte, mit den Städten des christlichen Bürgerrechtes in Verbindung zu bringen. Auf solche weitaussehende Versuche kam Zwingli freilich erst dann, als die Hoffnung immer mehr schwand, dem Evangelium siegreichen Eingang über die ganze Schweiz zu verschaffen, und als er Beweise in Händen zu haben glaubte, daß seine Gegner immer rücksichtloser dem ausländischen Einflusse sich hingaben. Nachdem so die allgemeine Lage ihm solche unsichere und gewagte Gedanken aufdrängte, kam dadurch in seine Seele und seine Handlungsweise eine gewisse heftige Spannung, ja Ueberspannung, welche ihn von der frühern Ruhe und Mäßigung entfernte und zu Maßregeln führte, welche nach innen und außen die Feindschaft steigern mußten. Dahin gehört zunächst, daß in Zürich, um den Widerstand zu brechen, welcher vorzüglich von den Mitgliedern der adeligen Zunft der Reformation entgegengestellt wurde, diese für die Wahl der Mitglieder in den Rath auf die gleiche Zahl mit den übrigen Zünften herabgesetzt wurde; und daß eine strengere Aufsicht gegen Müller und Bäcker angeordnet wurde: durch jene Maßregel wurden viele Vornehme, durch diese ein gewichtiger Theil der Bürgerschaft erbittert.

Zwingli gieng noch weiter in einem kühnen, die bestehenden Verhältnisse verletzenden Schritt, um sein geliebtes Heimatland Toggenburg der Mönchsherrschaft des Abtes von St. Gallen zu entziehen. Auf seinen Betrieb verweigerte Zürich dem neugewählten Abte die Anerkennung, wofern er nicht seine Befugniß zum Regiment mit dem

Gotteswort beweisen könne. Da der Abt dieser Forderung weder entsprechen wollte noch konnte, wurde von Seite Zürichs auch nicht beliebt, demselben vor eidgenössischem Rechte Rede zu stehen, ungeachtet der Mahnung der übrigen evangelischen Städte. Zürich führte mit Zustimmung der Gemeinden des Toggenburg eine neue Verfassung ein, allein nicht nach dem Wunsche der Gotteshausleute mit einem selbstgewählten Landammann und Landrath an der Spitze, sondern die Landesherrschaft sollte, neben einem Landrathe von 22 Mitgliedern, von einem Landshauptmanne ausgeübt werden, welchen die Schirmorte abwechselnd zu ernennen hätten. Damit aber hiebei der zürcherische Einfluß ungeschmälert bleibe und daher ein Landshauptmann aus den katholischen Schirmorten unmöglich werde, wurde bestimmt, daß dieser „dem Gotteswort und christlicher Lehre geneigt" sein müsse. So regierte Zürich die toggenburgische Landschaft mehrere Jahre durch seinen thatkräftigen Landshauptmann Jakob Frei. Unter diesen Umständen erlebte Zwingli die Freude, im Anfange des Jahres 1531 in seinem für kurze Zeit völlig freien Vaterlande erscheinen und es nach seiner Weise kirchlich einrichten zu können.

Mitten unter diesen Anstrengungen, dem Evangelium innert den Gränzen des Vaterlandes den Sieg zu verschaffen, wendete er zugleich sein Auge überall hin, um auch im Auslande Wege zu suchen, wodurch die große Sache der Reformation gefördert werden könnte. Der Geist, welcher zu Marburg die brüderliche Hand zurückgestoßen, behielt die Oberhand und schloß auch die oberdeutschen, Zwingli geneigten Städte, an deren Spitze Straßburg und Ulm, vom Schmalkaldischen Bunde der deutschen Protestanten aus; und auch der Reichstag von Augsburg war nahe daran, eine Verbindung der Lutherischen mit den Katholiken zur Unterdrückung der Reformierten herbeizuführen. Gleichwohl wagte es Zwingli, neben der bekannten Augsburgischen Konfession, Kaiser und Reich auch das reformierte Glaubensbekenntniß vorzulegen. Die unpartheiische Geschichte* wagt nicht zu sagen, daß „die Augsburgische Konfession den reinen Inhalt der Schrift dogmatisch feststelle", sondern sie nennt solche nur „eine Auffassung der

*) Ranke.

Schrift in dem ursprünglichen Geist der lateinischen Kirche." Daher zeigt sich in Melanchthon's Bekenntniß eine eben so große Sorgfalt, die Uebereinstimmung mit den ächten Grundsätzen der katholischen Kirche nachzuweisen, als die Gefährlichkeit der Grundsätze der reformierten Lehre hervorzuheben. Zwingli sprach sich bestimmter und kühner aus, gab aber durch einzelne starke Ausdrücke seiner Rechenschaft nach beiden Seiten Anstoß. In dieser Entschiedenheit, welche keine Rücksichten kannte, wenn es die Glaubenswahrheit galt, konnte er nicht nachgeben, als die Entscheidung noch einmal in seine Hand gelegt war. Der Straßburger Reformator Bucer hatte nämlich eine der Ansicht Luthers sich nähernde Formel über das Abendmahl gesucht, um eine Vermittlung herbeizuführen, welche um so dringender war, da der Abschied des Reichstages zu Augsburg die Haltung der Protestanten als Ungehorsam bezeichnete und der Kaiser sich anschickte, die Beschlüsse der Mehrheit mit Waffengewalt durchzusetzen. Allein ungeachtet Zwingli am eifrigsten an einer Verbindung mit den deutschen Protestanten gearbeitet hatte, so wollte er dieselbe nicht mit dem Opfer seiner Ueberzeugung erkaufen. Er schreibt daher an Bucer: „Wir stehen fest; und glaube nicht, daß ich jemals anders denken werde, auch wenn die ganze Welt verschieden dächte, als ich jetzt und vormals gedacht." Dadurch ward ein engerer Anschluß der evangelischen Schweiz an die deutschen Protestanten vereitelt: dagegen hatte Zürich mit Basel, nachdem auch diese Stadt dem Bürgerrecht beigetreten war, Straßburg und den Landgrafen von Hessen in das Bündniß aufgenommen. Bern jedoch wich vom eidgenössischen Grundsatze nicht, sich in keine auswärtigen Verbindungen einzulassen.

Alle diese äußern und weitaussehenden Bemühungen hinderten Zwingli nicht, seine Hauptsorge und seine unabläßige Thätigkeit der Kirche zu widmen. Seit den Wiedertäufer-Unruhen sah er sich veranlaßt, strengere Maßregeln eintreten zu lassen. Er hatte „alle geistliche Gewalt" von Anfang an grundsätzlich verworfen, nach der Schrift: Jedermann sei der obrigkeitlichen Gewalt unterthan; denn es ist keine Gewalt, ohne von Gott. Die Befugnisse der weltlichen Obrigkeit sind ihm daher auch für die Kirche maßgebend, und nur in so weit beschränkt, als die Obrigkeit nichts anordnen darf, was mit dem Willen

Gottes nicht übereinstimmt. Daraus folgt aber von selbst, daß die Obrigkeit mit Gott regiere und also eine „christliche" sein muß. Als solche hat sie für die geistlichen Bedürfnisse ihres Volkes zu sorgen und vor allen Dingen für die wahre Erkenntniß Gottes durch die Predigt des Evangeliums. „Daraus folgt, daß kein Regiment ruhiger und gottesfürchtiger sein mag, denn darin das Wort Gottes am lautersten gepredigt wird: denn gewiß ist das frömmste Regiment das festeste." Er spricht es daher wiederholt aus: „Wir wagen die Behauptung, Niemand könne ein obrigkeitliches Amt verwalten, der nicht ein Christ sei." Wirklich war auch der Rath von Zürich über die Rechte so wie über die Pflichten der Obrigkeit in Sachen der Kirche mit dem Reformator so einig, daß dieser bei jenen stets die kräftigste Unterstützung fand. Daher dankt Zwingli Gott, daß die „ehrsamen Frommen von Zürich unsägliche Arbeit und Sorge um des Evangeliums willen getragen haben." Der beste Beweis von dem Ernste der Zürcherischen Obrigkeit, das Wort Gottes als die einzige Richtschnur von Glauben und Leben zu bekennen, und daß wirklich die angesehensten Männer zu Stadt und Land in diesem Bekenntnisse wurzelten, ist das Sittenmandat vom Frühling 1530. Die beiden Räthe beriefen nämlich die Untervögte der Bezirke und Abgeordnete der Landschaft und erließen vereint mit diesen eine Sittenordnung, welche offenbar viel strenger war als diejenige, welche einst Waldmanns Sturz veranlaßt hatte. Nach dieser Sittenordnung war Jedermann bei Strafe zum Kirchenbesuch verpflichtet; wer dagegen handelt, wird von der Gemeinde und deren Nutzungen ausgeschlossen. Bei schwerer Strafe dürfen auch in Schlössern keine Altäre und Bilder mehr gehalten werden. Von den Kirchengütern ist Rechnung abzulegen und nur die Zinse dürfen für die Bedürfnisse der Kirche und der Armen verwendet werden. Bewilligung von Wirthschaften steht bei der Obrigkeit: dieselben werden mit neun Uhr Abends geschlossen. Alles Spielen ist verboten. Wiedertäufer werden an Gut und Leben gestraft.

In diesen Bestimmungen spiegelt sich das Wesen des reformierten Protestantismus, welcher auf ein christliches Leben dringt, während das Lutherthum mehr auf die Erhaltung der reinen Lehre abzielt.

Demnach wurde in der reformierten Predigt auch mehr Gewicht auf die evangelische Moral als auf das kirchliche Dogma gelegt. Die Predigt soll „das Volk zu Zucht, Frieden und Gehorsam ermahnen, damit es nicht aus Furcht, sondern der Liebe Gottes wegen sich von den Lastern lossage." Darum wurde auch voraus von den Geistlichen Reinheit im Leben verlangt und folglich die Censur eingeführt, welche zunächst von den Amtsbrüdern ausgeübt wird; allein auch die Gemeinde wurde öffentlich ermahnt: „So Jemand etwas von den Dienern wüßte, entweder in Lehre oder Leben, das unrecht wäre, der solle es anzeigen!" Weil der reformierte Protestantismus nicht nur Lehrmeinungen, sondern das christliche Leben in seiner ganzen Fülle aus der Bibel herleiten wollte, hat sich derselbe von den Bibelabschnitten losgemacht und die Predigt über die ganze Bibel ausgedehnt. Um aber dieser großen Aufgabe zu genügen, wurde anfangs von Zwingli ein täglicher Gottesdienst eingerichtet. Auch das Abendmahl wurde vorzüglich als gottesdienstliche Handlung aufgefaßt: dasselbe soll ein neues an Früchten des heiligen Geistes fruchtbares, gottgefälliges Leben, „eine innerliche und äußerliche Vereinbarung des Christenmenschen mit dem Herrn" bewirken. Die Erinnerung an Christi Versöhnungstod und die Aneignung desselben durch den Glauben nebst der Erneuerung brüderlicher Gemeinschaft in ihm ist der Hauptzweck dabei. Auf das Danksagen, das Mithandeln legt Zwingli einen besondern Werth, daher auch die Gemeinde eingreift und in Wechselreden auf den Knieen Lob und Dank darbringt. Der ganze Gottesdienst im Geiste Zwingli's hat zur Aufgabe, in den Kampf gegen die Sünde zu führen, und ein neues Leben in Christo, ein entschiedenes Thun von Seite des Menschen im Verhältnisse zu Gott zuwege zu bringen.

15. Die Entscheidung.

Aus diesem Standpunkte sind auch die Beweggründe zu betrachten, welche Zwingli in Kampf und Tod geführt. Das Wort Gottes war ihm oberstes Gesetz für alle Verhältnisse des Lebens: dasselbe sollte nicht nur die Kirche, sondern auch das bürgerliche Leben und den Staat reformieren. Darum aber soll die Predigt des Wortes

Gottes überall freigegeben werden; wer daher dieses verhindert, der versündigt sich am Worte Gottes und beraubt den Menschen einer göttlichen Wohlthat. Wer diesen Feind des Wortes Gottes nicht straft, der macht sich der gleichen Sünde theilhaft. Nun aber sind es diejenigen, die am Regimente sitzen, die aus Eigennutz und Unzucht den Ihrigen das Wort Gottes vorenthalten; darum ist von Nöthen, daß man „es tapfer angreife zur Einleitung des Wortes Gottes und zur Besiegung der Tyrannei und des gottlosen Lebens." So wurde Zwingli immer mehr vom stürmischen Thatendrange fortgezogen, so daß er sich von dem Wege der Apostel entfernte, welche die Dinge dieser Welt der Entscheidung des Herrn anheimstellten. Er aber glaubte seine Vorbilder nicht in der apostolischen Zeit suchen zu sollen, welcher das Glück, für das Vaterland sich hinzugeben, nicht vergönnt war, sondern in den Helden des alten Bundes und in den Streitern der christlichen Kirche, welche den Sieg derselben mit ihrem Blute besiegelt. „Wir sollen im Handel der christlichen Religion und Glaubens, der nichts anders ist, weder ein rechter Tod des Fleisches und ein Leben des Geistes, uns längst verschätzt haben und darauf gerichtet sein, daß wir allein dem himmlischen Hauptmann gefallen, in dessen Zug und Haufen wir uns haben einschreiben lassen." Dieser christliche Heldenmuth des Reformators, welcher nie auf das Seinige sah, sondern stets Leib und Leben einzusetzen bereit war, hatte bereits den größten und schönsten Theil der Schweiz gewonnen; das Volk öffnete die Herzen überall bereitwillig dem Lichte des Evangeliums, wo ihm dasselbe geboten wurde. Es war bei ihm aufrichtiges Erbarmen mit dem verblendeten Volke der Waldstädte, welches aus den Fesseln, die ihm seine Gewalthaber auferlegt hatten, befreit werden sollte.

Daher Zwingli noch einmal die Kraft des Wortes benutzend im Namen der Prädikanten der Bürgerstädte an die fünf Orte schrieb und sie u. a. ermahnte, daß sie nur menschlichen Rathschlag beseitigen und sich an Gott ergeben sollen: dann werden, wie zwei Tropfen Quecksilber, wenn das Trennende entfernt ist, zusammenlaufen, auch in der Schweiz beide Theile eins werden, eine Freistatt und Zuflucht aller, welche des Wortes Gottes begierig sind. In dieser Ueberzeugung wurde Zwingli durch die völlige und entschlossene Beistimmung

des Rathes von Zürich bestärkt, welcher fest darauf bestand, daß die Predigt des Evangeliums überall frei sein solle, und endlich im ungeduldigen Eifer sich verpflichtet glaubte, dem Worte Gottes „mit der Hand" den Weg zu öffnen. Auch die Berner waren mit dem Grundsatze der freien Predigt einverstanden. Vadian war einer der eifrigsten Förderer des bewaffneten Städtebundes. Selbst der milde Oekolampad ist überzeugt, daß das Bemühen um Frieden vergeblich sei, wenn die Gegner nicht gedemüthigt würden. Zwingli's mit den Verhältnissen der Schweiz genau vertrauter Jugendfreund Capito sieht keinen andern Ausweg, als die fünf Orte zu einer bestimmten Verständigung oder zum offenen Krieg zu zwingen. Wenn Straßburg dagegen mit den unpartheiischen Orten zum Frieden rieth, so glaubte Zürich darin nur Unentschlossenheit und Lauheit für die evangelische Sache zu erkennen, und zugleich den Einfluß des Auslandes, da namentlich die französischen Gesandten für die Vermittlung überaus thätig waren, denen hauptsächlich daran gelegen schien, daß die beiden Religionspartheien der Schweiz sich gegenseitig in Schranken halten, die vom Sieg der evangelischen Parthei Kräftigung der Protestanten des eigenen Landes fürchteten, vom Siege der Katholiken aber den Vortheil des Kaisers.

Es macht allerdings einen betrübenden und verletzenden Eindruck, Zwingli so scharf und unbeugsam auf die blutige Entscheidung dringen zu sehen, und daß er jeder eidgenössischen Rücksicht auf die Gründer der Eidgenossenschaft vergessen zu haben scheint. Allein so wenig er einst auf die Stimmen von Freund und Feind hören durfte, welche ihn beim Beginn seines Werkes abmahnten, als er noch allein stand: so fest mußte er nun sein Ziel im Auge behalten, nachdem alle Städte von Bildung und Ansehen zwischen dem Rhein und den Alpen nebst ihren Gebieten sich dem Evangelium zugewandt, nachdem dasselbe auch die begabtesten Völkerschaften im Gebirge, diejenigen von Appenzell, Glarus und Graubünden, immer mächtiger zu erleuchten begonnen, nachdem die verschiedenartigen Angehörigen der gemeinen Herrschaften, ungeachtet aller Hindernisse und Gegenbemühungen, sich dem alleinigen Gesetze des Wortes Gottes fügten und erst jetzt zum freudigen Bewußtsein kamen, Glieder eines für die herrlichsten Güter

und Rechte verbundenen Volkes zu sein. Unter solchen Umständen wurde Zwingli von der Hoffnung beseelt und geleitet, daß auch das dunkle und rohe, verblendete und verführte Volk der innern Schweiz, wenn nur seinen Augen das Licht aufgehe, demselben sich nicht lange werde verschließen können. Zu diesem Behufe mußte dessen Lenkern die Hülfe entzogen werden, welche ihnen Muth gab und stets zu neuem Trotze führte, nämlich die Macht Oesterreichs und des Kaiserthums. Und es gab ein sicheres Mittel, Oesterreich ein Gewicht entgegenzustellen, welches ihm die Wage halten konnte, nämlich die Verbindung der evangelischen Schweiz mit den Städten am Rhein und in Schwaben, an deren Spitze dort Straßburg, hier Ulm stand, gestärkt durch den geistreichen und kühnen Landgrafen von Hessen und dessen Schwager Ulrich von Würtemberg, dessen Volk theilweise den vertriebenen Herzog vermißte. Die Großartigkeit der Gedanken und Pläne des Reformators und die Lauterkeit seiner Absicht erfüllt ihn mit getrostem Glauben und Siegeszuversicht, daher er z. B. in einem Aufrufe an den Rath zu Memmingen zu Muth und Standhaftigkeit zum Schlusse seine Gedanken also zusammenfaßt: „Sehet vor allen Dingen, daß ihr einmüthig und einträchtig seiet, denn wo Einigkeit ist, da ist kein Städtlein so klein nie gewesen, es ist bei Ehren geblieben; herwieder wo Zwietracht, ist keine Macht nie so groß gewesen, sie ist zergangen. Seit weise, liebe Herren, und umsehet euch auch gegen andere Christen, das gefällt Gott auch, damit die so einen Geist haben, auch ein Werk und Streit Gottes mit einander thuen, alles im Herrn, in Einigkeit und Treue. Denn ich euch bei Gott, den ich predige, verheiße, so ihr einmüthig seit und die falschen Mieth und Untreu nicht werben lassen werdet, daß euch Gott gewiß aufrecht erhalten wird."

Das Große und Außerordentliche im Zwingli besteht darin, daß ungeachtet dieses lebendigen Antheils an den Angelegenheiten der Politik er zugleich mit ungetheilter Kraft für die Kirche Christi dachte und wirkte. Die Beschuldigung, daß Zwingli als Diplomat und General aufgetreten und darüber die Aufgabe des Reformators und Dieners Gottes hintangesetzt habe, ist daher zu hart und einseitig, wenn man bedenkt, daß gerade in das letzte arbeits- und unruhvolle Jahr seines Lebens eine Reihe seiner vorzüglichsten und gehaltvollsten reformato-

rischen und theologischen Schriften fällt, wie die Rechenschaft seines Glaubens an den Kaiser während des Reichstages zu Augsburg und sein Brief an die daselbst versammelten deutschen Fürsten über die Schmähungen Ecks, vorzüglich aber seine Auseinandersetzung des wahren Glaubens an König Franz I. von Frankreich, auf Verlangen des ihm befreundeten französischen Gesandten, welche Schrift Bullinger Zwingli's Schwanengesang nennt, worin er sich selbst übertroffen; und endlich die Kommentare über die Propheten Jesaias und Jeremias. Es ist sehr bezeichnend, daß Zwingli in der letzten Zeit sich vorzüglich diesen Propheten zugewendet und seine ganze Seele in dieselben versenkt hat. Wie die Propheten Israels ihr Volk durch das Wort Gottes aus der babylonischen Gefangenschaft befreien wollten, indem sie sich an die Spitze stellten und ihr Haupt zuerst jeder Gefahr darboten: so fühlte sich auch Zwingli nach ihrem Beispiele verpflichtet, seines Volkes sich anzunehmen und an der Spitze desselben zur Befreiung vom Pabstthum so wie von jeder unrechtmäßigen und finstern Gewalt Alles daran zu wagen. Daher sagt er in der Einleitung zu Jeremias: „Der Prophet ist in der Kirche das Muster und Vorbild, nach dem sich nicht nur das Volk, sondern auch die Väter zu bilden haben." Würden die Propheten mit rechtem Muthe vorangehen, so gäbe es mehr christliche Helden statt bloßer Redner, und es würden mehrere aufstehen, welche mit Freimuth für Gott und das öffentliche Recht Alles thun und tragen könnten. Mit kummervollem Blicke auf seine Zeit hält er den Bürgern der evangelischen Städte das Beispiel des Propheten vor: „Welche Treulosigkeit seines Volkes und seiner Häupter konnte ihn verletzen, daß er ihnen seine Treue entzogen hätte? Durch welche Personen oder Drohungen konnte er eingeschüchtert werden, so daß er je nachgelassen hätte? Diesen Propheten widmen wir euch, der eben so treu sein Amt verwaltete, als er ohne Erfolg weissagte. Denn seine Vorschrift wurde hintangesetzt, aber zur höchsten Gefährde." Noch beziehungsvoller sagt er an einem andern Orte: „Wir dürfen es nicht bereuen, uns für die Wiederherstellung der Kirche in Mühsale und Gefahren zu stürzen, auch wenn wir den Erfolg nicht mehr mit Augen sehen sollten. Denn es ist einer, der uns sieht und die Kämpfer belohnt. Andere freuen sich der

wiederhergestellten Ordnung auf Erden, während wir im Himmel der Früchte theilhaft sind." — Neben diesen Beweisen von Zwingli's Ruhe und Leidenschaftlosigkeit im Großen sehen wir darin einen Beweis im Kleinen, daß, als 1531 im Saale des Kirchen- und Schulrathes die Jünglinge und Lehrer den Plutus des Aristophanes in der Ursprache aufführten, Zwingli die Musik für die Zwischenakte verfertigt hatte.

Wenn also die Richtung und Thätigkeit, die Sprache und die Gesinnung des Reformators auch in den letzten Jahren im Wesentlichen sich unverändert erhalten haben, wenn er als Prediger, als Zeuge der Wahrheit und Streiter Gottes, und als Haupt und Leiter der evangelischen Kirche Zürichs, der protestantischen Schweiz und der Städte des südlichen Deutschlands immer derselbe war: so ist es eben nur ein Beweis der Größe seines Geistes, wenn er zudem den in wichtigen und verwickelten Angelegenheiten und in schweren Kämpfen geschulten und erprobten Staatsmännern Zürichs leitende Gedanken an die Hand geben konnte, so daß sie auch in politischen Dingen sich seiner Führung anvertrauten und er ein beständiges Mitglied des geheimen Rathes war. Wenn jedoch sein vielseitiger und scharfsinniger Geist Gedanken und Pläne entwickelt, welche eines Staatsmannes würdig sind, so drängt sich dagegen die Beobachtung auf, daß beim Hinübergreifen in ein ihm ferner liegendes Gebiet ihn die Nüchternheit, Klarheit und Sicherheit nicht begleiten, welche ihn in der kirchlichen Sphäre auszeichnen. Denn Zwingli bedachte u. a. nicht, mit welcher Anhänglichkeit das Volk der Länder an alten Sitten und Gewohnheiten hieng, und daß namentlich ihm sein nun angefochtener Glaube, bei dem sich in den einfachen innern Ländern weniger Mißbräuche eingeschlichen, als sonst irgend anderswo, doppelt theuer geworden. Er übersah, daß auch die Waldstädte über mancherlei Verletzung der Bünde und über Unrecht und Verachtung zu klagen hatten und wie sie sich bisher des Friedens beflissen. Daher die fünf Orte im Anfang des Jahrs 1531 unsere Theilnahme sehr für sich gewinnen, wenn sie u. a. den evangelischen Orten nach Vorbringung ihrer Klagen erklären: „Unsere Mannheit ist noch unerloschen. Gott hat uns als denen, die gerne Frieden hätten, seine Gnad und den Sieg,

den er allein verleiht, noch nicht abgeschlagen. Unsere Vordern sind auch verachtet worden, aber nach der Verachtung kam großer Sieg und Ehre." Dem zu Folge ist nicht anzunehmen, daß, wenn wirklich von den Bürgerstädten ein günstiger Schlag gegen die Länder ausgeführt worden wäre, die Reformation daselbst den Sieg davongetragen hätte. Allein es fehlten auch die Bedingungen zur glücklichen Ausführung des Schlages. Der religiöse Zwiespalt hatte in den Städten den eidgenössischen Sinn und die brüderliche Theilnahme für das Volk der fünf Orte nicht ausgelöscht. Man wollte den Erbfeinden die Freude über den innern Zerfall nicht gönnen, im Gefühl, „so doch die Landesart bei einander bleiben muß." In Zürich selbst war eine starke Friedensparthei. Bern wollte sich nicht als Werkzeug für Zürichs ehrgeizige Absichten gebrauchen lassen, welche dem Eifer für das Wort Gottes als Gefolge sich anhängten. Die übrigen Städte hatten durch ihre Bundesstellung die Pflicht der Vermittlung, und mochten wohl herausmerken, daß es darauf abgesehen sei, sie etwas darniederzuhalten. Dessen ungeachtet gab sich Zürich alle Mühe, um die evangelischen Städte zum Krieg zu bewegen, und suchte den Widerstand derselben mit der Drohung zu brechen, daß es zur Züchtigung der fünf Orte aufbrechen werde. Als aber Bern mit der Erklärung vorangieng, daß Zürich, wenn es angreife, auf seine Hülfe nicht zu rechnen habe, daß es vielmehr bei den Bünden und dem Bürgerrecht bleiben wolle, dagegen Sperre der Lebensmittel gegen die fünf Orte verlangte: willigte Zürich endlich in letztere Maßregel.

Zwingli erklärte sich öffentlich und auf der Kanzel dagegen. Er sah die verderblichen Folgen der Sperre voraus, welche bei den Katholiken eine allgemeine und steigende Erbitterung, bei den Evangelischen ein peinliches Zuwarten und eine lähmende Unentschlossenheit hervorbrachte. Als demnach in der Eidgenossenschaft und selbst in Zürich die nachgiebige Friedensparthei Fortschritte machte und ihm entgegenarbeitete, erschien Zwingli den 26. Heum. 1531 vor dem Großen Rathe und erklärte, daß er sehe, wie die fünf Orte und der Einfluß der durch die Pensionen an das Ausland verkauften Parthei auch in Zürich in Aufnahme komme, zum Schaden evangelischer Wahrheit:

darum begehre er seine Entlassung. Allein Zwingli hatte bisher dermaßen im Geiste und zur Wohlfahrt Zürichs gedacht und gehandelt, der Rath war so sehr von der Wahrheit und Größe seiner Ansichten und Pläne erfüllt, derselbe hatte, indem er der Leitung des Reformators folgte, so sehr die Ueberzeugung, mit Zwingli zur Ehre und zum Segen Zürichs und der Eidgenossenschaft gewirkt zu haben, daß es unmöglich war, ihn ziehen zu lassen. Auf das Dringen der Angesehensten beider Räthe erklärte Zwingli nach dreitägigem Bedenken: „Daß er die Stadt Zürich gern groß machte, wenn sie Gott folgten. Auf ihre Besserung hin wolle er bei ihnen bleiben und mit Gottes Gnade sein Bestes thun bis in den Tod.“ Wohl mag Zwingli mit der beabsichtigten Größe Zürichs zugleich an eine nach Außen einflußreichere Stellung des Vorortes gedacht haben; allein es ergiebt sich aus dem ganzen Zusammenhange, daß die Weltgröße ihm zurücktrat vor dem Verdienste in der Aufrichtung des Wortes Gottes: in Beziehung auf diese geistige Größe Zürichs jedoch hat Zwingli seine Absicht in vollem Maße erreicht. Die Sicherheit, sein wesentliches Ziel und seine Lebensaufgabe wirklich erlangt zu haben, giebt Zwingli in der letzten Zeit seine hohe und unerschütterliche Ruhe. Er sieht mit klarem Blick die Unvermeidlichkeit des Krieges, den Nachtheil für Zürich und das drohende Unheil. Hätte Zwingli wirklich so sehr Staatsmann sein wollen, wie man ihm vorwirft, so hätte er, nach der eigenhändigen Mahnung des Landgrafen von Hessen, zur einstweiligen Annahme der eidgenössischen Vermittlung rathen müssen, wäre es nur gewesen, um Zürich und die evangelischen Städte wieder in die Stellung zu bringen, daß der erste Schlag von ihrem Ermessen abhienge. Von Unsicherheit oder Leidenschaft zeigt sich bei dem gottvertrauenden Manne keine Spur; daher er an einen Ulmer Freund schreiben konnte: „Ich stehe unerschrocken auf Alles gefaßt, in Gott meine Stütze suchend.“ Wohl aber ist er von tiefem Schmerz um des Schadens willen erfüllt, den die evangelische Sache erfahren wird. Das versetzt den heitern und starken Mann in eine wehmüthige Stimmung, so daß er auf die Frage seines Freundes, des Abtes von Wettingen, was der eben am Himmel stehende Komet bedeute, antwortete: „Mich und manchen Ehrenmann wird es kosten.“ Zwingli war schon längst

bereit, um Christi willen Schmach und Tod zu leiden, und er sah sich daher als ein Opfer an, das für das Gedeihen des Evangeliums nothwendig sei. Was ihn betrübte, war nicht die Vorahnung des eigenen Todes, sondern der Zwiespalt in seiner Vaterstadt und der wachsende Einfluß, welchen der ihm abgeneigte, nach Kriegsdienst und Pensionen begierige Adel erlangte. Für den Bestand der Reformation fürchtete er sich nicht mehr und wiederholte daher bei jeder Gelegenheit, daß dieß Alles sein Ende nehmen und Gott sein Wort erhalten werde. Aber auf die Hoffnung, das Licht der evangelischen Erkenntniß über das ganze Vaterland aufgehen zu sehen, verzichtete er schwer. Daher gieng er heimlich in stiller Nacht nach Bremgarten, zur Zeit der dort versammelten Tagsatzung, um seine Besorgniß den Gesandten Berns ans Herz zu legen, daß die katholischen Orte, wenn man ihnen den Vortheil zum Ueberfall lasse, „sich nie mehr dem Evangelium zuwenden und immer verhärteter werden würden."

Die Nachrichten über das Verhalten der Zürcher Regierung vor dem Ausbruche des Krieges beschränken sich einzig auf die öffentlichen Urkunden, so daß zwischen der Festigkeit Zürichs in dessen Anforderungen an die fünf Orte und der Rathlosigkeit im Augenblick der Gefahr ein schwer zu lösender Widerspruch stattfindet. Dem allzu großen Selbstgefühl folgten Verwirrung und halbe Maßregeln.

16. Zwingli's Ende.

Mitten in diesem Unheil verkündenden Getriebe geht Zwingli fest, ruhig und gottergeben den Weg seiner Pflicht, und zwar nur denjenigen des Dieners Gottes: er mischt sich weder in die Obliegenheiten des Rathes, noch in diejenigen der Befehlshaber. Er begleitet nach altem Brauche und zugleich auf besonderes Verlangen sowohl des Rathes als des Heeres das Panner nach Kappel. „Unser Bruder, schreibt Oekolampad nach Ulm an Sohm und Frecht, ist nicht als Heerführer, sondern als guter Bürger, ja als bester Hirte ausgezogen, indem er nicht verschmäht mit den Seinigen zu sterben. Er hat sich nicht hervorgedrängt; im Gegentheil gab der Rath nicht zu, daß er länger zu Hause bliebe."

Er ist nach der tapfern Sitte jener Zeit zu Pferde, gepanzert, das Haupt mit dem Helme bedeckt, die Hellebarde in der Hand, ausgezogen: nicht um Blut zu vergießen, denn dessen erwähnt weder Freund noch Feind, sondern um gegen die Zufälligkeiten des Kriegslebens gerüstet zu sein. Mit Besorgniß sahen seine Freunde, wie das Pferd, als er es bestieg, sich bäumte und zurückwich. Während des Zuges ließ er gegen seine Vertrauten Worte fallen, woraus man merken konnte, daß er nicht wieder heimzukommen rechnete. Ein Winterthurer, der einige Zeit hinter Zwingli einherritt, hörte ihn inbrünstig beten, indem er Gott Leib und Seele und besonders seine Kirche empfahl. Als dann das kleine Zürcher Heer auf die Höhe des Albis gelangte und vom Schlachtfelde den Donner des Geschützes hörte und den Ruf der zur Eile mahnenden Boten: da war Zwingli mit dem Feldhauptmann Lavater und dem Pannerherrn Schweizer gegen den Rath Tönings, des Hauptmanns der Schützen, daß man auf die nachrückenden Haufen warten solle, um mit ganzer Macht auf Kappel zu ziehen. Zwingli sprach: „Ich fürchte, daß, wenn wir uns hier langsam sammeln, wir zu spät kommen. Wir dürfen nicht hier stehen und anhören, wie sie dort unten leiden. Ich einmal will im Namen Gottes zu den biedern Leuten hin und willig mit und unter ihnen sterben oder sie retten helfen!" Als hierauf das Panner auf der Wahlstatt angekommen war, trat kurz vor dem Angriffe ein Zürcher Bürger zu Zwingli und sprach spottend: „Meister Ulrich, wie steht es jetzt? wie gefällt euch diese Sache? wer will nun die gesalzenen Rüben essen?" Worauf Zwingli antwortete: „Ich und mancher Biedermann, der hier in der Hand Gottes steht, dessen wir lebend und todt sind." Auf dem Schlachtfelde selbst stand Zwingli auf die Hellebarde gestützt, still und die Bewegungen der Feinde beobachtend, in den vordersten Reihen; und auf den Wunsch eines Zürchers sprach er zu den ihn umgebenden Kriegern: „Biedere Männer, seid getrost und fürchtet euch nicht. Müssen wir gleich leiden, so ist unsere Sache gut. Befehlet euch Gott, der uns helfen kann. Das walte Gott!" Im Kampfgewühl hatte sich Zwingli eben tröstend zum schwerverwundeten Manne seiner Stieftochter gewendet, als er, von einem Steine aufs Haupt getroffen, darniederfiel.

Also berichtet Bullinger vom Ende des Reformators: „Auf der Wahlstatt, nicht weit von der Stelle, wo der Angriff geschehen war, lag unter den Todten und Verwundeten Meister Ulrich Zwingli. Als man plünderte, lebte er noch, lag auf dem Rücken, die Hände im Gebete gefaltet und sah mit seinen Augen gen Himmel. Da liefen Einige hinzu, die ihn aber nicht kannten, und fragten: weil er doch so schwach und dem Tode nahe wäre, ob man ihm nicht einen Priester bringen solle, der ihn Beichte hörte? Darob schüttelte Zwingli sein Haupt, schwieg und sah empor zum Himmel. Weiter sagten sie zu ihm: Wenn er weder reden noch beichten könne, so solle er doch die Mutter Gottes im Herzen haben und die lieben Heiligen anrufen, damit sie ihm Gnade bei Gott erwerben. Zwingli schüttelte wiederum sein Haupt und richtete sein Antlitz unverwandt gen Himmel. Darüber wurden die Fünförtischen unwillig, fluchten ihm und sagten, er sei auch einer der harten, schnöden Ketzer, und werth, daß man ihm den Lohn gebe. Und als Hauptmann Vockinger von Unterwalden hinzukam, ward er zornig, nahm sein Schwert und versetzte Zwingli eine Wunde, daß er bald verschied. Also ward Meister Ulrich Zwingli, der Zürcherischen Kirche treuer Pfarrer und Diener, unter seinen Schafen, bei denen er bis in den Tod geblieben, verwundet auf der Wahlstatt gefunden, aber wegen des Bekenntnisses des wahren Glaubens von einem Hauptmann und Pensioner, wider welche er stets scharf gepredigt, getödtet." Dieses Ende Zwingli's ist von Zugern und Andern aus den Waldstädten, die ihn wohl kannten, aber nicht eröffnen wollten, berichtet worden. Einer dieser bezeugt, daß Zwingli am folgenden Morgen an Farbe und Gestalt nicht einem Todten, sondern einem Lebenden geglichen, gerade so wie er einst ausgesehen, wenn er gepredigt habe. Der alte Stadtpfarrer von Zug aber, Hans Schönbrunner, ehemaliger Chorherr zu Zürich, welcher eigens gekommen war, Zwingli zu sehen, konnte sich der Thränen nicht enthalten und sprach: „Was auch dein Glaube war, so weiß ich, daß Du ein redlicher Eidgenosse gewesen. Gott verzeihe dir deine Sünden!"

Dieses Ende Zwingli's gewährt den hinlänglichen Beweis, wie sehr sein ganzer Sinn von der Welt ab auf Gott gerichtet war, und wie wenig diejenigen sein Wesen und seine Stellung verstehen, welche

ihm vorwarfen: „Er hat seinen göttlichen Beruf verlassen, um einen fleischlichen zu ergreifen."

Die Niederlage der Zürcher war furchtbar: weniger durch die Zahl der Erschlagenen, als um der Wichtigkeit der Personen willen. Denn unter den Gefallenen war der größte Theil der Freunde, Mitarbeiter und Gesinnungsgenossen Zwingli's: u. a. die beiden getreuen Zunftmeister Funk und Thumeisen, und unter den achtzehn Geistlichen Kommenthur Schmid von Küßnacht, Abt Joner von Kappel und Dietbold von Geroldseck, der gewesene Koadjutor von Einsiedeln. Allerdings hatte anfangs die Ueberlegenheit der Zürcher an schwerem Geschütz diesen Zuversicht und den Katholiken Unsicherheit eingeflößt. Als aber die kriegsmuthigen und kriegserfahrenen Männer aus dem Gebirge die Schwäche und Blöße der Feinde gewahr wurden und zum Handgemenge hervorbrachen, so fühlten sie sogleich ihre Ueberlegenheit, suchten sich unter den wohlbekannten Gegnern die entschiedensten Feinde des alten Glaubens heraus und stürzten wie Adler auf ihre Beute. Selbst als die ganze evangelische Macht auf feindlichem Boden versammelt war und ein neuer Angriff versucht wurde, konnte den Katholiken das einmal erlangte Uebergewicht nicht wieder entrissen werden. Der zweite Landsfriede hat über das Verhältniß und die Machtstellung unter den beiden Konfessionen der Schweiz entschieden bis auf die neueste Zeit. Das Land der Alpen sollte die Bestimmung erhalten und die Aufgabe lösen, in seinem Schooße wie die Verschiedenheit der Sprachen, den Gewerbefleiß der Städte und das einfache Hirtenleben, so auch den Gegensatz der religiösen Bekenntnisse neben einander friedlich zu beherbergen. Zwingli gieng mit der festen Ueberzeugung in den Tod, daß die Sache des Evangeliums auch im Unglück fest bestehen werde. Er hat durch seinen Geist und das tiefe Verständniß der Sinnesart seines Volkes der Reformation der deutschen Schweiz ein eigenthümliches und bleibendes Gepräge gegeben; er hat den eidgenössischen Vorort auch zum Mittelpunkte des geistigen Lebens der Schweiz gemacht, und die geistigen Kräfte Zürichs so tief und dauernd angeregt, daß er im Segen fortlebt und nachwirkt bis auf den heutigen Tag.

XI.

Bern und Manuel.

1. Berns behutsamer Entwicklungsgang.

Die Reformation verdankt Zürich den Anstoß, die kräftige Durchführung und die eigenthümliche Gestaltung; aber erst durch den Beitritt Berns erhielt dieselbe überwiegenden Einfluß, Festigkeit und Dauer. In Bern geht jede Entwicklung langsam und in kühler Bedächtlichkeit vor sich, aber stät, fest und durchgreifend. Die Reformation mußte um so langsamer Eingang finden, da es in dem auf Regiment und Krieg bedachten Bern an den fördernden Umständen fehlte. Die Regierung hatte sich zwar wiederholt zu Schritten gegen eine sittenlose Ordensgeistlichkeit veranlaßt gesehen: auf ihre Verwendung in Rom war das St. Vincenzen-Stift dem Deutschen Orden, welcher den Gottesdienst vernachlässigt und die Einkünfte verschleudert hatte, entzogen und i. J. 1485 Chorherren mit einem Probste an der Spitze übergeben worden. Doch auch durch diese neuen Inhaber geschah wenig zur geistigen Erhebung des Stiftes, so daß der gelehrte und fromme Heinrich Lupulus, der Lehrer Zwingli's, eine ausnahmsweise Erscheinung war. Wurde doch gerade Bern, weil man dasselbe für eine „einfältige, rohe und ungelehrte Stadt" hielt, zum Schauplatz des gröbsten, frechsten und gottlosesten Klosterbetruges jener entarteten Zeit ausersehen, als die Dominikaner, aus Eifersucht gegen das Ansehen der Wundmale des h. Franziskus von Assisi, des Gründers des Barfüßerordens, diesen Gegnern gegenüber sich einen ähnlichen Vortheil verschaffen wollten und daher Bern mit dem Gaukelspiel überraschten, daß die Jungfrau Maria dem bei ihnen aufgenommenen Jezer die fünf Wundmale beibringe (1509). Nicht lange nach diesem Aergerniß erlebte Bern die Schmach, daß der Schädel der h. Anna, den der vornehme Reisläufer Albrecht von Stein mit List erworben zu haben meinte, und welcher mit den höchsten Ehren aller

geistlichen und weltlichen Behörden in das Dominikaner-Kloster gebracht worden war, sich als ein betrüglich untergeschobener erwies. Wohl erfüllten diese Vorgänge die frommen und edlern Gemüther mit Unwillen und mit dem Verlangen nach tieferer religiöser Befriedigung. Allein der mächtige Adel war gleichgültig oder den Reformbestrebungen abgeneigt. Von den Predigern des Evangeliums zu Bern waren Franz Kolb und Sebastian Meyer schon vorgerückten Alters, beide zu heftig und oft unbesonnen, dieser ein minder begabter Prediger; Berchtold Haller aber, jung und schüchtern, gieng auf dem unsichern Boden nur zaghaft voran, bis er, von Zwingli ermuthigt und durch dessen Rath und Freundschaft gestärkt, allmählig der Kraft des Evangeliums vertraute und demselben langsamen Sieg verschaffte. Alle drei aber waren Fremde. Denn so treu und standhaft Haller das Wort Gottes verkündigte, so war er doch weit entfernt, als Ausländer sich so innig mit Bern verbunden zu fühlen und so sicher durchzugreifen wie Zwingli in Zürich. Dagegen übte Zwingli einen großen Einfluß auf Bern aus, namentlich auch auf Niklaus Wattenwil, den wohlgesinnten und würdigen Probst am Münster, welchen Zwingli die Zierde und Stütze der bernerischen Kirche nennt.

Unter diesen Umständen sehen wir Jahre lang in Bern ein Wachsen evangelischer Freiheit unter der Bürgerschaft, aber in den öffentlichen Maßregeln Unstätheit und Schwanken. So lange die evangelische Predigt nur im Allgemeinen Grundsätze aufstellte und zur Erforschung der Schrift mahnte, ließ die französisch gesinnte Regierung, welche mit Frankreich dem römischen Hofe abgeneigt war, die Prediger gewähren und schützte sie gegen die geistliche Gewalt. Hingegen durfte nichts geändert werden, was auffallend in das kirchliche Leben eingriff: daher wurde im Frühling 1522 die Priesterehe strenge verboten, und 1523 schloß sich Bern den gegnerischen Orten gegen Zürich zur Erneuerung des Fastengebotes an. Und wenn auch einmal der Beschluß gefaßt wurde, daß alle Prediger zu Stadt und Land das Evangelium predigen und nichts vorbringen sollten, was sie nicht mit der h. Schrift beweisen könnten, so war damit beabsichtigt, eben der neuen Lehre einen Damm entgegenzustellen. Denn im Rathe blieb die am alten Glauben hängende Parthei, an ihrer Spitze Kaspar von

Mülinen und Sebastian von Stein, Meister. Fabers Wort hatte auf sie einen tiefen Eindruck gemacht: „Es geht jetzt über uns, und hernach wird es über die Junker gehen." Bern lehnte zwar die Zumuthung ab, auf den Tagsatzungen nicht mehr neben Zürich zu sitzen; allein gleichwohl wurde den katholischen Orten mit Zustimmung der Landschaft die urkundliche Zusicherung ertheilt, beim alten Glauben zu verharren; und Berchthold Haller sollte an der Disputation zu Baden Theil nehmen, um über seine Lehre Rechenschaft zu geben. Wirklich war Haller in Baden so befangen, daß ihn Thomas Murner bei jener Gelegenheit „den großen Stillschweiger des Glaubens" nannte. Doch gerade die harte Durchführung der Beschlüsse der Badener Disputation schlug in Bern zum Gegentheil um. Die Bürgerschaft neigte sich immer mehr zur evangelischen Freiheit, so daß der Adel zur Nachgiebigkeit genöthigt ward. Als daher Haller wieder zur Abhaltung der Messe gezwungen werden sollte, erreichte er wenigstens so viel, daß er sich vor dem Großen Rathe vertheidigen durfte; und that dieß auf eine so ergreifende Weise, daß er selbst die Gegner rührte, indem er erklärte, lieber von seiner Pfründe zu weichen, als Gottes Ehre und die Wahrheit Preis zu geben. Nun wurde er zwar seiner Chorherrenstelle enthoben, aber zugleich als Prediger am Münster angestellt. Die erbittertsten Gegner, wie Ludwig und Anton von Dießbach, verließen nach diesem Beschlusse den Rath und die Bürgerschaft. So hielten sich Jahre lang die beiden Partheien die Wage. Auf der einen Seite wurde der freisinnige Arzt Valerius Anshelm vertrieben und die Betheiligung an der zweiten Disputation in Zürich abgelehnt, auf der andern Seite aber den Nonnen zu Königsfelden der Austritt und selbst die Ehe gestattet; auf der einen Seite erfolgt die Theilnahme an den Verboten gegen die Neuerungen mit den fünf Orten, auf der andern aber Erneuerung des Bundesschwurs mit Zürich, Weigerung der Unterzeichnung der Badener Akten und Rüge der durch die fünf Orte geduldeten Schmähungen. Unter solchen Umständen konnten sich die katholischen Orte mit Fug des Wortspieles bedienen: „Bern sei weder luther noch trüb."

Endlich stimmte das ganze Land zum ernstgemeinten Antrage der Stadt, daß zwar Messe und Altäre beibehalten, dagegen allein

das Wort Gottes gepredigt werden solle. Um jedoch der Reformation den Sieg zu verschaffen, mußten deren Freunde die Verfassungsänderung durchsetzen, zum Beweise, wie enge in der Schweiz die kirchlichen mit den politischen Zuständen verbunden sind. Es wurde nämlich die Wahl des Kleinen Raths den Vennern und Sechszehnern entzogen und an den Großen Rath übertragen, wodurch die heftigsten Gegner der Reformation aus dem Rathe entfernt wurden. Nun konnte auch die die öffentliche Meinung bestimmende Disputation auf Zureden des Bürgermeisters Nöuſt und Zwingli's eingeleitet werden. In dringenden Einladungsbriefen an Letztern erklärt Haller, daß Alles von seiner Gegenwart und Ueberlegenheit abhänge. Wirklich überließ auch Haller Zwingli die letzte Redaktion der Streitsätze und traf nach dessen Anleitung die äußern und innern Einrichtungen des Gesprächs. In der That erschien Zwingli auf der Disputation zu Bern in den ersten Tagen des Jahres 1528 in seiner ganzen Größe, so daß z. B. ob seiner gewaltigen Predigt jener Mönch das Meßgewand von sich warf und nimmer Messe zu halten erklärte, und einer der Gegner bekannte, daß Zwingli an Reichthum des Geistes und Klarheit der Beweisführung alle Andern übertroffen habe. Liebevoll und dankbar nennt daher Haller den siegreichen Reformator von Zürich „Bischof des ganzen Vaterlandes und Auge des Herrn." Es war u. a. ein wesentliches Verdienst, daß Zwingli die Freunde der Reformation aus der Berner Bürgerschaft vollends muthig und entschlossen gemacht. Namentlich treten die beiden Venner, Hans von Weingarten und Bernhard Tillmann, der Stadtbaumeister, hervor, welch Letzterer Berchthold Haller auf der Disputation zu Baden an die Seite gegeben worden war. Noch näher mit Zwingli vertraut waren Claudius Mai, Peter im Haag und Anton Noll. Der treueste und ergebenste Freund Zwingli's und der Reformation war der bei der Bürgerschaft einflußreiche Schneider Leonhard Tremp, welcher sich aus Verehrung für Zwingli mit dessen Schwester verbunden hatte. Diese alle waren des Rathes. Durch den Unterschreiber Thomas von Hofen war Zwingli vom Gange der Verhandlungen über kirchliche Dinge im Rathe unterrichtet. Auch mit den beiden ausgezeichneten Männern, dem Stadtarzt und Geschichtschreiber Valerius

Anshelm und Niklaus Manuel stand Zwingli in nahem Verhältnisse. Noch mehr: das Vertrauen in Zwingli war so groß, daß Bern sich durch ihn die Männer bezeichnen ließ, welche zur Errichtung einer höhern Schule und zur Bildung der Diener Gottes wirken sollten. In Sebastian Hofmeister, Kaspar Großmann und Johannes Nellikan, von denen namentlich der zweite der getreuste Vertreter der Ansichten und Gesinnung Zwingli's zu Bern war, bildete sich ein noch engeres Band der Gemeinschaft in gleichen Bestrebungen zwischen Zürich und Bern.

2. Die Gefahr im Oberland.

Mit solchen Kräften wurde die Reformation in Stadt und Landschaft Bern ruhig und fest durchgeführt. Allein die Landschaft zählte viele Anhänger des alten Glaubens; Andere erwarteten von der neuen Ordnung der Dinge Aufhebung der Leistungen an die alten Klöster. Das Oberland namentlich stand nach Lage und Volksart den Ländern näher als Bern. Daher verlangten die Gottesleute von Interlacken und das Thal Hasli Wiederherstellung der Messe und der sieben Sakramente. Mit großer Mäßigung suchte der Rath zu Bern die Mißvergnügten zu beschwichtigen und es kam ein Vertrag zu Stande, welcher den unzufriedenen Gegenden beträchtliche Vergünstigungen gewährte. Doch die Unzufriedenen kamen zur Landsgemeinde zu Hasli und Interlacken zusammen, von Unterwalden unterstützt, und verlangten Herstellung des alten Gottesdienstes. Die Abordnungen des Rathes kehrten unverrichteter Sache zurück. Selbst das Anerbieten der Obrigkeit, den Klägern vor Richtern, von Stadt und Land erwählt, zu Recht zu stehen, wurde verworfen: der größte Theil der Oberländer trat auf Seite der Rebellen. Der vom Adel längst vorhergesagte Fall schien gekommen zu sein, wo der Staat und seine kräftige Einheit durch die kirchlichen Neuerungen zerfiele.

In dieser Noth sandte der Rath wohlgesinnte Männer in alle Gemeinden des Landes, um denselben die Lage der Dinge vorzustellen und sie zur Mitwirkung für Wiederherstellung der Ordnung aufzufordern. Beinahe überall erklärte sich das Volk für seine Obrig-

keit. Fünftausend Mann stark rückte das Berner Heer in das Oberland ein, wobei auch die Altgesinnten aus der Stadt fest und treu zur Sache der Obrigkeit standen. Diese ruhige und rasche Entschlossenheit der Regierung von Bern brach die Kraft des Aufstandes. Die Unterwaldner zogen sich, auf Verwendung der vermittelnden Orte, unverfolgt über das Gebirge zurück; das bewaffnete Volk des Oberlandes wagte keinen Widerstand. Die sämmtliche Mannschaft der empörten Gemeinden mußte sich vor dem Kloster zu Interlacken versammeln, umschlossen vom Berner Heere, die Schuldigen zur Linken, die treu Gebliebenen zur Rechten gestellt. Der Donner des Geschützes und die Strafrede des Schultheißen von Erlach setzte die Aufrührer in solche Angst, daß sie vor Beendigung der Rede auf die Kniee fielen und um Gnade flehten. — Auch darin zeigte Bern seine Weisheit und Größe, daß nur wenige Rädelsführer bestraft, dagegen der Beschluß, welcher die schuldigen Gemeinden ihrer Freiheiten berauben sollte, auf deren Fürbitte nicht ausgeführt wurde. Auch mit Unterwalden hätte sich Bern durch die Dazwischenkunft der unpartheiischen Orte versöhnt; aber Zürich verwarf den Schiedspruch und drängte zur Entscheidung der Waffen.

Bern hatte nun die Reformation in seinem ganzen Gebiete durchgeführt und es herrschte von nun an in allen Landestheilen eine Ruhe und eine Uebereinstimmung mit den Verfügungen der Obrigkeit, so daß Bern mit völliger Sicherheit dem Gang der Ereignisse zuschauen konnte, Zürich stets zurückhaltend und seine Abneigung erklärend, den Glauben mit Hellebarden zu pflanzen. Wohl folgte Bern der ersten Mahnung Zürichs mit ganzer Macht, aber erklärte auch fest, sich nie in die innern Angelegenheiten der fünf Orte zu mischen und ihre Rechte an die gemeinen Herrschaften zu wahren. Diese Stellung Berns trug viel zum Zustandekommen des ersten Landsfriedens bei. Und als Zwingli bald wieder von Neuem zum Krieg drängte, konnte Bern dem schnellen Ausbruch desselben nur durch den Mittelweg der Kornsperre und der Mahnung an Zürich entgehen, daß es nur dann auf Berns Hülfe zu rechnen habe, wenn es angegriffen werde. Dann aber fiel der Aufbruch der fünf Orte und die Gegenwehr Zürichs so schnell ein, daß das Unglück bei Kappel erfolgt war, ehe Bern hatte

ins Feld rücken können. Dieß geschah aber dennoch, obgleich Berns Kasse entblößt war, mit aller Bereitwilligkeit und Kraft. Und als Bern die Friedensvorschläge der Vermittler an Zürich wies, ohne dessen Einwilligung es nie Frieden schließen würde, erklärte Zürich, es würde das in Ewigkeit nicht vergessen und Kindern und Kindeskindern erzählen. Allein nachdem die Zürcher am Gubel eine zweite Niederlage erlitten, so trat bei diesen allmählig Mißtrauen gegen die ruhigere Haltung Berns ein, und letzteres konnte den Erwartungen und Ansprüchen Zürichs um so weniger entsprechen, als der schlechte Erfolg den gemeinen Krieger der Fortsetzung des Kampfes abhold gemacht, so daß viele aus dem Heere der Berner die Fahnen verließen. Gleichwohl bequemte sich Bern erst dann zum Frieden, nachdem Zürich auf das Dringen seiner Landschaft denselben allein mit den fünf Orten abgeschlossen hatte. Dieses Mißgeschick aber hinderte Bern so wenig als Zürich, unentwegt beim Worte Gottes zu verharren: auch hier stand Bürgerschaft und Volk mit der Regierung treu und fest zur Sache des Evangeliums.

Nachdem die Disputation v. J. 1528 und das damit verbundene Reformationsmandat die Glaubenserneuerung in Stadt und Landschaft Bern begründet hatte, wurde der Ausbau des Bernerischen Kirchenwesens durch die Synodalbeschlüsse des Jahres 1532 vollendet. Dieselben enthielten unter Mitwirkung Capito's eine durch apostolische Kraft und praktische Weisheit ausgezeichnete Kirchenordnung und Anweisung für die Geistlichen zur Verrichtung ihres Amtes in Lehre und Leben. Die zehn Schlußreden der „Disputation" und die „Berner Synode" bilden von nun an das Kirchengesetz für die Bernerische Landeskirche, an welchem Bern mit der ihm eigenen Zähigkeit und Konsequenz unverbrüchlich festhielt.

3. Niklaus Manuel, der Maler und Dichter.

Während die Prediger des Evangeliums zu Bern Fremde waren, zwar gewissenhaft und hingebend arbeiteten, aber doch auf dem nicht völlig vertrauten Boden bisweilen unsicher und zaghaft sich verhielten, dagegen aber Adel und Landschaft größtentheils gleichgültig oder feind-

selig sich bezeigten, haben wir die bewegende Kraft und die Stütze der Reformation in der Bürgerschaft gefunden. Der ritterliche Geist, welcher Bern auszeichnet, hatte auch der Bürgerschaft ein edles Selbstgefühl, eine würdevolle Festigkeit gegeben. Jeder Bürger Berns, der damals noch zu den höchsten Würden der Republik Aussicht hatte, lebte, wie nirgend anderswo, mit Liebe und Stolz dem Ganzen und war zu jedem Opfer für die Ehre der Stadt bereit. Sebastian Hofmeister schreibt daher an Zwingli: „Die Berner Bürgerschaft scheint mir überhaupt von weniger verdorbenen Sitten zu sein wie unsere Züricher. Es thut sich nämlich in ihrer Kleidung und Haltung etwas von jener alten helvetischen Einfalt kund; und sie sind fügsamer, als ich glaubte." Und Haller meldet ebenfalls an Zwingli: „Ich sage, daß mit unserer Gemeinde gut ist zu reden und zu handeln, nur klug, nicht übereilt, nur im Eifer mit Verstand und nicht in eigener sogenannter guter Absicht, sondern der Wahrheit gemäß." Unter dieser Bürgerschaft begegnen wir daher Männern, welche durch edle Gesinnung und Würde des Charakters einen großen Einfluß erworben und der Reformation in Bern das Thor geöffnet haben, voraus die schon genannten Mitglieder des Rathes, Tremp der Schneider, Tillmann der Goldschmied und Niklaus Manuel der Maler. Dieser wird mit Recht unter die Reformatoren gezählt. Denn während die Prediger noch schüchtern die evangelische Wahrheit zu verkündigen begannen, hatte Manuel schon in seinen Fastnachtspielen kühne Hand an die dreifache Krone gelegt und der Bürgerschaft mit vernichtendem Spotte die ganze Entartung und Verderbniß der Kirche vorgeführt, und damit der alten Kirche bei den Bürgern zu Bern den Boden genommen. Denn Treue und Anhänglichkeit an alte, einfache, ehrbare Sitte gehört mit zum eigenthümlichen Charakter Berns, und dieser Grundzug ist so innerlich, tief und mächtig, daß er auch der Grundton einer Poesie geworden, welche Bern in dieser Beziehung den ersten Rang in der Schweiz anweist. Denn die Berner Dichter, Boner und Manuel, Haller und Bitzius, sind von derselben Freude und Begeisterung für Recht und Sitte, Zucht und Ehre erfüllt, sie geißeln alle mit der kräftigsten, schneidendsten Satyre Unnatur und Entartung, Ueberbildung und Ueberfeinerung. Selten ist es einem Dichter ver-

gönnt, so unmittelbar und gewaltig ins Leben einzugreifen, wie es bei Niklaus Manuel der Fall war. Nach seiner Gewandtheit als Schriftsteller und in öffentlichen Geschäften zu schließen scheint er eine vielseitige und wirklich gelehrte Bildung besessen zu haben, welche sich in der Schule des Lebens in hohem Grade vervollkommnete. Zum Freiheitssinne des Schweizers und zum Selbstgefühl des Berners kam, daß der junge Maler in dem jüngsten Gericht an der herrlichen Pforte des Münsters zu Bern von Erhard Küng, wo Petrus an der Himmelspforte dem Pabst den Zutritt wehrt, — ein Vorbild hatte, mit freiem Künstlerauge die Gebrechen der Kirche aufzufassen und darzustellen.

Manuel war einer der ersten deutschen Maler und der erste Schweizer, der sich in Italien ausgebildet hatte; und wohl bewährt ihn die klassische Korrektheit seiner Zeichnung und die Kraft und Frische der Farben, der psychologische Ausdruck und die Harmonie der Gruppen als Schüler Titian's, während er wieder durch Lebenswahrheit und charakteristische Auffassung Holbein zur Seite steht. In Venedig hatte Manuel besondere Gelegenheit und Aufforderung auch über die Kirche frei denken zu lernen. Dem aus Italien zurückkehrenden Maler wurde sogleich eine bedeutende Aufgabe zu Theil, nämlich der um 1515 entstandene Todtentanz im Dominikanerkloster, wodurch die Mönche ihrem im Jezerhandel herabgewürdigten Hause einen neuen Glanz geben zu wollen schienen. Während dem Maler die Hauptscenen seiner Darstellung durch frühere Vorgänger gegeben waren, zeichnet er sich durch die geniale Laune aus, womit er den Tod als Hauptfigur die Einzelnen überwältigen läßt. Der Maler begleitete sein Werk zugleich als Dichter mit Reimen. Wenn er zwar auch in seinen Sprüchen gleichfalls einem frühern Typus folgte, so entwickelte er doch bei denjenigen auf die Geistlichen schon die volle reformatorische Freimüthigkeit. Als z. B. der Tod hören will, wie der Bischof die Schafe geweidet, läßt er diesen antworten:

„Ich hab's dermaßen geweidet all',
Daß mir kein Bleibens ist im Stall.
Gleich wie ein Wolf fraß ich die Schaf',
Jetzt find' ich drum grausame Straf'."

Der Priester bekennt:

„Mein Amt richt't ich mit Singen aus,
Ich fraß der armen Witwe Haus,
Verhieß mit falschem Opfer das Leben:
Todsnoth will mir den Lohn drum geben."

Der Doktor der h. Schrift erklärt:

„All' meine Tag hab' ich verzehrt,
Daß ich im Recht der Päbst' werd g'lehrt.
Wenn ich die Sach betracht beim Licht,
So nützt es mir und andern nicht."

So werden sämmtlichen hohen wie niedern geistlichen Würdenträgern ihre Sünden vorgehalten; nur die arme Beghine, die barmherzige Schwester jener Zeit, läßt er sagen:

„Der Siechen wacht' ich Tag und Nacht,
Den Tod ich ihn'n hab leicht gemacht."

Wie mußte aber der edle und muthige Bürger von Bern ergriffen werden, als Luther in Sachsen seine Stimme gegen das Pabstthum erhob und Zwingli in Zürich das Evangelium von den Menschensatzungen zu reinigen begann. Was kein Geistlicher auf der Kanzel wagte, dessen erkühnte sich der Bürger auf der Gasse, der gewiß war, viele Gesinnungsgenossen unter seinen Mitbürgern zu zählen, wie seine nächsten Freunde Tillmann und Tremp. Er achtete des Schadens nicht, den ein Angriff auf die äußere Herrlichkeit der Kirche zunächst seinem Beruf und der Kunst bringen mußte. Als er i. J. 1522 angegangen wurde, die Kirchenfahnen des Stiftes zu malen, scheint er in evangelischer Entschiedenheit schon so weit gekommen zu sein, daß er diesen Auftrag ablehnte: es drängte ihn der Wahrheit auf anderm Wege Zeugniß zu geben. Daher berichtet sein Freund, Valerius Anshelm: „Es sind in diesem Jahr (1522) zu großer Förderung evangelischer Freiheit hier zu Bern zwei wohlgelehrte und in weite Lande verbreitete Spiele, vornämlich durch den kunstreichen Maler Manuel, gedichtet und offentlich an der Kreuzgasse gespielt worden. Durch diese scherzhaften und vorher nie als gotteslästerlich gedachten Darstellungen wurde ein großes Volk bewegt, christliche Freiheit und päbstliche Knechtschaft zu bedenken und zu unterscheiden." Das erste Fastnachtspiel wurde den 2. Hornung 1522, das zweite acht Tage später aufgeführt. Ein Jahr nach der Aufführung gab Manuel beide Stücke im Druck heraus.

Manuel geht in diesen Spielen gerade auf sein Ziel los, ohne

seine Absicht in eine künstlich angelegte Handlung zu verhüllen. Eine Person nach der andern tritt auf, zeichnet sich selbst in den schärfsten Zügen und tritt wieder ab. Das erste Stück beginnt mit der Seelenmesse über einen Verstorbenen, wobei der Priester und sein Gefolge ihre freche Freude an dem Gewinn bei solchen Anlässen aussprechen. Dann werden Pabst, Kardinal und Bischof mit ihren schamlosen Anmaßungen und Täuschungen aufgeführt. Darauf beginnt die ganze Reihe der Geistlichen und Klosterleute ihre Klagen über das Unterfangen der groben Bauern und frevelu Laien, an ihrer Spitze der „Vicari Johann Fabler". Worauf ein Armer und ein Edelmann vorbringen, in welche Noth sie durch die Unersättlichkeit der Geistlichen kommen. Während der päbstliche Troß seinen Herrn in Schutz nimmt, kömmt ein Johanniter-Ritter, welcher die Bedrängniß von Rhodus durch die Türken schildert und den Pabst um Hülfe bittet. Als dieser die Hülfe mit Spott verweigert, spricht der Ritter den Fluch über das unwürdige Haupt der Christenheit aus. Hierauf fordert der Prädikant die Bauern auf, ihre Meinung über den Ablaß zu sagen. Diese erzählen nun der Reihe nach mit Spott und Hohn, was sie erfahren, als Samson zu Bern den Ablaß verkaufte, nicht ohne gelinden Tadel auf den Beistänber desselben, Lupulus. Als wilde Kriegsgesellen aus allen Ländern dem Pabste ihre Dienste anbieten, tritt Petrus hinzu und verwundert sich, wer der wäre, welcher von so viel Volk, Reichthum und Pracht umgeben auf der Menschen Achseln getragen werde. Petrus und Paulus sprechen ihren Unwillen über dieses Widerspiel von Christo aus. Der Pabst aber mit seinem Hofe kehrt sich nicht daran und segnet seine Rotte. Der Prädikant bekennt sich zum Schlusse zu Christo und verheißt eine bessere Zeit. — Im kurzen zweiten Stück erscheint auf der einen Seite Christus in Knechtsgestalt auf dem Esel, begleitet von seinen Jüngern und den Kranken, auf der andern der Pabst in Pracht und Kriegsgetümmel. Zwei Bauern sprechen ihre Freude am ersten, ihr Mißfallen am zweiten Zuge aus, und erklären, allein Christo anhangen zu wollen, und sagen sich von Rom los.

Um die Macht der Wirkung zu begreifen, welche in dieser zermalmenden Darstellung lag, lassen wir das Gespräch zwischen den beiden Aposteln folgen.

Petrus.

Die Schlüssel zum Himmel hab ich nicht allein,
Christus gab sie allen Christen gemein.
Aber zu fischen bin ich gegangen
Und hab darauf Menschen gefangen.
Aus dem Wasser der Finsternuß
Bracht ich des lebendigen Brunnens Fluß.
Aber der mit den drei Pabstkronen
Fängt nun die Menschen mit Kanonen,
Mit Schwertern, Halbarten und Spießen,
Durch Jammer, Angst und Blutvergießen
Bringts aus des Evangeliums Fluß
In seine stinkende Finsternuß.
Führt sie zu den höllischen Rott:
Das Blut, das schreiet Rach zu Gott,
Wie ich vom Entchrist zeuget hab,
Bevor ich meinen Geist aufgab.
Er soll sich nicht nennen nach meinem Namen,
Wir reimen uns gar nicht zusammen.

(Zu Paulus.)

Paulus, lieber Bruder, was dünket dich.
Das Pfäfflein da will überreden mich,
Der groß Kaiser, den man so hoch erhebt,
Der in Pracht und Hochmuth lebt,
Der hab Gewalt, Reichthum und Zier,
All Grund und Boden ererbt von mir,
Ich hab ihn zu meinem Statthalter gemacht.
Hab ich denn solche Hoffahrt und Pracht?
Darüber ich verwundert bin,
Denn nie kam mir solches in den Sinn.
Ich habe gelebt nach Christus Lehr
Und mein, es find sich nimmermehr,
Daß ich hab wollen sein der Größt:
Denn Hoffahrt ist das Allerböst.
Wie uns Christus zuletzt wollt lehren,
Wir sollten nicht sein wie weltlich Herren,
Da er uns lieblich lehret und tröst,
Sprechend: wer unter euch ist der Größt,
Der diene den andern allen sammen.
Des wir auch an ihm Exempel nahmen,

Bei seinen Worten und Werken süß.
Er wusch uns armen Sündern die Füß,
Der doch war wahrer Gott und Herr,
Des Gewalt sich endet nimmermehr.
So er dasselbe hat gethan,
Wie dörft ich denn mich unterfahn,
Der Oberst untern Christen zu sein?
Mein Bruder Paulus, das reimt sich nicht fein,
Daß ich mich den Allerhöchsten sollt schätzen
Und noch gar einen solchen Statthalter setzen,
Einen solchen gar gottlosen Mann:
Ich glaub nicht, daß ich es hab gethan.

Paulus.

Ich kenne denselben nicht fürwahr,
Weder ihn noch seine ganze Schaar.
Denn man erkennte ihn erstlich dabei,
Ob er wahrlich dein Statthalter sei:
Thut er die Werk, die durch dich geschehn,
Möcht man ihm vieles übersehn;
Daß er Gotts Wort verkündet frei,
Weder Feind noch Freund scheut dabei;
Bekehrt er die Juden und Heiden
Und alle, die sich von Christo scheiden;
Weidet er die Schaf Christi vergeben
Und setzt für sie Seel, Leib und Leben;
Sucht er kein Ehr in dieser Welt,
Hat er nicht Lust an Gold und Geld,
Leidet er willig Schmach und Armuth,
Obschon man ihm selbst den Tod anthut;
Ist er ein Diener der ganzen Gemein,
Hat er sonst keine Hoffnung denn in Gott allein,
Und wohnet er mehrtheils bei den Armen,
Obgleich ihn alle Menschen erbarmen;
Ist er ganz friedlich und Niemands Schad,
Hält Gottes Gebot steif und grad,
Und dazu alle seine Räth —
Ja wenn er das Alles zusammen thät,
So wollten wir erst fragen, wer er wär,
Und ob seine Macht von Gott käm her.

Petrus.

Nie hat er eine Predigt gethan,
So sieht er auch keinen Armen an;
Bei den Schafen läßt er sich nicht finden,
Er woll sie denn fressen oder schinden;
Er dienet nicht der ganzen Gemein,
Er will, daß ihm all Welt allein
Gehorsam sei nach seinem Gebot,
Er will gefürchtet sein wie Gott;
Er verfolget selbst der Christen Blut
Mit großen Kriegen, die er thut,
Wohl mehr denn Nero und Tacianus,
Auch lebt er in allem Ueberfluß;
Er will auch nicht sein veracht,
Sondern führt die höchste Pracht;
Nichts geizigers lebt auf aller Erden,
Denn ihm kann nimmer Guts gnug werden;
Nichts ungehorsamers lebt jetzt zumal,
Er leidet keine Strafe überall;
Er lebt, wie es ihn dünket gut,
Ohn Mangel und in Uebermuth;
Wer wider ihn spricht, thut oder denkt,
Dem wird's in keinem Punkt geschenkt,
Er verflucht ihn in den Abgrund der Höll —
Paulus, also ist er ein Gesell.

Paulus.

So er denn nicht predigt und lehrt
Und die Menschen zu Christo kehrt,
Ist reich, wohllüstig und üppig angethan,
Lebt gottlos, wie Du mir zeigest an,
Ist ein Regent voll weltlicher Pracht
Und wandelt doch in Dunkel und Nacht,
Nicht im Licht und nach Christi Lehr,
Will sein ein regierender Herr,
Vergießt des Christenblutes viel:
So zeigt er grad das Widerspiel,
Das Christus uns gelehrt und geboten;
Drum soll man seiner billig spotten,
So er will sein der Christen Haupt
Und doch all Teufels List sich erlaubt.

Wir wenden uns ab von diesem Mann:
Gott ist es, der es will und kann
Zu seiner Zeit bringen an den Tag,
Der Herr, der alle Ding vermag.

Petrus.

Wahrlich er thut das Widerspiel,
Wie ich dich wohl berichten will.
Christus wollt darum für uns sterben,
Um uns Heil und Gnad zu erwerben,
Und daß wir möchten ewig leben:
Drum hat er sich in den Tod gegeben,
Auf daß er uns erlöste von Nöthen.
Nun laßt der Blutswolf viel Tausend tödten
In Schlachten, Stürmen und Scharmützen,
Die er sollt schirmen und beschützen.
Das ist geschehn in großer Zahl,
Auf einen Tag zum öftern Mal
Ertödtet er manch tausend Mann,
Wobei viel Reichthum er gewann.
Viel Seelen werden da ermördt,
Da werden Weib und Kind zerstört,
Die in dem Kriege kommen um.
Das thut die Schlang allein darum,
Daß er in Wohllust möge leben
Und ihm das Erdreich werd ergeben.
Dabei spricht er den Namen an,
Er hab's an Gottes statt gethan:
Doch Gott, der keine Frühmeß verschlaft,
Der läßt die Schmach nicht ungestraft.

Diese edle und mannhafte Gesinnung ist um so bedeutsamer, da Manuel eben damals von Nahrungssorgen bedrängt war und daher i. J. 1522 sich genöthigt sah, sich zum fremden Kriegsdienste zu bequemen und einen Zug nach der Lombardei mitzumachen. Daß er dabei den Dienst eines obrigkeitlichen Schreibers versah, macht unzweifelhaft, daß er der lateinischen Sprache kundig war, welche der öffentliche Schreiber in Italien nicht entbehren konnte. Er bewarb sich aber aus dem Feldlager um eine obrigkeitliche Stelle, indem er anführte, „er sei ein junger Geselle und habe viel kleiner Kinder,

die er gerne mit Ehren erziehen möchte." Da sein Handwerk ihm das nicht möglich mache, so müsse er fremden Herren dienen; er würde aber lieber seinen „natürlichen Herren" dienen. Bei der baldigen Heimkehr der Eidgenossen nach der Schlacht bei Bicocca erhielt Manuel die Landvogtei Erlach. Manuel's Entfernung während dieser Beamtung scheint zur Hinderung der Fortschritte der Reformation in Bern beigetragen zu haben, denn während dieser Zeit wurde Valerius Anshelm und der unerschrockene Prediger Sebastian Meyer ausgewiesen. Während aber die ganze Landschaft die Regierung von Bern unterstützte, den alten Orten die Zusicherung zu geben, beim alten Glauben zu verbleiben, hatte die Vogtei Erlach allein den Muth, sich für das Evangelium zu erklären, jedoch mit dem bescheidenen Zusatz, warten zu wollen, daß ein Koncil über den Glauben entscheide. Manuel und seine Freunde aber stimmten jenem Rathsbeschlusse nicht bei. Wenn Manuel mit seinen Freunden in Weiterm die Theilnahme Berns an der Disputation zu Baden nicht hindern konnte, so war dagegen die derbe Keckheit, womit er in einem Volksliede den Schreier Eck mit seinen Fechterkünsten verspottet, und die Geschicklichkeit, womit er die eigenthümlichen Vorzüge von Oekolampad und Haller bei der Disputation hervorzuheben weiß, mit ein Ruck, daß Bern von dieser Zeit an entschieden auf die Seite des Evangeliums trat. Bei aller muthwilligen Derbheit spricht Manuel in aller Unbefangenheit aus, „es sei ihm gar herzlich leid, daß so hochgelehrte Leute (wie Eck und Faber) so verblendet und verstockt seien, sich wider das klare Gotteswort freventlich zu empören. Sie wollen Gott bitten, daß er ihr Herz in Gnaden erleuchte." — Als aber Eck, Faber und Murner über die Ergebnisse der Disputation zu Baden jeder auf seine Weise einen übermüthigen und groben Siegesjubel erhob, that Manuel einen jener Schläge des Genies, die unter der Maske des Scherzes unabwehrbar tödtlich treffen, in seinem dramatischen Stück: „Von der Krankheit und dem Testament der Messe." Unter allen satyrischen Schriften aus der Reformationszeit ist diese die geistreichste, volksthümlichste und durchschlagendste, indem Hoheit der Gesinnung eben so sehr als die Macht des gesunden Menschenverstandes, ein siegreich spielender Muthwille eben so sehr als ein er-

schütternder Ernst das Ganze durchzieht. Das kleine Schauspiel ist voll lebendiger Anschaulichkeit, Bewegung und Handlung. Der Inhalt ist folgender.

Ein Kardinal kündigt dem Pabste den schrecklichen Angriff auf die Messe an, wobei er berichtet, der Hauptwidersacher sei das Nachtmahl Christi und dessen Beistänber diejenigen, welche die christliche Taufe empfangen, Pfaffen und Laien. Die angerufenen Richter aber seien die fünfzehn Episteln der Zwölfboten und die Geschichte der Apostel, und wenn die Messe nicht Rede stehe, so wollen sie die Propheten als Zeugen stellen; sie vertrösten sich stark auf die Epistel an die Hebräer und das alte Testament soll Obmann sein. Das habe die Messe so zu Herzen genommen, daß sie in eine tödtliche Krankheit verfallen sei. In dieser Noth übergiebt der Pabst die Kranke dem Doktor Rundeck, auch Schreieck genannt, und giebt ihm den Apotheker Heyoho bei (Eck und Faber). Diese sehen ein, daß die Krankheit ein alter Schaden ist, den die Messe mit auf die Welt gebracht, zudem sei sie im Krebs und im abnehmenden Monde geboren. Aber sie müssen suchen, sie noch aufzuhalten und bringen sie daher ins Bad. Dem Doktor Rundeck fällt ein, daß die Löwen ihre Jungen todt gebären und sie darauf durch starkes Geschrei beleben. Darum wollen sie die Messe, ein Geschöpf des römischen Stuhls, mit starkem Geschrei, mit großen Worten und mit der kräftigen Stimme der Väter, Lehrer und Koncilien erwecken, und fangen daher mit ihren Helfershelfern zu schreien an. Aber je länger sie schreien, desto schwächer wurde die Messe. Sie wollen sie nun am Fegfeuer erwärmen, aber das haben die Bauern mit dem Weihwasser ausgelöscht, ein Todesstich für die Kranke, denn das Fegefeuer war die rechte Alpe, auf der sie feist geworden. Man will sie zum Bilde der lieben Frauen bringen, aber die Kapelle mit Haus und Hof ist zerstört worden. Der Frühmesser soll unsern Herrgott reichen, aber er kann ihn nicht erlangen, denn der Himmel ist sein Stuhl und die Erde sein Fußschemmel, wie sollte er ihn fassen? „Greift ihr ihn an; ich bin zu kurz, aber ihr seid Großhansen.“ Der Doktor schreit nach dem heiligen Oele, aber der Sigrist hat die Schuhe damit gesalbt. Rathlos machen sie sich zuletzt in der Stille davon und lassen die Sterbende liegen.

Die Messe, von ihren Aerzten verlassen, ergiebt sich nun unter das Joch des Todes und macht ihr Testament. Ihre Seele verschreibt sie dem Pabst, ihrem Schöpfer. Ihr Leichnam soll unter den Augen der ganzen Pfaffheit bestattet werden, — „so tropfet mir das Weihwasser ohne Unterlaß auf das Grab, denn sie werden mich treulich beweinen." Ihr Gedächtniß soll zwei Male im Jahre begangen werden, am Aschermittwoch und am Ostermontag, an jenem Tage des Abends mit einem Spottlied und des Morgens mit einem Schauspiel. Darauf ist sie beflissen, ihren Freunden ihre ganze Habe zu vermachen, wie dem Doktor Eck das Oel in der Ampel, seine Kehle damit zu salben, die er um ihretwillen heiser geschrien; dem Doktor Lemp zwei Lichtstöcke, daß er desto besser in die Schrift sehen möge; das Rauchfaß dem neuen Spital, den bösen Geschmack in der Bettlerstube zu vertreiben. „Kelch, Schüssel, Monstranz, Silber und Gold, Kreuz und Bild samt allem Kleinod und Gut überlasse ich weltlichem Regiment; und geb Gott den Münzern Glück und guten Wein, denn sie müssen Arbeit haben."

Jenes Gedicht Manuels ist bahnbrechend und eine reformatorische That. Der schlichte Bürger war mit den Keulenschlägen einer kühnen Satyre den Predigern vorangegangen, hatte das Pabstthum in seinen Grundfesten erschüttert und dessen Bau im eigenen Lande in der öffentlichen Meinung in Trümmer geschlagen.

4. Manuel als Mitglied des Rathes.

Mit der die Reformation vorbereitenden Verfassungsänderung in Bern und mit der in Folge derselben größern Geltung des bürgerlichen Elementes tritt Manuel, nunmehr Mitglied des kleinen Rathes, in den Vordergrund und ist von jetzt an einer der einflußreichen und leitenden Staatsmänner Berns. Bei der Berner Disputation ist er der den Präsidenten an die Seite gegebene Herold, welcher die Sprecher aufzurufen und über die Ordnung der Verhandlungen zu wachen hat. Mit welcher Unpartheilichkeit Manuel im Geiste seiner Obrigkeit die Wahrheit zu fördern suchte, geht bei jener Gelegenheit aus einem Beispiele hervor. Als die Katholiken in Folge der für sie

ungünstigen Wendung des Gesprächs eingeschüchtert und entmuthigt werden wollten, erklärte Manuel, daß seine Obrigkeit allein beflissen sei, die Wahrheit des göttlichen Wortes zu erforschen, darum bitte und ermahne er sie, sie sollten sich eben so trostlich zusammenthun wie ihre Gegner, in Hilf und Rath, schreiben und reden: das werden die Räthe gut und dankbar aufnehmen, Alles nach Ordnung und Anweisung des Mandats. Als Zwingli's Geist und Einsicht die Disputation zum entscheidenden Sieg des Evangeliums zu Ende geführt, war Bern für die Reformation unwiderruflich gewonnen. Aber Manuel's Mitwirkung ist es beizumessen, daß der Widerstand bei Abschaffung des Alten zum Voraus gebrochen war und daß in Bern mit Beseitigung von Messe und Bildern ruhiger und leidenschaftsloser verfahren wurde als anderswo. Es sind zugleich auch noch Zeugnisse vorhanden, daß Manuel nicht nur als Dichter, sondern auch als Maler seine reformatorischen Bestrebungen mit dem Pinsel unterstützte. Eine Zeichnung nämlich stellt die Auferstehung dar, wo die entsetzten Wächter als Pabst, Bischof, Priester, Mönche und Nonnen zum Vorschein kommen. Doch eine höhere Aufgabe entzog ihn frühe den Darstellungen der Kunst.

Manuel ist nunmehr Magistrat und berufen, das Leben seiner Mitbürger im evangelischen Geiste neu aufzubauen und zu befestigen. Jetzt läßt er von dem streitlustigen, zermalmenden Spotte ab, womit er bisher die Aeußerlichkeiten der alten Kirche verfolgt hatte und hält dagegen seinen Mitbürgern die Pflichten vor, welche ihnen das neue Leben in Gott auferlegt. Bern war in Abschaffung der Mißbräuche und sittlichen Unordnungen langsamer und lässiger als Zürich unter Zwingli's Leitung. Manuel war zum Mitglied und nach andern Nachrichten zum Präsidenten des neuen Chorgerichtes ernannt worden, welches die ehlichen Verhältnisse zu ordnen, auch das Armenwesen zu besorgen, und überhaupt die Sittenzucht zu überwachen hatte. Wie ernst er diese Aufgabe nahm, geht einerseits daraus hervor, daß er sich zu Zwingli nach Zürich verfügte, um sich über die Maßregeln und Verordnungen Zürichs in Betreff des Sittengerichtes unterrichten zu lassen; andererseits aus seinem Gedichte „Klagred der armen Götzen." Der Künstler, welcher den schönsten Theil seines Lebens

in glücklicher Ausübung seiner Kunst vollbracht, entledigt sich fest und männlich jeder Berufsneigung und Kunstliebhaberei. Seine Betheiligung und Vertrautheit mit den Gegenständen der Kunst thut sich nur darin kund, daß er die „Götzen" redend einführt und ein nachsichtiges Mitleiden für dieselben erweckt. Er läßt sie ihre Leerheit und Nichtigkeit selbst eingestehen; allein nicht sie seien am Truge schuld, sondern diejenigen, welche sie gemacht und geehrt und alle Büberei getrieben, während sie stille an ihrem Ort gestanden, geschwiegen und kein Böses gethan. Nun aber wolle mancher an ihnen zum Ritter werden, der viel schlimmer sei als sie. Gerne wollten sie das Urtheil über sich ergehen lassen, wenn nur Gott allein die Ehre angethan würde. Darauf legt ihnen der reformatorische Sittenrichter die schweren Klagen gegen die Laster jener Zeit in den Mund, um mit schonungsloser Freimüthigkeit gerade das zu rügen, was seines Amtes war.

Das Hurenleben geht empor
In der Stadt und znächst davor,
Und die noch kaum sind halb gewachsen,
Die treiben Muthwill auf den Gassen. —
Wie mancher ist, der uns jetzt flucht,
Und ist doch er so gar verrucht
In allem Leben, und sein Herz
Ist voller Sünd, das ist kein Scherz. —
Und sind doch tausend Götzen mehr,
Zu den'n man sagt: Gnädiger Herr;
Dazu denn auch die Bauern gehören,
Die eben so üppig sich bethören:
Die für Kunst und Witz ausgeben
Ihr gar unvernünftig Leben,
Ihr wüstes Thun und Säuisch-Sein;
Die Obern reden kaum darein.

Nachdem mit dem Schriftworte auf den seelenverderblichen Einfluß dieser Laster hingewiesen worden, wird weiter fortgefahren:

Wer ist aber schuld daran?
Die Obrigkeit: ihr liegt nichts dran.
Sie schauen nicht in das Spiel,

Es sind ihrer selbst zu viel.
Sie fürchten für ihre Katzen
Und wollen die Sach verkratzen,
Und die Welt also verkehren:
Man könn' die Welt nicht in ein Käfich sperren.

In fernerer Gegenüberstellung der Schonungslosigkeit gegen die Bilder und der Nachsicht gegen die herrschenden Laster klagen die Götzen:

Wir müssen aus den Fenstern auch (— Glasgemälde),
Wir gehören all zu Feuer und Rauch:
Doch bleibt die Hur noch an der Wand,
Gemalet so mit großer Schand,
Und niemand ärgert sich darab.
Im Tempel müssen wir herab,
Doch meidt man nicht Abend- und Schlaftrünk',
Bis man zu Boden niedersink.
Spielen und prassen nicht abgeht,
Es dauert forthin früh und spät.

Indem die Götzen zugeben, daß man ihrer nicht schone, verlangen sie dagegen, daß man auch die Frevel der zuchtlosen Menschen strafe, namentlich Hurerei und Ehebruch.

Denn wo man jetzt uns Götzen brennt
Und das Laster würd nicht g'wendt,
So kann man merken, daß kein Grund
Ins Herz ist kommen zu keiner Stund.

Wir dürfen indessen nicht verhehlen, daß Manuel von einer Quelle der Sittenverderbniß schweigt, welche Zwingli und seine Freunde voranstellen, nämlich der fremde Kriegsdienst und die Pensionen. Allein es hielt in Bern, das sich von jeher zu Frankreich geneigt und dessen kriegerische Bürger das Waffenhandwerk liebten, schwerer als zu Zürich, sich vom Reislaufen loszusagen, und wirklich gesellten Manuel und seine Freunde, ehmalige Reisläufer, sich zu denen, welche für das französische Bündniß bemüht waren: bis endlich die im Volke verbreitete Mißstimmung gegen die Reisläuferei und das Wort der Prediger im Rathe den Sieg davontrug.

Doch die Zuverlässigkeit, Tüchtigkeit und Geschicklichkeit Manuels

erhellt daraus, daß er nach dem Siege der Reformation in Bern gerade für diejenigen Gesandtschaften in den Religionssachen ausersehen wurde, wo man eines besonders entschiedenen und einsichtigen Mannes bedurfte; namentlich leitete er wiederholte Verhandlungen mit Zürich und Basel. Hauptsächlich aber nahm der neue Aufstand des Oberlandes den muthigen und treuen Mann in besondern Anspruch und gab ihm eine hervorragende Wirksamkeit. Manuel war an der Spitze der Abgeordneten in die empörten Gemeinden, und nach erfolgloser Mahnung derselben wurde ihm zunächst der Auftrag zu Theil, Vorsorge für bewaffneten Widerstand gegen den Aufruhr zu treffen und die Getreuen des Oberlandes an sich zu ziehen. Bern ließ es aufs äußerste kommen, ehe es Gewalt brauchen wollte. Mehr als eine ganze Woche hielt Manuel auf dem Schlosse zu Thun, des Angriffs gewärtig, mitten im empörten Lande aus, und hatte nach Bern zu berichten, daß mehr als fünfhundert streitbare Männer aus Unterwalden über den Brünig gezogen und sich zu Brienz mit den Oberländern vereinigt hätten; wenn der Bär sich nicht wecken lasse, so sei große Gefahr, daß Solches großen Schaden gebären werde.

Aus dieser Zeit der Bedrängniß stammt ein frommer Nothpsalm, der kaum einem Andern als Manuel beigemessen werden kann, und ist wohl in jenen Tagen entstanden, als die Oberländer, von den Unterwaldnern unterstützt, die obere Seite des Thunersees besetzten, die von Bern erwartete Heeresmacht aber nicht erscheinen wollte. In diesem Psalme kommen folgende bedeutsame Stellen vor:

Sie hassen uns, daß wir an Dir
Und Deiner Lehre halten fest,
Daß uns der Götzen Ungebühr,
Daß Kriegsdienst uns ein Gräuel ist,
Daß hier das Brot
Als unser Gott
Wird nimmermehr geehrt.
Hast Du, mein Herr,
Uns solche Lehr
Durch Deines Sohnes Huld gewährt:

So ists Dein Sach, nimms in die Hand
Und rett' Dein' Ehr', Herr unser Licht,

Und straf uns nicht mit solcher Schand,
Gönn ihnen solche Freude nicht,
Daß sie mit Schall
Laut schreien all:
Wo ist ihr Gott? Allein sie stehn!
Gott steh uns bei,
Gedenk aufs neu
Dein's Bunds. Laß uns nicht untergehn!

Wir freuen uns dieser Wendung und dieses Ausganges der poetischen Bethätigung Manuels für die Reformation. Nachdem er mit der Geißel der Satyre angriffsweise vorangegangen und das Pabstthum in allen seinen Positionen verfolgt hatte, haben wir gesehen, wie fein er im Namen der Götzen auf innere Reformation dringt und wie er endlich auf allen Menschen-Witz und Verstand verzichtet, und das Werk der Erneuerung allein der Hand Gottes anheimstellt.

Nachdem Bern durch Aufbietung aller Macht das aufständische Oberland zu schneller Unterwerfung genöthigt, war Manuel ein Mitglied des Gerichtes, welches Strenge gegen wenige Einzelne, aber Milde gegen die Gesammtheit walten ließ; und endlich erhielt er vom Rathe zu Bern den Auftrag, mit Beihülfe des Stadtschreibers eine Geschichte der Interlackischen Unruhen aufzusetzen, um die falschen Gerüchte darüber zu zerstreuen und dem Publikum ein klares Bild von Berns Mäßigung und verständigem Handeln darzubieten. Ob diese Arbeit zu Stande gekommen oder verloren gegangen, bleibt unausgemittelt. Vielleicht daß Manuel bei den wichtigen Gesandtschaften, welche sich in jener Zeit drängten, nicht zur Ausführung dieses Auftrages kam. Diese Gesandtschaften vollführte er mehrmals in Begleit seines Freundes Bernhard Tillmann, und mit welchem Erfolge er diese schwierigen Missionen erledigte, läßt sich daraus schließen, daß er im Frühlinge 1529 zu der höchsten Würde erhoben wurde, welche der einfache Bürgersmann in dem allmählig patricisch sich gestaltenden Bern erlangen konnte, indem er das Venner-Amt erhielt.

Nachdem vorzüglich unter Manuels Mitwirkung die Reformation in Basel durchgeführt worden, war es wieder Manuel, welcher nebst Tillmann gegen das Bündniß der katholischen Orte mit Oesterreich zu wirken und die Aufrechthaltung der mit Stimmenmehrheit im

Thurgau angenommenen Reformation zu behaupten hatte. Es war daher um so eher zu erwarten, daß, wenn ein so eifriger und entschiedener Freund der Reformation wie Manuel, im Auftrage des Staates vor dem Ausbruch des ersten Kappeler Krieges zum Frieden rieth, es auf Zwingli hätte Eindruck machen sollen. Allein bald mußte sich auch Manuel von der Unvermeidlichkeit des Krieges überzeugen, wobei ihm als Aufgabe zukam, den feindlichen Ständen die Zufuhr der Lebensmittel abzuschneiden. Unter den Unterzeichnern des ersten Friedens war auch Manuel. Ihm ward neue Mühe zu Theil, als die Katholiken die für die Evangelischen günstigen Friedensbedingungen nicht erfüllen wollten. Als er bei längerm Aufenthalte in Baden nicht erreichen mochte, daß für die Tagherren und die Badegäste ein evangelischer Prediger auf Kosten Zürichs und Berns zugestanden wurde, so gelang ihm dagegen, freilich nur für kurze Zeit, die Reformation des benachbarten Klosters Wettingen, dessen Glasgemälde er wenigstens für die Nachwelt gerettet. Weitere Gesandtschaften wurden ihm aufgetragen zur Durchführung der Reformation in Schaffhausen, zum Schutze der vertriebenen Rotweiler, zur Behauptung der Bevogtigung der thurgauischen Klöster, zur Vertretung der Freiheiten der dortigen Gemeinden, zu Schritten gegen Murner in Straßburg und wieder zur Aufnahme dieser Stadt in das christliche Bürgerrecht. Der letzte Auftrag war der Antheil an einer Gesandtschaft nach Zürich im Frühling 1530, um mit andern Boten für Herstellung der Eintracht und Erhaltung des Friedens in der Eidgenossenschaft zu arbeiten. Der zartgebaute Manuel erlag unter der Last solcher Anstrengungen und starb den 30. April 1530, erst 46 Jahre alt, jedoch mit der sichern Aussicht, daß die Reformation der Stadt und Landschaft Bern, wofür er so viel gewirkt und sein Leben eingesetzt, nicht mehr untergehen werde.

5. Bern erobert das Waadtland.

Zwingli's Bestreben, Konstanz, den Schlüssel der nordöstlichen Schweiz, in den Verband der Eidgenossenschaft hineinzuziehen, wurde durch den zweiten Landsfrieden vereitelt, und in dem Briefe, durch

welchen Zürich der Schwesterstadt am Bodensee die abgenöthigte Auflösung des Bürgerrechtes kund thut, spricht sich der tiefste Schmerz aus. Bern war glücklicher in Behauptung Genfs, des Schlüssels im schweizerischen Südwesten. Genf, damals ohne Sitten und ohne Bildung, wurde auf der einen Seite von dem reichen verdorbenen bischöflichen Klerus, und auf der andern vom Herzog von Savoyen in seinen Rechten und Freiheiten geschmälert und hatte in sich selbst nicht die erforderliche Kraft des Widerstandes. Ein Bündniß mit Bern und Freiburg i. J. 1526 ermuthigte die Bürgerschaft gegen die Gewaltthätigkeiten des Herzogs. Der mächtigste Schutz aber konnte der bedrohten Stadt durch die Reformation dargeboten werden. Daher empfahl Bern den Genfern den feurigen Farel, welcher in der bernerischen Landschaft Aigle der Reformation schon die Bahn gebrochen, und sandte diesem später den sanften Viret zu Hülfe, als Farels feuriges Ungestüm das Getümmel der Partheien nicht zu bändigen vermochte. In drei Jahren heißen Kampfes, während dessen die Glaubensboten weder die offene Gewalt noch das heimliche Gift auf ihrer gefahrvollen Bahn zu schrecken vermochte, war das Werk gelungen. Allein die unter dem Pabstthum und der Partheileidenschaft erwachsene Zuchtlosigkeit, so wie die Heere des Herzogs von Savoyen drohten demselben wieder den Untergang. Doch im rechten Augenblicke kam doppelte Hülfe. Auf der einen Seite trat Calvin auf. Auf der andern Seite sammelte Bern seine Schaaren und brach auf zum Schutze der bedrängten Bundesstadt in ihrer höchsten Noth. Wenn Bern bei dieser Unternehmung allerdings auch seine politischen Zwecke und die Vermehrung seiner Macht im Auge hatte, so bleibt ihm doch das Verdienst ungeschmälert, dadurch zugleich und eben so sehr die höchsten Interessen der Eidgenossenschaft und des Protestantismus gefördert zu haben. Lange hatte Freiburg seinen Einfluß zur Aufrechthaltung des alten Glaubens im Uechtland gegen Bern zu behaupten gewußt, nur Biel, durch seinen begabten und kenntnißreichen Mitbürger, Thomas Wittenbach, mit der evangelischen Lehre bekannt gemacht, erhob sich wie eine einsame Insel aus seiner Umgebung. Ein Bund Freiburgs mit Wallis und den drei Bischöfen der romanischen Lande gegen die Reformation hätte Berns Macht

und das ganze Gewicht der Evangelischen in der Schweiz für immer darniederhalten können.

Lange zögerte Bern, theils durch die Drohungen der katholischen Orte, theils durch die eifersüchtige Ungeneigtheit der Verbündeten zurückgehalten. Allein nachdem der Herzog von Savoyen das Bern gegebene Wort, Bewilligung der Religionsfreiheit für Genf, verweigert, und von der andern Seite der König von Frankreich auf dem Sprunge war, sich der wichtigen Stadt zu bemächtigen, und nachdem die Genfer die herrlichsten Proben von Standhaftigkeit und Tapferkeit gegen die Ueberfälle des Herzogs und des Waadtländischen Adels gegeben, konnte Bern sich dem Hülferuf nicht mehr versagen. Doch Bern erklärte den Krieg erst, nachdem es sein Volk angefragt und dieses zu Allem gestimmt, was Gottes Ehre und die Wohlfahrt der Republik verlange. Ein auserlesenes und wohlbewaffnetes Heer von 6000 Mann rückte im Anfang des Jahres 1536 ins Feld, unter der Anführung von Hans Franz Nägeli, durch Ernst und Frömmigkeit geeignet, die Mannszucht im Heere aufrecht zu erhalten. Der sterbende Berthold Haller raffte sich noch einmal auf, um die Fahnen zu weihen und das Kriegsvolk zu ermahnen. Tausend Stimmen wiederholten sein letztes Wort: „Der Herr sei der Führer des Berner Volkes!"

In wenigen Wochen und ohne einen Mann zu verlieren eroberten die Berner die Waadt und befreiten Genf: denn längst hatten diese Landschaften in den Bernern Freunde erkannt, bei denen sie Recht und Schutz gefunden. Die Berner hätten ganz Savoyen in ihre Gewalt bringen können, allein sie ließen sich nur Gex und Chablais schwören, während die Franzosen sich des übrigen Landes bemächtigten und bis Turin vordrangen. Die leichte Eroberung lockte auch Berns Nachbarn, Freiburg und Wallis, in's Feld. Bern sah gerne diese Verbündeten zur Seite und mochte ihnen einen Theil der Beute gönnen, um den übrigen deste sicherer zu behaupten. Denn nicht nur bedrohte der Kaiser Bern mit seinem Zorne, sondern auch sämmtliche evangelischen Stände mahnten Bern an die Unbeständigkeit menschlicher Dinge und wünschten mit Savoyen zu vermitteln. Dagegen war der Umstand günstig, daß Frankreich, welches das ganze

übrige Besitzthum des Hauses Savoyen zu verschlingen trachtete, damals die Schweiz nöthig zu haben glaubte, und daher nichts einwenden konnte, daß die Schweiz ihre Marken zur Sicherung ihres Gebietes ausdehne.

Bern war fest entschlossen, das eroberte Land durch dauernde Bande an sich zu fesseln: daher bestätigte und vermehrte es die Freiheiten der Städte der Waadt und erkannte die Unabhängigkeit Genfs. Die Hauptsache jedoch war, durch die Reformation das Volk der Waadt für immer von der alten Herrschaft zu trennen. Daher beschlossen Räthe und Bürger, „das schöne Land, das sie mit Gottes Hülfe erobert, zu behalten, damit wackere Leute sich guter Gesetze und Gerichte, so wie des Wortes Gottes erfreuen möchten, und wider jedermann zu vertheidigen, der sie im Besitze desselben anfechten wolle."

Demnach versammelte Bern den 1. Herbstmonat 1536 die Abgeordneten des Landes und sämmtliche Geistliche, unter diesen Farel, Viret und Calvin, zu einer Disputation in der Kathedrale zu Lausanne, wo die Wahrheit des Evangeliums so siegreich gegen die unwissenden Priester verfochten wurde, daß Bern in den letzten Tagen des Jahres das Reformationsedikt erlassen konnte, wodurch die Glaubens- und Kirchenänderung der Waadt durchgeführt und vollendet wurde. Das Edikt wurde schonend, aber beharrlich vollzogen. „Wir wollen Niemanden zu Annahme der Reform zwingen, erklärte Bern; aber wir dulden in unserm Gebiete keinen römischen Gottesdienst mehr." Bald schuf die Macht des Evangeliums und die feste und geordnete Verwaltung Berns die Waadt zu einem friedlichen Besitzthume um. Allein mit schwerem Herzen sahen die Waadtländer den reichen Schatz ihrer Hauptkirche, welcher sich Jahrhunderte lang durch die frommen Gaben des Volkes an die L. Frauen zu Lausanne gehäuft hatte, so wie das Besitzthum der übrigen Klöster, worunter Romainmotier, Peterlingen, Bonmont sehr beträchtliche Einkünfte hatten, nach Bern wandern. Mit Recht klagte die waadtländische Geistlichkeit über die Einziehung und den Verkauf der Kirchengüter und über die Entfremdung dessen, was ursprünglich Christo und seiner Kirche gewidmet worden. Wohl wurde ein Theil der ehemaligen Kirchengüter zur Ausstattung von Kirchen, Schulen und Armenhäusern

verwendet; aber die verkauften Güter kamen doch guten Theils in die Hände der Bürger der Hauptstadt, und Bern gewann mit dem Erlös die Grundlage zu seinem reichen Schatze. Wohl konnte sich die Republik mit der Verschuldung des Landes durch Savoyen und mit den Kosten der Eroberung entschuldigen: aber nachdem Bern im deutschen Gebiete mit den Kirchengütern gewissenhaft verfahren war, fühlte das welsche Land in dieser Verfügung über das Stiftsgut mit Schmerz den gewaltthätigen Arm des Eroberers.

Ungeachtet der gerechten und milden Regierung Berns über die Waadt wurde der Gegensatz noch tiefer und nachhaltiger durch den kirchlichen Zwiespalt. Nationalität, Sprache und Geistesrichtung hielten die Waadtländer in enger Gemeinschaft mit Genf: dessen theokratische Verfassung, welche Calvin dort gegründet, wodurch Staat und Kirche streng auseinander gehalten wurde und letztere häufig das Uebergewicht über den erstern erhielt, wurde auch im Waadtlande in Anspruch genommen, um eine größere kirchliche Selbständigkeit zu erreichen. Der bernerische Militärstaat aber war nicht gesonnen, einen Theil der öffentlichen Gewalt aus seinen Händen zu geben, auch nicht das Kirchenregiment, wie es Zwingli dem Staate überliefert und wie dasselbe überall in der deutschen Schweiz gehandhabt wurde. Die dadurch veranlaßte Anfeindung Genfs und Calvins, die mißtrauische Ueberwachung der Prediger der Waadt erzeugten hier die tiefste Verstimmung, und der Widerstand und die stolze Zurückweisung der feurigsten Wünsche auf Seite der waadtländischen Kirche machte die Kluft immer größer und einen Bruch unvermeidlich, welcher endlich i. J. 1558 durch die Entfernung Viret's und Beza's aus Lausanne erfolgte.

XII.

Basel und Oekolampad.

1. Günstige Anzeichen für die Reformation.

Basel war die größte, reichste und gebildetste Stadt der damaligen Eidgenossenschaft, die oberste der Gewerbstädte an der großen Weltstraße des Rheins und in nächster Verbindung mit Deutschland. Daher hätte man glauben sollen, daß diese Stadt bald vom Strome der reformatorischen Ideen gehoben und fortgezogen worden wäre. Und doch setzte sie der Reformation unter allen Städten der Schweiz den andauerndsten und hartnäckigsten Widerstand entgegen. Denn der alte Glaube hatte in Basel viel mächtigere Stützen als in Zürich und Bern. Basel war der Sitz eines mächtigen Bischofs, und Christoph von Uttenheim, welcher den bischöflichen Stuhl seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts einnahm, zeichnete sich durch edle Gesinnung, Bildung und Frömmigkeit aus, erkannte die Gebrechen der Kirche und bemühte sich um theilweise Verbesserungen. Zu diesem Behuf zog er Männer nach Basel, welche den erstarrten Boden lockern sollten, wie u. a. Wolfgang Capito. Allein als die Wogen immer höher und höher giengen, fiel der nunmehrige Widerstand des alten, redlichen Bischofs und seines Hofes, dem es an begabten Männern nicht fehlte, desto schwerer ins Gewicht. Ein zweites Bollwerk der alten Kirche war die Universität, deren Kanzler der Bischof war. Auf den Wunsch der Bürger, welche ihre durch Gewerbsamkeit aufblühende Stadt durch den Glanz der Wissenschaft zu heben und zu veredeln verlangten, war von dem der Stadt geneigten Pabste Pius II. i. J. 1449 die Universität verwilligt worden. Aber die Mehrzahl der Lehrer, auch des Rechtes, und die Rektoren so wie die Studenten waren Theologen; zudem war ein beträchtlicher Theil der Professoren Dom- und Stiftsherren. So sehr daher diese junge Universität durch eine Reihe wissenschaftlicher Männer aufblühte, so wurde sie doch vorherrschend eine Stütze der alten Kirche und der

alten Schulgelehrsamkeit, und ihr Einfluß war um so größer, da die Professoren, zum Theil Bürger von Basel, wie Ludwig Ber und Bonifacius Amerbach, durch Verwandtschaft und Ansehen bei der Bürgerschaft viel galten. Eine dritte Macht, welche der Reformation entgegentrat, war Erasmus, der weltberühmte, verdienstvolle, feingebildete Gelehrte, aber zaghaften, bequemen und weltgefälligen Charakters. Diese große Zahl der Gelehrten, Dom- und Stiftsherren, welche den angesehensten Familien angehörten, wirkten wieder auf den Rath zurück, welcher, indem er sich selbst ergänzte, eine abgeschlossene Körperschaft bildete, die mit dem freien Geiste, der allmählig in der Bürgerschaft auflebte, nicht Schritt hielt.

Denn zu Anfang des Jahrhunderts zeigte sich in Basel, wo der Geist der Gottesfreunde nie ganz erloschen sein konnte und wo die langdauernde Kirchenversammlung lebhafte Eindrücke und Anregungen hinterlassen haben mußte, eine Mannigfaltigkeit geistiger Bestrebungen, wie in keiner andern Stadt der Schweiz. Hier fand Johann Reuchlin Gelegenheit, von einem dahin geflüchteten Griechen die griechische Sprache zu lernen und von Johann Wessel in die hebräische Sprache eingeführt zu werden, und hier begann er selbst die Liebe zu den Alten zu wecken, bis die Vertreter der alten Schule ihn verketzerten und vertrieben. Reuchlins Schüler und Verehrer, Binzli und Lupulus, die Lehrer Zwingli's, dieser selbst und dessen Freunde, Mykonius und Pellikan, lehrten in den Schulen Basels. Sebastian Brant, der Verfasser des „Narrenschiffes", jener Geißel auf die Thorheiten und Laster seiner Zeit, verlebte sein Jünglingsalter und seine besten Mannesjahre als Humanist und Rechtsgelehrter in Basel. Namentlich aber war Thomas Wittenbach ein Vorläufer der Reformation, indem er mit Unterstützung der humanistischen Richtung für eine bessere Schriftauslegung thätig war. — Es fand aber die Aussaat der Gelehrten unter der Bürgerschaft selbst einen sehr empfänglichen Boden. Die jungen Bürger führten schon i. J. 1517 den „Bruder Rollhart" ihres Mitbürgers Pamphilus Gengenbach öffentlich auf und erinnerten damit an die drohenden Gefahren der herrschenden Sittenverderbniß. Baseler Maler machen sich von den alten Anschauungen los. Urs Graf stellt den

Satan in Bocksgestalt dar, wie er mit dem Kruzifix einen Mönch von dannen jagt. Johannes Herbst, der Vater des berühmten Buchdruckers Oporin, ein nicht unbedeutender Maler, legte, von Zwingli und Capito für das Evangelium gewonnen, den Pinsel für immer aus der Hand, um nicht den Bilderdienst zu befördern. — Bald nach Entstehung der Universität wurde auch die Buchdruckerkunst nach Basel verpflanzt und nahm schnell einen großartigen Aufschwung. Denn es waren diese Buchdrucker studierte, vielseitig gebildete Männer, welche vom Ernst und der Wichtigkeit ihrer Kunst durchdrungen waren, und durch Begeisterung und Opferbereitwilligkeit das Bedeutendste leisteten und wohlverdienten Ruhm erlangten. Neben den Amerbach und Froben machte sich namentlich Adam Petri bemerklich, welcher den Muth hatte, gleich anfangs Luthers Schriften zu drucken, und welcher schon i. J. 1522, bald nachdem die erste Uebersetzung des Neuen Testamentes durch Luther zu Wittenberg erschienen war, einen schön ausgestatteten Nachdruck, mit Titelblatt und Vignetten in Holzschnitt von oder nach H. Holbein, erscheinen ließ. — Dieser schöne Verein vorzüglicher Männer hatte den Erasmus nach Basel gezogen, welcher von ihm rühmen konnte: „Ich glaube mich hier im anmuthigsten Museum zu befinden. Ich sehe hier ausgezeichnete Gelehrte um mich. Der Eine ist in der Geschichte, der Andere in der Theologie, ein Dritter in der Mathematik, der in den Alterthümern, jener im Rechte erfahren. Wie selten trifft sich das: ich wenigstens habe es noch nicht erlebt, mit einer so glücklichen Genossenschaft zu verkehren." Und nicht weniger freut er sich der in Basel erfahrenen „Redlichkeit, Freundlichkeit und Eintracht." Erasmus sammelte um sich einen Kreis wissenschaftliebender Männer, unter ihnen den beweglichen Glarean und den ernsten Oekolampad.

2. Oekolampad.

In Johannes Oekolampad verlieh die Vorsehung Basel den mit den entsprechenden Eigenschaften ausgestatteten Reformator. Oekolampad war mit den Grundsprachen der h. Schrift so wie mit dem Inhalte derselben genau bekannt. Als Gehülfe des Erasmus

bei der Herausgabe des Grundtextes des Neuen Testamentes war er zuerst nach Basel gekommen; aber nachher hatte ihn das Verlangen, fern von der Welt durch stille Einkehr in sich selbst den Frieden Gottes zu finden, ins Kloster getrieben. Bald jedoch wurde ihm der Widerspruch des Mönchslebens mit der von ihm erkannten Wahrheit klar, und nachdem er das Kloster verlassen und einige Zeit bei Franz von Sickingen Schloßkaplan gewesen, nahm er wiederum in Begleit von Hutten seine Zuflucht nach Basel. Er, der Studiengenosse und Freund Melanchthons, hatte durch seine Schriften schon die Aufmerksamkeit Luthers und den Zorn Ecks auf sich gezogen. Als er sich gegen Ende d. J. 1522 als Vikar zu St. Martin in Basel niederließ, war er vierzig Jahre alt und vereinigte in sich zwei Eigenschaften, welche bisher in Basel getrennt erschienen waren, klassische Bildung und tiefsinnige Frömmigkeit. Zudem besaß er gründliche Gelehrsamkeit und zugleich das Geschick, sich unter dem Volke zu bewegen und belebend auf dasselbe einzuwirken. Ferner machten ihn seine Bescheidenheit, Geduld und Mäßigung zu einem besonders geeigneten reformatorischen Werkzeug für die Verhältnisse Basels. Denn eine mächtig vorschreitende und durchgreifende Natur hätte an den starren und verwickelten Widerstandskräften zerschellen müssen. Dieser ruhige und in heiterem Glaubensmuth unermüdlich thätige Mann dagegen mußte am Ende auch an ein sicheres Ziel kommen. Dessen war er um so gewisser, weil er sich nicht, wie sein Landsmann in Bern, als ein Fremder fühlte; sondern da seine Mutter eine Baslerin war, so betrachtete er Basel als eine vertraute Heimat, die mit dem ganzen Menschen und allen seinen Gefühlen verwachsen war.

Oekolampad setzte sich sogleich mit Zwingli in Verbindung, und obgleich sich die beiden Männer nur vorübergehend persönlich nahe kamen, schloß sich doch Oekolampad mit einer Innigkeit und Treue an den Reformator von Zürich an, daß von nun an diese beiden Männer in unzertrennlicher Gemeinschaft im Kampfe voranstehen. Wenn sich Oekolampad dem festern Willen und dem frischern und klarern Gemüthe anschmiegt und unterordnet, so bewahrt er doch vermöge der Schärfe und Gründlichkeit seines Urtheils die Selbständigkeit und Freiheit des Handelns, wo die Verhältnisse von Basel

eigenthümliche Wege und Einrichtungen verlangten. Uebrigens stand Oekolampad nicht allein: unter den Weltgeistlichen zeigten sich Wyssenburger und Bersy, und unter den Klostergeistlichen Pellikan, Geyerfalk und Lüthard als entschiedene Freunde der Reformation, welche im Ganzen offener und schärfer zu Werke giengen, als Oekolampad, der, wie er an sich in seiner Milde und Mäßigung jedem Aeußersten abgeneigt war, so auch mit seinem hagern und zarten Körper und seiner schwachen Stimme nicht geeignet war fortzureißen und zu überwältigen. Nichts desto weniger gieng sein Streben und Wirken ruhig und sicher vorwärts und in die Tiefe; als Lehrer der h. Schrift und als Prediger gieng er weniger angriffsweise als grundlegend und erleuchtend zu Werke. Während er über die kühle, kluge und berechnende Art seiner Baseler häufig an Zwingli zu klagen hatte, wurde er gleichwohl durch das Vertrauen auf den Sieg der Wahrheit zum Ausharren und Verbleiben ermuthigt. Nicht vergebens: denn sein stilles, gründliches Wirken fand bei Erasmus solche unwillkürliche Anerkennung, daß dieser schon nach einem Jahre von ihm sagen mußte: „Oekolampad hat bei uns die Oberhand."

Doch erst bei der Disputation zu Baden wurde er durch Zwingli's Abwesenheit auf einem großen öffentlichen Schauplatze in den Vordergrund gedrängt, wo seine Mäßigung und Geschicklichkeit auch bei den Widersachern auffiel, so daß Etliche sprachen: „O wäre der gelbe Mann auf unserer Seite und unsers Glaubens!" Niklaus Manuel aber zeugt von ihm:

Gott redt durch ihn sein Wort so gwaltig,
Als ob's ein Engel wär. —
Mit so großer Demüthigkeit,
Ein Mensch, der gar kein Galle trägt.

Mochten die Disputationen von Baden und Bern die Bürger von Basel in der Liebe zur Wahrheit fördern, welche Oekolampad so geschickt vertheidigte: dagegen nahmen auch die in größerer Zahl am alten Glauben hängenden Geistlichen ihre letzte Kraft zusammen, so daß sie sich rühmen konnten, daß an einem Festtage sich noch über viertausend Menschen zum Gottesdienste im Münster zusammenfänden, und daß der Rath seine Verlegenheit über eine endliche Ent-

scheidung hinter die Berufung auf das Urtheil eines Concils verbarg und unterdessen die Messe aufrecht erhielt. Begreiflich, wenn inzwischen Oekolampad bisweilen fast verzagte, um so mehr, da er nicht wie Zwingli seinen Einfluß auf das bürgerliche wie auf das religiöse Leben der Stadt ausübte, sondern vielmehr gestehen mußte, er habe „keine Einsicht in die bürgerlichen Angelegenheiten."

3. Die Baseler Bürger.

Diesen Hemmnissen gegenüber erhob sich aus dem Hintergrunde eine neue Macht, welche endlich die Entscheidung und den Sieg der Reformation in Basel herbeiführte. Die Baseler Bürger nahmen von jeher an den kirchlichen Angelegenheiten einen lebendigern Antheil als die Bürger jeder andern Stadt der Schweiz. Wir haben gesehen, wie sich dieselben durch Bildung und geistige Bestrebungen auszeichneten. Nun kam noch hinzu, daß seit Kurzem auch der Rath sich dem eigentlichen Bürgerstande öffnete, der früher nur den patricischen Geschlechtern zugänglich war. Mochte auch die bürgerliche Parthei noch lange in der Minderheit bleiben, so wurden doch einzelne ihrer Glieder auf einen höhern und wirksamern Schauplatz der Thätigkeit berufen. Vom Jahre 1521 an sehen wir die aus dem eigentlichen Bürgerstande hervorgegangenen Rathsglieder, den Bürgermeister Adelberg Meier und den Oberstzunftmeister Jakob Meier zum Hirschen nebst dem Rathsschreiber Schaller an der Spitze der reformatorischen Bestrebungen. Diese thätigen und talentvollen Männer mußten sich zwar Jahre lang, dem Uebergewichte der katholischen Parthei gegenüber, mit untergeordneten Zugeständnissen für die evangelisch Gesinnten begnügen und für einmal zufrieden sein, daß in den Gegenwirkungen gegen dieselben Rücksicht und Maß beobachtet wurde. Allein das einmal Errungene festhaltend, gelangen ihnen durch die entschiedene Gesinnung der Bürger die allmähligen stillen Fortschritte. Daher Froben schon i. J. 1521 in Betreff der Bemühungen der Gegner sagen konnte: „Diese richten nichts aus bei dem Volke; denn das hat schon offene Augen und sich seinen Geschmack gebildet." — Es war durch die beiden Meier schon viel er-

reicht, daß sie die Bürgerschaft in den Schranken der Mäßigung und der gesetzlichen Ordnung zu halten wußten.

Das kühne Auftreten des Wilhelm Röublin, des Pfarrers von St. Alban, welcher i. J. 1521 bei der Processionen des Fronleichnams statt der Reliquien die Bibel vortragen ließ mit der Aufschrift „Biblia, das ist das rechte Heiligthum, das Andere sind Todtenbeine" — gefiel den Bürgern, und als er auf Anstiften der Priesterschaft vertrieben werden sollte, so sammelten sich Männer und Frauen in großer Zahl auf dem Rathhause, um für ihn zu bitten. Allein Röublin trat in seinen Neuerungen zu auffallend und äußerlich selbstgefällig auf, als daß er nicht Grund zu seiner Entfernung dargeboten hätte; und ebensowenig machte es der stürmische Farel seinen Freunden möglich, ihn in Basel zu halten. Dagegen hatte Wolfgang Wyssenburger, eines angesehenen Baslers Sohn, mit seiner evangelischen Predigt und seiner deutschen Messe schon festeren Boden. Ein bedeutender Umstand war auch die Theilnahme, welche die Predigt des Evangeliums und die Entfernung der Mißbräuche auf der Landschaft fand, so daß Stephan Stör schon i. J. 1524 zu Liestal mit der Reformation Eingang fand.

So sehr daher der Rath noch auf Seite der alten Kirche stand, so durfte er doch immer weniger zu gewaltthätigen Maßregeln schreiten: demnach blieb der Bäcker Himeli, welcher verächtliche Reden über die Verehrung der Maria ausgestoßen, ungestraft. Und wenn Adam Petri wegen des Drucks von Luthers Schriften noch um die große Summe von zweihundert Gulden gebüßt wurde, so entzog doch der Rath die Censur der Universität und setzte eine Censurkommission aus Freunden der Reformation ein, an deren Spitze Adelberg Meyer stand. Als der Verfall und die sittliche Verwilderung der Klöster den Rath zu Verfügungen nöthigte, kam ihm das Chorherrenstift zu St. Leonhard mit der freiwilligen Uebergabe des Gotteshauses sammt allen seinen Rechten und Einkünften an die Stadt entgegen. Nun konnte die Einsetzung von Pflegern zur Verwaltung des Klosterguts und die Oeffnung der Klöster für diejenigen Glieder, welche den Austritt verlangten, ohne Bedenken durchgeführt werden.

Ein mächtiger Hebel für die Reformation war der Volks- und

Gemeindegesang. Schon zu Ostern 1526 hatte die Gemeinde in der Kirche Oekolampads aus freien Stücken Psalmen gesungen. Aber die Obrigkeit trat mit einem Verbot dazwischen und blieb dabei, ungeachtet Oekolampads Verwendung. Aber im August machten sich die bewegten Herzen muthig Luft und stimmten deutsche Kirchenlieder an. Die Altgläubigen spotteten über den rohen Gesang nach der gemeinen Weise des Volksliedes; aber die Leute hatten dabei Thränen vergossen; und der Gesang mußte von nun an in mehreren Kirchen geduldet werden. — Allein nachdem wieder ein Jahr ohne irgend einen Fortschritt oder eine Entscheidung verflossen war, wurden die Bürger ungeduldig und es versammelten sich 400 derselben bei den Augustinern, um den Rath zu einem Entschlusse zu drängen. Der Rath ordnete den Oberstzunftmeister Meier an die Versammlung ab, um dieselbe zu beschwichtigen, und die Zünfte wurden erinnert, daß das Zusammenrotten unerlaubt sei. Dessenungeachtet ließen sich verschiedene Zünfte nicht abhalten, ihren Predigern zu Ehren Mahlzeiten zu fünfzig und hundert Gedecken zu veranstalten. Da jedoch die Gegner ähnliche Zusammenkünfte hielten, so nahm die gegenseitige Erbitterung nur zu und der Rath verbot solche Demonstrationen.

Unterdessen hatte die günstige Wendung des Religionsgesprächs zu Bern, an dem auch Oekolampad Theil genommen, einen ermunternden Einfluß auf die übrigen evangelisch gesinnten Stände ausgeübt; in Basel aber hielt sich der Rath in der alten neutralen Schwebe. Und doch hatte sich der weit größere Theil der Bürgerschaft mit Eifer dem Evangelium zugewendet und durfte daher gerechte Rücksicht auf seine Gesinnung verlangen. Daß auch jetzt noch der evangelischen Sache die entsprechenden Zugeständnisse verweigert wurden, brachte endlich die Bürger zu gewaltthätigen Schritten. Am Charfreitage 1528 wagten es fünf Bürger, die bisher in der Martinskirche stehengelassenen Bilder wegzuschaffen und niederzureißen; und am Ostermontage wurden die Bilder in der Augustinerkirche von Mehreren zerbrochen. Als der Rath vier jener Bürger gefangen gesetzt, geschah ein Auflauf vor dem Rathhause, indem die Bürger erklärten, nicht auseinander zu gehen, bis die Gefangenen befreit seien. Der

Rath sah sich zur Nachgiebigkeit gezwungen und ließ in fünf Kirchen die Bilder wegschaffen.

Diese abgenöthigten Zugeständnisse in der Stadt nahmen dem Rathe auch die Macht, die Ausbreitung der Reformation über die Landschaft zu verhindern, wo er sich begnügen mußte, die Wiedertäufer darniederzuhalten. Dieser selbständige Sieg der Reformation in Basel-Land zeigt, wie das Volk der Landschaft aus eigener Erkenntniß und innerm Antrieb sich der Predigt des Evangeliums anschloß. Auf der andern Seite ist es bezeichnend, daß in der Stadt die Anhänger der alten Kirche ihre Hauptsitze in der Spalenvorstadt und in Klein-Basel hatten, während außer dem Münster und der Universität das Licht des Evangeliums schon den größten Theil der übrigen Stadt erleuchtet hatte. In diesem Kerne der Bürgerschaft lag auch für Oekolampad die Hoffnung, daß die reformatorische Bewegung in den Schranken der Mäßigung erhalten werden könne. Am Ende des Jahres 1528 traten die Bürger zusammen, allmählig gegen fünfhundert, und erließen eine Bittschrift an den Rath, worin sie erklärten, wie die Liebe zur Ehre Gottes und zum Frieden der Stadt Basel sie dringe, sich persönlich zu versammeln, damit der Rath einsehe, wie sehr ihnen die Sache angelegen sei. Sie verlangten Abstellung aller Prädikanten, welche dem Evangelium zuwider seien, und Beseitigung der Messe. Schließlich baten sie, daß der Rath die Waffenrüstungen der Gegner verbiete, sonst würden sie auch nicht wehrlos erfunden werden; erklärend, sie könnten Tag und Nacht von ihrer Bitte nicht abstehen, bis der Rath sie erhört, da ihnen auf Erden nichts angelegener sei. Die anfängliche Abweisung der Bittschrift durch Bürgermeister Meltinger, das Haupt der Katholiken, und die stürmische Zusammenrottung dieser in Waffen hinderte die evangelisch Gesinnten nicht in ihrer Haltung zu verharren, bis die beiden Meier ihre Bittschrift in Empfang nahmen und Antwort innerhalb zwei Tagen verhießen.

Unterdessen hatte Oekolampad die Vermittlung und Hülfe von Zürich und Bern angerufen. Als die Gesandten der evangelischen Städte einritten, liefen die Katholiken zu den Waffen; worauf auch die reformierte Parthei sich bewaffnete, bis ihre Zahl auf Dreitausend

anwuchs. Beide Theile blieben die Nacht durch unter den Waffen. Unterdessen waren zu den Gesandten von Zürich und Bern noch diejenigen von Schaffhausen, Mühlhausen und Straßburg hinzugekommen, und von den Katholiken gerufen diejenigen der vier Waldstädte. Nach langer Verhandlung zwischen den Ausschüssen der Bürger und dem Rathe kam endlich der Vergleich zu Stande, es solle das Wort Gottes lauter und einträchtig gepredigt werden, die Prediger wöchentlich einmal zusammenkommen, um sich gegenseitig zu verständigen; und endlich wurde das Schicksal der Messe einer Disputation, vierzehn Tage nach Pfingsten 1529, anheim gestellt, worauf von Zunft zu Zunft durch Abstimmung entschieden werden solle. Unterdessen sollte die Messe in allen Kirchen eingestellt sein.

Oekolampad und die evangelischen Gesandten bewogen die Reformierten, sich diesen Beschlüssen des Rathes zu unterziehen. Schwerer fügten sich die Katholiken in diese Friedensartikel, welche die Vorboten ihrer Niederlage waren: daher Ber, das geistige Oberhaupt der Katholiken, nebst zwei andern vorzüglichen Predigern seiner Parthei die Stadt verließ. Nun verlangte die Bürgerschaft, daß die leerstehenden Kanzeln mit evangelischen Predigern besetzt würden. Da der Rath mit einer entsprechenden Antwort abermals zögerte, versammelte sich die Bürgerschaft und beschloß, jetzt den Rath nicht mehr zu bitten, sondern zu verlangen, daß alle Gegner der Reformation in seiner Mitte, welche Freunde und Verwandte unter den Priestern hatten, bis nach Austrag der Sache, ihrer Ehren unbeschadet, austreten sollten. Ferner, da der Rath sich bisher selbst ergänzt, so solle er in Zukunft durch den Großen Rath und die Zünfte gewählt werden.

Da ein geringer Verzug des Rathes das Mißtrauen der Bürgerschaft von Neuem hervorrief, traten 1200 Mann unter die Waffen und verlangten sofortige Antwort. Der Bescheid wurde zwar ertheilt, aber befriedigte nicht. Nun pflanzten die Bürger an den auf den Kornplatz mündenden Straßen Kanonen auf, besetzten das Zeughaus und die Thore, und hielten auf diese Weise den Rath gefangen. Da entfiel den katholischen Räthen der Muth und Bürgermeister Meltinger floh des Nachts auf dem Rheine hinweg. Hierauf entstand neue Aufregung, weil man befürchtete, Meltinger möchte die Oester-

reicher herbeiholen, womit die Katholischen immer gedroht. Zweitausend Bewaffnete drangen auf die Befriedigung ihrer Wünsche. Nun willigte endlich der Rath in das Begehren des Austrittes der zwölf von den Bürgern bezeichneten Rathsherren. Allein die Bürger verlangten entschiedene und gänzliche Durchführung der Reformation und bestimmtere Garantien für eine freiere bürgerliche Verfassung. Während sie daher in Erwartung der Dinge unter den Waffen verblieben und Umgänge durch die Stadt hielten, ob die Posten besetzt seien, kam ein Trupp von vierzig Mann auf die Burg und verfügte sich in das Münster. Einer stieß mit der Hellebarde an einen Heiligenschrein: dieser sprang auf, ein Bild fiel zu Boden und brach in Stücken. Der Unwille der hinzugekommenen Katholiken zog eine Schaar von dreihundert Mann vom Kornmarkte herbei, und das Eintreffen dieser gab das Zeichen zum allgemeinen Bildersturm. Die Bewaffneten räumten in allen katholischen Kirchen mit den Bildern und übrigen Abzeichen des Katholicismus auf. Auf die Abmahnung des Rathes wurde erwidert: „Was ihr drei Jahre ohne Nachdruck berathschlagt, wollen wir in Einer Stunde zu Ende bringen." Nachdem die Dreihundert ihr Zerstörungswerk vollendet hatten, verstärkten sie bedrohlich die vor dem Rathhause versammelten Bürger. Endlich gab der Rath das befriedigende Losungswort, es sollen von diesem Tage an zu Stadt und Land die Bilder entfernt und die Messe abgethan sein. Die Bürger kehrten ruhig nach Hause und die Berner Gesandtschaft berichtete an ihre Regierung: „Nicht eines Haares groß ist weder aus Kirchen noch Klöstern genommen, auch Niemand verletzt worden." Am Aschermittwoch wurde mit den übrigen Bildern in allen Kirchen vollends aufgeräumt. Anfangs wollte man das daher rührende Holzwerk unter die Armen vertheilen. Da aber unter diesen darüber Streit entstand, wurde Alles auf dem Münsterplatze in zwölf Haufen gebracht und verbrannt (den 12. Hornung 1529).

Der Bildersturm begnügte sich mit dem unmittelbaren, lange vergeblich angestrebten Zwecke. Nachdem dieser erreicht war, trat vollständige Ruhe ein. Unter Beiziehung der nun vom Rathe herbeigerufenen Gesandten der evangelischen Städte wurde eine freiere Verfassung durchgeführt und die obrigkeitlichen Aemter vom großen Rathe

und von den Zünften neu bestellt. Der durch die Zunftausschüsse vermehrte Große Rath aber verpflichtete sich durch einen besondern Eid, getreulich und ernstlich zu verhandeln, was zur Aeufnung göttlicher Lehre und zur Wohlfahrt und zum Nutzen gemeiner Bürgerschaft zu Stadt und Land dienen möge. Daß die Obrigkeit wieder in ihre volle Stellung und Gewalt eintrat, beweist die Ankündigung der Amnestie, der zu Folge „der Auflauf sammt dem Handel, mit der Zerstörung der Bilder begangen, gnädiglich verziehen" wurde. Am gleichen Tage wurde auch das christliche Bürgerrecht mit den evangelischen Städten abgeschlossen.

Diese gänzliche Umgestaltung der Dinge hatte zur Folge, daß die Anhänger des Alten die Stadt verließen, unter ihnen Erasmus und Glarean. Für diesen Ausfall bedeutender Gelehrter war Ersatz nöthig, wenn Basel von seinem alten Ruhme der Liebe zur Wissenschaft nicht herabsinken sollte. Wie der edle Oekolampad die Freude erlebte, des vollen Sieges des Evangeliums theilhaftig zu werden, so gelang es ihm auch, in Basel die neue Blüthe der Wissenschaft in reformatorischem Geiste zu schauen. Er, die Seele des schönen Werkes, mußte in eine Stellung gebracht werden, welche zugleich den Lohn für seine treue und ausharrende Arbeit und die feste Grundlage zum weitern Ausbau darböte: daher wurde er zum ersten Prediger am Münster und zum obersten Pfarrer der Baselschen Kirche erhoben. An die Universität aber, an der er fortarbeitete, wurden u. A. Simon Grynäus und Sebastian Münster berufen, welche sich als besondere Zierden Basels auszeichnen sollten.

Daß aber das neue Leben in Basel auf einem festen, tiefen und bewußten Geiste der Stadt und Bürgerschaft selbst beruhte, beweist am besten die Baselsche Reformationsordnung, unter dem Titel: „Ordnung, so eine Stadt Basel den 1. April in ihrer Stadt und Landschaft künftig zu halten erkannt hat, darin wir die verworfenen Mißbräuche mit wahrem Gottesdienst ersetzt, auch wie Laster, so mit christlicher Tapferkeit unverträglich, Gott zu Lobe, abgestellt und bestraft werden sollen, enthalten ist." Wie in Zürich und Bern erkennt es die Obrigkeit als ihr Recht und ihre Pflicht, nicht nur die Mißbräuche abzustellen, sondern durch „eine gute Ordnung ein christliches Leben einzurichten," mit dem merkwürdigen Zusatze: „unange-

sehen, daß solche Dinge den geistlichen Obern, wo ihnen unserer Seelen Heil angelegen wäre, zu fördern billiger zustände." Damit giebt der Staat das Zugeständniß, daß er seine Stellung als kirchliche Oberbehörde als bloße Ausnahme und durch die Noth der Zeit herbeigeführt betrachtet. Außer den Bestimmungen, welche die äußern kirchlichen Verhältnisse Basels eigenthümlich gestalteten, begegnen wir aber Lehren und Einrichtungen, welche von den Zwinglischen Begriffen abweichen und jenen Uebergang zu den Lutherischen Ansichten andeuten, worin sich von jeher die ausgeprägte selbständige Stellung Basels kundgethan hat. So wurde zur Ausübung einer strengern Kirchenzucht der Bann eingeführt, welcher die Betroffenen vom Abendmahle ausschloß. Das Abendmahl sollte nicht nur an den hohen christlichen Festen, sondern alle Sonntage in je einer Kirche empfangen werden können; auch wurden die Geistlichen verpflichtet, den Kranken, welche das Abendmahl verlangten, dasselbe mitzutheilen.

Mit dem Siege der Reformation in Basel eröffnete sich für Oekolampad eine fruchtbare ausbauende Thätigkeit für die Kirche zu Stadt und Land. So wie sich aber in der Schweiz die evangelische Lehre befestigte und den dieselbe bekennenden Städten eine einflußreiche Stellung verschaffte, so richtete sich auch die Aufmerksamkeit des Auslandes auf die hervorragenden Männer. Daher wurde Oekolampad zugleich mit Zwingli zum Gespräche nach Marburg eingeladen. Oekolampad war sogleich entschlossen, der Einladung zu folgen, und wirkte in gleichem Sinne auf seinen Freund ein. Als aber eine Vereinbarung an Luthers Starrheit scheiterte und auch Oekolampad von Neuem zum Kampfe gegen die Wittenberger gedrängt wurde, ließ er sich gleichwohl nicht abhalten, an Bucers Unionsversuchen, welche der Landgraf von Hessen lebhaft unterstützte, Theil zu nehmen, indem er sich zum Bekenntnisse von einem geistlichen Genusse des Leibes und Blutes Christi im Abendmahle verstehen konnte. Vornämlich durch Oekolampads Freund, den nunmehrigen Bürgermeister Jakob Meier, war auch Basel mit Zürich zur Aufnahme des Landgrafen in das christliche Bürgerrecht geneigt. Als jedoch alle diese Plane zur Vereinigung mit Luther und dem Schmalkaldischen Bunde scheiterten, ließen dennoch die süddeutschen Städte nicht ab, sich an die Schweizer

anzuschließen. Der Prediger Sohm und der Bürgermeister Besserer von Ulm beriefen Oekolampad im Frühlinge des Jahres 1531 dahin, um die Reformation daselbst zum Abschlusse zu bringen, da der Bürger von Weinsberg bei der alten schwäbischen Stadt besonderes Vertrauen erwecken mußte. Wie er in Ulm die Kirchenordnung nach dem reformierten Lehrbegriffe einführte, so auch in Memmingen und Biberach. Auch von den Waldensern, welche ihr Bekenntniß und ihre kirchlichen Einrichtungen mit der Kirche der Reformation in Uebereinstimmung zu bringen wünschten, wurde Oekolampad besonders um seine Mithülfe angesprochen.

Als Zürich nach Zwingli's Tode diesen Verlust zu ersetzen suchte und der bescheidene Leo Jud ablehnte, mußten die Augen zunächst auf Zwingli's treuesten Gesinnungsgenossen und Mitarbeiter gelenkt werden. Die einstimmige Wahl des Reformators von Basel zu Zwingli's Nachfolger war für Zürich und Basel gleich ehrenvoll. Oekolampad lehnte in demüthiger Offenheit ab. Aber er hatte unerwartet schnell einem höhern Rufe des Herrn zu folgen. Die Last der mannigfaltigen Geschäfte und Sorgen und die Nachtwachen bei literarischen Arbeiten erschöpften den zarten Körper. Als ihn eine schwere Krankheit ergriff, waren die Kräfte bald verzehrt. Die Nähe des Todes fühlend, versammelte er die Seinigen um sich, sprach ihnen freudig Trost zu und feierte mit ihnen das heilige Abendmahl. Am folgenden Tage berief er sämmtliche Geistliche der Stadt zu sich und ermahnte sie Lehr und Leben nach Gottes Wort einzurichten: im Uebrigen werde Gott Rath schaffen. Er werde nun bald Gott um Lehr und Leben Rechenschaft geben. Dem Sterbenden die Hände reichend, versprachen die Brüder, für das Wohl der Kirche Sorge zu tragen. Am letzten Tage liebkoste und segnete er seine unmündigen Kinder. Seine Mitarbeiter verbrachten die Nacht an seinem Sterbebette. Als man ihn fragte, ob ihm das Licht nicht beschwerlich falle, deutete er aufs Herz und sprach: „Es ist hier genug Licht!" Nachdem er den 51. Psalm gebetet, verschied er mit dem Flehen: „Hilf mir, Herr Jesu!" (den 24. Wintermonat 1531.)

Wenige Wochen nach Oekolampads Tode war Oswald Myconius zum Pfarrer von St. Alban in Basel gewählt worden. Er

war in seinen jungen Jahren daselbst Lehrer gewesen, hatte Zwingli's volles Vertrauen besessen, und in untergeordneter Stellung, aber durch ein erfahrungsreiches, edles, standhaftes Leben sich als ein auserwähltes Werkzeug bewährt. Daher wurde Mykonius an Oekolampads Stelle berufen, und sollte ihn am Münster und an der Universität ersetzen, obgleich er weder die geistliche Ordination noch einen gelehrten Grad empfangen hatte. Mit Weisheit und Einsicht wußte sich Mykonius in die eigenthümlichen Verhältnisse und Ansichten von Basel hineinzuleben und mit Würde seine Stellung zu behaupten. Daher bemühte er sich, den Eingriffen der Obrigkeit in die Angelegenheiten der Kirche zu wehren, nach seinem Grundsatze, man müsse nicht durch Gebote bewirken, was durch treue Belehrung erlangt werden könne. Er konnte freilich nicht verhindern, daß der Kirchenrath, in welchem auch die Geistlichkeit vertreten war, abgeschafft und alles Kirchliche unmittelbar an die Regierung gebracht wurde. Ueber den Geist, der in der Obrigkeit waltete, besonders da ihm der innig befreundete Bürgermeister Jakob Meier stets treu und kräftig zur Seite stand, konnte er sich jedoch vollkommen beruhigen, namentlich wie sich derselbe in der Baseler Konfession kund that. Es erschienen nämlich i. J. 1534 die Väter des Landes mit dieser ersten Baseler Konfession vor ihren Mitbürgern, welche als freies und lebendiges Zeugniß des Glaubens aus der glaubenden und bekennenden Gemeinde hervorgegangen war: daher sie im Eingange erklären, sie bringen das vor die Bürger, nicht als die „hochgebietenden, sondern als die, welche den Glauben aus Gottes Wort gelernt haben und dem sie zu allen Zeiten gehorsamen wollen." Vom Abendmahl heißt es bestimmt und bündig: „Wir glauben festiglich, daß Christus selbst sei die Speise der gläubigen Seelen zum ewigen Leben, und daß unsere Seelen durch den wahren Glauben an den gekreuzigten Christus mit dem Fleisch und Blut Christi gespeist und getränkt werden, also daß wir seines Leibes als unsers einigen Hauptes Glieder in ihm und er in uns lebe, und daß Christus in seinem Nachtmahle allen denen, die an ihn glauben, gegenwärtig sei." — Das Recht des Bannes wird anerkannt, in so fern die Kirche nur bannt um der Besserung willen und die Gebannten, wenn sie sich bessern, mit Freuden wieder aufnimmt. — Die

Obrigkeit wird Gottes Dienerin genannt, welche all ihr Vermögen dahin richten soll, daß bei ihren Unterthanen der Name Gottes geheiligt, sein Reich erweitert und seinem Willen mit ernstlicher Ausreutung der Laster gelebt werde. — Diese Konfession wurde den Zünften vorgelegt und Mann für Mann beschworen; und es ist dieselbe das öffentliche Bekenntniß der Baselschen Kirche geblieben bis auf den heutigen Tag. Auch das benachbarte Mühlhausen machte diese Konfession zu der seinigen.

Indem so in der Schweiz Staat und Kirche unter der lebendigsten Betheiligung des Volkes zusammenwirkten, durchdrang und erneuerte die Reformation schnell und durchgreifend das ganze Leben und übte namentlich einen so mächtigen Einfluß auf Zucht und Sitte aus, wie es in Deutschland nicht im gleichen Grade möglich war.

XIII.

St. Gallen und Vadian.

Zwingli führte in Bern die Entscheidung für die Reformation herbei und erhielt Basel durch die innige Freundschaft mit Oekolampad in engem Verbande mit Zürich: durch noch engere Bande wußte er St. Gallen an Zürich zu fesseln. Er war seinem Heimatlande Toggenburg mit warmer Liebe zugethan und dahin richtete er auch nächst Zürich seine eifrigsten Sorgen und Bemühungen. Allein es war schwer, in jener Landschaft mit der Reformation gegen den Widerstand des Oberherrn, des Abtes von St. Gallen, aufzukommen: es war nur erreichbar durch ein Gegengewicht von entschiedener Macht, Einsicht und Geisteskraft. Ein solches Gegengewicht war allein in der Stadt St. Gallen zu finden, welche in ihrer aufblühenden Kraft und frischen Energie gegen das längst von seiner geistigen Höhe herabgesunkene, aber darum nur um so unbeugsamer auf seinen äuße-

ren Ansprüchen verharrende Kloster in immer tiefern Zwiespalt gerathen mußte. Nirgends fand daher die Reformation so lebhaften, raschen und allgemeinen Eingang wie in der Stadt St. Gallen. Es war nur von dem feindseligen Eifer gegen die alte Klosterburg Ueberstürzung und Gewaltsamkeit zu befürchten. Allein auch da hatte die Gnade Gottes ein Werkzeug hingestellt, welches die Bewegung in geordneten Schranken zu halten und zum sichern und gesegneten Ziele hinzuleiten vermochte.

Joachim von Watt, Vadian, war durch seine Gelehrsamkeit, die Würde seiner Person und seine umsichtige Festigkeit ein in der ganzen Schweiz angesehener und daher für die Reformation höchst einflußreicher Mann, als Jugendfreund und Vertrauter Zwingli's von doppeltem Gewicht. Die beiden Landsleute gleichen Alters und gleich kräftigen, fröhlichen Geistes hatten sich auf der Hochschule zu Wien kennen gelernt und wurden durch das eifrige Studium und die Bewunderung der Alten aufs engste verbunden. Während Zwingli nach kurzer Studienzeit in die Heimat zurückkehrte, blieb Vadian in Wien, von dessen Gelehrten begünstigt, und wurde Professor der lateinischen und griechischen Sprache und Literatur. Es ward ihm die Ehre zu Theil, zum Vicekanzler und 1516 zum Rektor der Universität erhoben zu werden; und unter Kaiser Maximilian I., der ihm sein Vertrauen schenkte und oft dem Staatsrathe beizog, wurde er zum Dichter gekrönt. Seine Vorzüge als Dichter bestanden jedoch weniger in der poetischen Begabung, als in der Zierlichkeit seiner Sprache und in dem neidlosen Wohlwollen für seine gelehrten Freunde. Besondere Verdienste erwarb sich Vadian durch die Bildung schweizerischer Jünglinge, welche er in sein Haus aufnahm und deren Studien er leitete, u. a. Zwingli's Bruder Jakob und andere von Zwingli's Glarner Schülern. Sein Vaterland war ihm überhaupt so theuer, daß alle Ehren des Auslandes ihn nicht befriedigen konnten. Um aber der Heimat wirksam zu dienen, mußte er sich nach einer Fachwissenschaft umsehen. Nachdem er einige Zeit das Studium der Rechte betrieben, wandte er sich zur Medizin und widmete ihr neben seinen Vorlesungen die vier letzten Jahre seines Aufenthaltes in Wien. Als Reuchlins und Huttens Freund, in dessen Kreise Luthers Schriften mit

Freude aufgenommen wurden, ward die Stellung des offenen Schweizers in Wien allmählig schwieriger. Vadian kehrte daher i. J. 1518 nach St. Gallen zurück, wo er zum Stadtarzt ernannt wurde, in welchem Amte er bald wegen der Pestzeit Gelegenheit hatte, seine Treue und seinen hingebenden Muth zu bewähren. Im Jahre 1519, da Zwingli nach Zürich kam, wurde auch Vadian durch seine Gattin, Martha Grebel, die Schwester Konrads, eines Wiener Zöglings, des nachherigen Hauptes der Zürcherischen Wiedertäufer, mit Zürich enge verbunden.

Bei der allgemeinen bereitwilligen Stimmung und Empfänglichkeit für die Reformation in St. Gallen stellten sich die Anfänge derselben früh und fast unmerklich ein. Die Seele war Vadian, welcher still und fest die Erleuchtung und Erneuerung seiner Vaterstadt vorbereitete, und dazu besondere Aufforderung und Befugniß erhielt, als er i. J. 1520 nach dem Tode seines Vaters in den Rath aufgenommen wurde. Auf seinen Antrieb war daher im gleichen Jahre sein ehemaliger Schüler in Wien, Benedikt Burgauer, an die Hauptkirche St. Gallens berufen, welcher nebst seinem Helfer, Wolfgang Wetter, der evangelischen Lehre offenen Sinn entgegentrug und sich in Luthers Schriften vertiefte. Da zudem noch mehrere Kapläne sich mit Eifer auf das Schriftstudium legten, bot ihnen Vadian selbst Ermunterung und Anleitung, indem er ihnen in Vorlesungen die Geschichte der Apostel erklärte. Noch enthält die Stadtbibliothek von St. Gallen den lateinischen Kommentar mit Vadians ausführlichen Erklärungen. Diese Vorlesungen scheinen Vadian zur Bearbeitung einer „heiligen Geographie des Neuen Testamentes" veranlaßt zu haben, die er sofort ausführte, während er in einer zweiten Ausgabe des alten Geographen Pomponius Mela Aeußerungen über die Reformation einflocht, um damit die Gelehrten zur Betheiligung aufzufordern. Im Jahre 1521 setzte er die Anstellung des der evangelischen Lehre treu ergebenen Dominik Zili zum lateinischen Schulmeister der Stadt durch. Als Hubmaier, der nachherige fanatische Wiedertäufer, von einem St. Galler Bürger eingeladen, im J. 1523 mehrmals in St. Gallen voll feurigen Geistes und mit großer Beredsamkeit predigte, mochte die Kirche die zuströmende Menge

nicht mehr fassen. Er bestieg daher einen benachbarten Hügel, oder er erklärte von seiner Herberge aus dem die Gasse füllenden Volke die Schrift. Und nicht weniger Beifall fand um die gleiche Zeit die Predigt des St. Galler Bürgers Schappeler, des Prädikanten zu Memmingen, welcher den Münsterprediger Wendelin der Irrlehre beschuldigte, ohne daß dieser die angebotene öffentliche Disputation anzunehmen wagte.

Ein merklicher Schritt von Seite Vadians war der Besuch der ersten Disputation in Zürich, wo er zum ersten Präsidenten derselben ernannt wurde, ungeachtet seines anfänglichen Einspruchs, daß er nur zum Hören beauftragt sei. Bald sollte ihm aus der Mitte der Bürgerschaft ein neues Element zur Mitwirkung erwachsen, das in all seiner Treuherzigkeit und Gemüthlichkeit die Theilnahme Vieler an sich fesselte. Johannes Keßler hat uns in anmuthiger Naivetät sein Zusammentreffen im Wirthshause zu Jena mit dem von der Wartburg zurückkehrenden Luther geschildert, der sich den nach Wittenberg reisenden Studenten noch als Ritter Jörg, jedoch in liebenswürdigster Freundlichkeit darstellte. Nachdem Keßler ein Jahr lang die damaligen Größen Wittenbergs gehört und ungeachtet seiner Armuth die freundliche Aufmerksamkeit mehrerer derselben erfahren hatte, war es ihm nunmehr unmöglich, ein Meßpriester zu werden. Da er aber von der evangelischen Lehre noch keinen Unterhalt hoffen konnte, so entschloß er sich nach dem Beispiele anderer seiner Zeitgenossen zur Ergreifung eines Handwerks und trat bei einem Sattler in die Lehre. Allein kaum war Keßler in seine Vaterstadt zurückgekehrt, als ihn eine ansehnliche Zahl seiner Mitbürger um Erklärung der h. Schrift ersuchte. Bald vermochte ein Privathaus die Zuhörer nicht mehr zu fassen, so daß Keßler seine Vorträge vom Anfang des Jahres 1524 bis in den Herbst auf der großen Zunftstube der Weber hielt. Nun that aber die Tagsatzung zu Baden dagegen Einspruch, daß „ein Keßler in einer Trinkstube ketzerisch predige." Darauf untersagte der Rath Keßlers Vorträge, ordnete aber dafür wöchentlich drei Predigten an. Statt des sich zurückziehenden Keßler drangen nun die Bürger in den von Chur in seine Heimat zurückkehrenden Mönch Wolfgang Schorant, welcher ebenfalls ein Handwerk lernte, daß er

ihnen Bibelstunden halte. Als ein Privathaus für die zuströmende Menge nicht mehr genügte, der Abt aber die St. Mangenkirche verschloß, versammelte sich das Volk von Stadt und Land zu den Vorträgen, welche nebst Schoraut auch wieder Keßler mit Zili hielt, auf den weiten Räumen der Metzg, bis endlich der Rath sich gedrungen fühlte, der allgemeinen Bitte zu entsprechen und die St. Lorenzenkirche für „die Lese" zu öffnen. Der Rath folgte Schritt für Schritt der öffentlichen Stimmung: daher erließ er im Frühling 1524 das erste Mandat, in Folge dessen nun das Wort Gottes ohne menschlichen Zusatz gepredigt, hinwieder aber gegenseitige Beleidigungen und Störungen vermieden werden sollen. So trat Niemand den Predigern in den Weg, als sie allmählig von der Messe abließen; und als einzelne Bürger an verschiedenen Orten die Bilder nächtlicher Weile raubten, bestrafte sie zwar der Rath, ließ aber sämmtliche Bilder von Straßen, Brunnen und Häusern wegnehmen und ordnete die Räumung der St. Lorenzenkirche von Tafeln und Bildern an.

Allein bald sah sich der Rath gezwungen, die Zügel straffer anzuziehen, da ein Volkshaufe das Frauenkloster St. Leonhard überfiel und beim wüsten Gelage raubte und zerstörte. Eine besondere Gefahr brachte dem noch unbefestigten Evangelium zu St. Gallen die Wiedertäuferei. Nachdem Zürich in Folge der Disputation 1525 die Wiedertäufer verbannt, wurde St. Gallen ein Sammelplatz derselben, da einer der eifrigsten unter ihnen, Hochrütiner, ein St. Galler war und das Haupt, Konrad Grebel, als Vadians Schwager daselbst Aufnahme und Duldung erwarten konnte. Durch Grebel wurde Schoraut zum feurigen Wiedertäufer und zog Viele von Stadt und Land an sich. Vadian trat mit einer Schrift gegen die Wiedertaufe auf, um dieselbe als einen unordentlichen Frevel zu bezeichnen, und der um Hülfe angesprochene Zwingli richtete seine Schrift über „Tauf, Wiedertauf und Kindertauf" an den Rath von St. Gallen. Da die Wiedertäufer dennoch immer zuversichtlicher auftraten, so verhängte endlich der Rath Gefängniß, Verbannung und Geldbußen gegen die Wiedertäuferei. Diese Strenge verminderte schnell den Anhang; vollends aber wurde die Sekte zum Abscheu, als Thomas seinem

Bruder Leonhard Schucker von Mühlegg in wahnsinniger Schwärmerei das Haupt abschlug.

Die Disputation zu Baden hielt St. Gallen im Fortschritt der Reformation nicht auf; am Ende des Jahres 1526 wurde die St. Lorenzenkirche völlig von den Bildern geleert. Zur Vertheidigung gegen die Angriffe, welche von der Münsterkanzel ausgiengen, verfaßten die Prediger von St. Lorenzen eine Antwort, „mit Hilf und Zuthun" Vadians, welcher mit dem Jahre 1526 der Stadt als Bürgermeister vorstand. Unter Vadians Leitung schloß sich nun St. Gallen entschieden der Reformationsordnung Zürichs an. Am Osterfeste 1527 nahmen Bürgermeister und Räthe nebst der ganzen Gemeinde und vielen Evangelischen aus weiter Umgebung an der Feier des h. Abendmahles Theil. Die deutschen Psalmen wurden eingeführt und eine Kinderlehre angeordnet. Die Geistlichen wurden aufgefordert, in die Ehe zu treten und strenge Gesetze gegen Unzucht und Ueppigkeit erlassen.

Nachdem die beiden Freunde die Disputation zu Bern zu glücklichem Ziele geführt, Zwingli als Streiter für die evangelische Wahrheit, Vadian als würdevoller Präsident, versammelte sich die Kirchgemeinde zu St. Mangen, welche Kirche vom Abte abhängig und daher auf Zureden des Rathes bisher im alten Stande verblieben war, und beschloß sich des Götzendienstes zu entladen. Hierauf erlaubte der Rath die Räumung der Kirche und gebot weiter den Klosterfrauen ihre Ordenskleider abzulegen, jedoch mit freigebiger Fürsorge für ihr zeitliches Fortkommen.

Um diese Zeit hofften Zwingli und seine nächsten Freunde auf einen allgemeinen Sieg der Reformation in der ganzen Schweiz und glaubten durch rasches und entschiedenes Vorgehen die Entscheidung herbeiführen zu sollen. Es war kein Zweifel mehr, daß die ganze östliche Schweiz dem Evangelium geneigt sei und sich für dasselbe erklären würde, wenn die Gegenwirkung des mächtigen Klosters St. Gallen aufhörte. Daher war die evangelische Stadt entschlossen, den Kampf mit dem alten feindseligen Nachbarn aufzunehmen. Zunächst mußten diejenigen Mitglieder des Rathes ihre Stellen niederlegen, welche dem alten Glauben zugethan waren; dann wurde den verbür-

gerten Kaplänen, welche im Münster die Messe lasen, erklärt, daß man dieselbe nicht mehr dulden könne, und der Münsterprediger Wendelin, welcher die neue Lehre als Irrthum geschmäht, wurde zum öffentlichen Widerruf in der Lorenzenkirche genöthigt und zu einer Buße von hundert Gulden verurtheilt. Um dem dadurch bei den katholischen Orten erregten Unwillen zu begegnen, trat St. Gallen im Herbste 1528 in das christliche Bürgerrecht mit den evangelischen Städten. Auf diesen Hintergrund bauend, wagte nun der Rath einen kühnen Schritt.

In der Fastnacht 1529 zog eine Abordnung des Rathes, an ihrer Spitze der Bürgermeister Vadian, von zahlreichen Bürgern begleitet, nach der Münsterkirche und eröffnete, daß sie gekommen seien, Bilder, Altäre und Messe abzuthun, wozu der Rath berechtigt sei, da das Münster ebenfalls eine Pfarrkirche sei und ein namhafter Theil der Kirchenzierden von den Bürgern gestiftet worden, welche darüber als über ihr Eigenthum verfügen könnten. Ungeachtet der Protestation des Konvents wurde das Werk der Zerstörung begonnen und in Zeit von zwei Stunden vollbracht. Das Holzwerk aus dem Münster und dessen Kapellen, sechsundvierzig Wagen voll, wurde auf den Brühl geführt und verbrannt. Mit den Bildern von Stein wurden die Zugänge zu den Kirchenschätzen vermauert, indem diese unversehrt aufbewahrt wurden. So gieng ein seltener Reichthum ehrwürdiger Gegenstände alter Kunst im Sturme jammervoll unter! — Auch vor den herbeieilenden Gesandten der katholischen Orte beharrte der Rath darauf, daß das Münster mit einem Prediger versehen werde, der das heitere Wort Gottes vortrage. Dominik Zili wurde dazu bestellt, welcher den 7. März vor mehr als dreitausend Zuhörern die erste evangelische Predigt in der alten Klosterkirche hielt.

Die Schwierigkeiten mehrten sich, als nach dem Tode des alten Abtes zwei der vier Schirmorte, Zürich und Glarus, die neue Abtwahl hindern wollten. Und als dieselbe gleichwohl unter der Mitwirkung der zwei andern Schirmorte Luzern und Schwyz von den Mönchen vorgenommen wurde, sollten dem neuen Abte Bedingungen auferlegt werden, welche die Ausübung seines Amtes unmöglich machten. Denn Zürich und Glarus verlangten: wolle Kilian Abt und Herr

sein, so solle er aus der Schrift beweisen, daß seine Kutte und die Mönchsregel Gott wohlgefällig sei. Könne er es nicht, so solle er nicht mehr Abt und Herr, sondern Schaffner und Statthalter genannt werden, den vier Schirmorten jährlich Rechnung ablegen und den Ueberschuß an die Armen verwenden. Und endlich sollen die Gotteshausleute der drückenden Beschwerden enthoben werden. Der Rathschlag zu diesen Beschlüssen gieng von Zwingli aus, welcher sich in seinem Gewissen gedrungen und berechtigt fühlte, sowohl die geistliche als die weltliche Macht des Abtes zu brechen. Denn es war ihm ausgemacht, „daß entweder unsere Herren sammt unsern Eidgenossen und Mitbürgern von St. Gallen und allen Gotteshausleuten, denen unsere Herren zur Handhabung des göttlichen Wortes Leib und Gut zugesagt haben, abstehen und brechen müssen, oder Abt Kilian." Gestützt auf die evangelische Gesinnung des weitaus größten Theils der Bevölkerung im Gebiete des Abtes bot der Rath zu Zürich zur Ausführung der Pläne Zwingli's kräftige Hand, damit „zwischen beiden Seen" (dem Boden- und Zürichsee) das Pabst- und Mönchthum abgethan werde.

Die Stadt St. Gallen handelte im genauen Einverständniß mit Zwingli und Zürich. Zunächst stellte die Stadtgeistlichkeit, an ihrer Spitze Schappeler, Lehrsätze auf, worin sie in öffentlicher Disputation die Schriftwidrigkeit des Klosterlebens und der geistlichen Herrschaft darthun wollte. Um sich gewaltthätigen Schritten zu entziehen, floh der Abt mit den Urkunden und den Kirchenschätzen nach dem österreichischen Gebiete. Zürich erhob Klage über die Beraubung des Klosters und fand, der Abt, als landflüchtiger Mann, habe alle seine Rechte verwirkt. In Folge dessen versammelte Vadian den 7. Brachm. den Großen Rath und bewirkte den Beschluß, das Kloster in der Stadt Hände und Gewahrsam zu nehmen. Die Bürgermeister und Räthe zogen mit Bewaffneten in das Kloster, ließen sich von den Mönchen und Dienstleuten schwören, und nahmen ein Inventar des Stiftseigenthums auf. Gegen einen Kaufpreis von 15000 Gulden übergaben die beiden Schirmorte Zürich und Glarus das Kloster mit allen seinen Gebäulichkeiten als Eigenthum an die Stadt St. Gallen.

Gegen Ende des Jahres 1530 wurde die Abhaltung einer Synode beschlossen, wozu Zwingli und Joner berufen wurden, um die Geistlichkeit sowohl der Stadt als des äbtischen Gebietes, des Rheinthals und Appenzells zur Uebereinstimmung in der Lehre und Kirchenordnung zu leiten. Bei jener Versammlung sagte Zwingli vom abwesenden Vadian: „Ich kenne keinen solchen Eidgenossen mehr.“ Ein ander Mal nannte er ihn „den wohlkönnenden Leib- und Seelenarzt, der nicht allein der loblichen Stadt St. Gallen und ganzer Eidgenossenschaft, sondern allen Christen zur Zierde und Ehre gereicht.“

Wirklich war Zwingli mit diesem Jugend- und Studienfreunde aufs engste verbunden, so daß er einmal bei einer Mittheilung, die er Vadian macht, hinzufügt, das sei weder seiner Gattin noch den besten Freunden bekannt. Beide hatten eine freie, gebietende Würde, gemildert durch umgängliche Heiterkeit, mit einander gemein, die Liebe zur klassischen Bildung und Humanität war für Beide die erfrischende Lebensluft. Um so freudiger und dankbarer schlug daher Zwingli's Herz für seinen Vadian, als dieser auch den lebendigen Eifer für das Evangelium mit ihm theilte. Daher sagt er u. a.: „Ich sehe in Dir eine so wachsame und unermüdliche Beflissenheit, daß ich uns nur viele solche Pfarrer erbitten möchte, welche nach Vadians Weise niemals aufhören Fortschritte zu machen.“ In Vadians Schooß legte Zwingli seine kühnsten Gedanken nieder, mit ihm berieth er sich hauptsächlich über die allgemeinen Angelegenheiten der Schweiz, welche zugleich auch in die Politik eingriffen: daher hielt er ihn durch Mittheilungen aus dem Vorort immer auf dem Laufenden. Wie Vadian seine Stütze war bei den kühnen Plänen in Betreff der äbtischen Lande, so war er auch Zwingli's rechte Hand und der Mittelsmann in den Verhandlungen über eine nähere Vereinigung mit den süddeutschen Städten. — Der Geist aber, von dem Vadian erfüllt war, lebte durch ihn auch in seinen St. Gallern. Als daher die Entscheidung mit dem Schwerte näher rückte, konnte Vadian seinem Freunde schreiben: „Wenn es von unserer Seite der That bedarf, so befiehl und mahne, denn wir wollen treu und unerschrocken mit Gottes Hülfe handeln, und es sind die Unsrigen erstaunlich

bereit, Alles zu wagen, wofern uns nur das Wort gehalten wird."

Wie Vadians eidgenössische Weisheit und Tugend seine Mitbürger im Glücke auf dem Wege der Mäßigung erhalten, so gieng er ihnen im Unglück mit der Ergebung voran, welche sich trösten konnte, die Hauptsache gerettet zu haben. Nach dem für die Reformierten unglücklichen Ausgange des Krieges eilte Vadian zur Vermittlung nach Bremgarten. Als seine Bemühungen vergeblich waren und ein für die evangelische Sache ungünstiger Friede erfolgte, verfiel er aus Kummer in eine schwere Krankheit und rief traurig aus: „O Du fromme Gemeinde St. Gallen!" — Indessen wurde durch die vier Schirmorte nebst Bern und Appenzell zu Wyl in Betreff der Stadt und des Klosters der Vergleich getroffen, daß jeder Theil ungehindert bei seinen Freiheiten und der Religionsübung bleiben, die Stadt aber dem Kloster für die Zerstörungen Schadenersatz leisten solle. Auch für die äbtischen Lande wurde erreicht, daß evangelische Pfarrer in den Gemeinden bleiben durften, jedoch auf deren Kosten. Es bedurfte Vadians ganzes Ansehen, um die erbitterten Gemüther zu versöhnen und zum Nachgeben ins Unvermeidliche zu bestimmen. Durch das Verbot von Seite des Rathes, daß kein Bürger die Messe besuchen dürfe, war eine scharfe Scheidewand für alle Zukunft zwischen Stadt und Kloster gezogen, welche noch durch den schnell erblühenden Wohlstand der Stadt und den allmähligen Verfall des Klosters an Gut und Geist verstärkt wurde.

Nachdem Vadian durch seine Einsicht und sein Ansehen das Evangelium in seiner Vaterstadt befestigt hatte, trat er von seinen Aemtern zurück, um von nun an der Wissenschaft und seinen Freunden zu leben. Zu diesen gehörte auch der treue Keßler, welcher während seines besten Mannesalters, von der Zeit der wiedertäuferischen Unruhen an, dem Sattlerhandwerke obgelegen hatte. Seit dem Landsfrieden hatte er bisweilen dem Verlangen rheinthalischer Gemeinden nach einem evangelischen Prediger durch zeitweise Aushülfe entsprochen. Er durfte sich daher nicht entziehen, als die Stadt 1537 seine Dienste für die lateinische Schule in Anspruch nahm, da er in den alten Sprachen gut bewandert war. Ueber die zu lesenden Schriftsteller

aber erholte er sich Vadians Rath. Denn dieser blieb den Alten und der Philosophie getreu. Er schrieb daher in dem Vorworte zur Geographie des Neuen Testamentes an Bullinger: „Unsere Zeit zählt nicht wenige fromme und eifrige Diener des Evangeliums, welche aus übermäßiger Verehrung der Schrift auf den Abweg gerathen, zu wähnen, es zieme den Geistlichen nicht, außer der h. Schrift irgend einen Abschnitt der Philosophie zu lesen. Ihr Irrthum ist aber nicht minder verderblich, als der Jener war, welche sagten, die h. Bücher können ohne Beihülfe der Philosophie nie recht gelehrt oder verstanden werden."

Mitten in den Geschäften seines Amtes hatte Vadian stets Materialien für die Geschichte seiner Heimat gesammelt und eine Chronik der Aebte von St. Gallen hinterlassen, welche er „seinem lieben Gesellen Keßler, zu Ehren und Frommen der Stadt St. Gallen" vermachte. Immer empfahl er, um vom guten Rechte der Reformation sich zu überzeugen, das Studium der Geschichte. — Endlich nach Vollendung des Reformationswerkes seiner Vaterstadt benutzte er seine Muße, um auch als theologischer Schriftsteller sich an dem zu betheiligen, was der tiefste Gegenstand seiner Liebe und seines Nachdenkens war. Seine Hauptschrift sind die „Aphorismen", welche sich mit der Betrachtung über das Abendmahl beschäftigen, worüber Bullinger urtheilt: „Ich habe in dem Sakramentsstreite noch nichts gelesen, das mir besser gefallen hätte, als Deine Bücher vom h. Abendmahl, insonderheit wegen trefflicher Ordnung, vielfältiger, gottseliger und unvergleichlicher Geschicklichkeit und endlich wegen heiliger Einfalt und alter apostolischer Reinigkeit." — Und als Schwenkfeld, im Widerspruch mit der Ansicht Zwingli's, die Behauptung aufstellte, daß Christus nach der Menschheit keine Kreatur, sondern ganz unser Herr und Gott sei, war Vadian der erste, welcher den Kampf aufnahm und mit dem Beifall und Dank der schweizerischen Theologen führte.

Indem er sich seine evangelischen Freunde und Streitgenossen durch Hülfe auf ihrem Arbeitsfelde verpflichten konnte, so waren sie ihm doppelt dankbar, wenn er ihnen aus der Ferne mit seiner ärztlichen Kunst Beistand leistete. — Der kräftige Zwingli, der zärtere

Leo Jud und der gebrechliche Berthold Haller sind voll Vertrauen in seine Kunst und voll Erkenntlichkeit für ihm verdankte Heilung oder Linderung. Wie gerne der reiche Bürgermeister von St. Gallen auch milde Gaben an Bedürftige austheilte, beweist, daß seine Freunde Zwingli, Oekolampad und Haller sich bewogen fanden, ihm zu berichten, daß er nur solche von ihnen im Allgemeinen Empfohlene unterstütze, wenn das Empfehlungsschreiben das verabredete Losungszeichen enthalte.

Da dieser reichbegabte und edle Mann mit all seiner Wissenschaft und Kunst die anmuthigste Treuherzigkeit und die wohlwollendste Mittheilsamkeit verband, so begreifen wir, daß, wie alle seine Freunde, namentlich aber der gemüthvolle Keßler mit hingebendster Liebe und Bewunderung an seinem „Herrn Doktor" hieng. Unter anderm erzählt Keßler, wie Vadian beim Erscheinen jenes Schrecken erregenden Kometen i. J. 1531 mit seinen St. Galler Freunden auf einer Höhe des Rheinthales die Nacht zubrachte, um den ungewöhnlichen Stern zu beobachten, und wie er den Freunden die Wunder des Himmels eröffnete, mit dem Ausdruck frommer Sehnsucht, den wunderbaren Schöpfer zu schauen. Aber eben so gut wußte er Bericht von dem schönen Lande, das zu ihren Füßen lag, von dem Leinwandgewerbe der Stadt St. Gallen, von dessen Gassen und dessen Geschlechtern. — Wie hoch die Züricher Vadian stellten, geht daraus hervor, daß das ganze Kollegium der Zürcherischen Geistlichkeit ihn bat, er möchte zur Gesammtausgabe der Werke Zwingli's dessen Leben beschreiben, als der es am besten könne: und zunächst war es Bullingers Wunsch, welcher an dem Jugendfreunde seines Vorgängers mit inniger Verehrung hieng und mit demselben in ununterbrochener freundschaftlicher Verbindung blieb.

Als Vadian sich dem Tode nahe fühlte, berief er die vornehmsten Mitglieder des Rathes und der Geistlichkeit an sein Lager, empfahl ihnen das Wohl der Stadt und der Kirche und erklärte, daß er seine Bibliothek der Stadt St. Gallen vermache. Diese bildet bis auf den heutigen Tag den Grundstock der Stadtbibliothek, welche nach seinem Namen genannt wird. Der treue Keßler war in den zwei letzten Monaten so viel als möglich an Vadians Schmerzens- und

Vollendungslager und schreibt daher an Bullinger: „Nachdem Vadian alle seine weisen Verordnungen bezüglich seines Todes getroffen hatte, wandte er sich ausschließlich zur frommen Betrachtung der h. Schrift. Oft besuchte ich den theuern Vater, bald von ihm gerufen, bald aus freien Stücken, denn ich wußte, daß ihm meine Gegenwart nicht unlieb sei. Nicht als ob er irgend eines Zuspruchs bedurft hätte, sondern weil er in seinem frommen Sinne traulich mit mir verkehrte, und damit ich seine gelehrten Reden vernähme und, so lange es mir vergönnt sei, aus seiner Gelehrsamkeit und Menschenfreundlichkeit Trost schöpfte. Fiel unser Gespräch auf irgend einen trostreichen Spruch der Schrift, so pflegte er sofort mit gefalteten Händen und zum Himmel gerichteten Blicken Gott dem Vater Dank zu sagen für seine in Christo uns erwiesenen Wohlthaten, und er war mit sich unzufrieden, wenn er nicht alle solche Stellen im Gedächtniß behalten hatte. Unter anderm ließ er sich die Abschiedsreden Jesu und eben so einige Kapitel des Briefes an die Hebräer vorlesen. Als wir dieses thaten, großer Gott, mit welchem Ernst und welcher Gelehrsamkeit sprach er über das ewiggültige Opfer Christi!" — Vor seinem Sterben gab Vadian dem Freunde das Neue Testament, welches ihm stets als Handausgabe gedient, und sprach: „Nimm, mein Keßler, dieses Testament, das mir mein liebster Besitz war, zum ewigen Gedächtniß unserer Freundschaft!" — Vadian starb den 6. April 1551, im Alter von 66 Jahren. Keßler hat sein Leben mit der Verehrung eines Sohnes geschrieben, und ihm wurde vom Rath zunächst die Aufsicht über die Vadianische Bibliothek anvertraut.

Der demüthige Keßler, dem Vadian so großes Vertrauen geschenkt, trat nun auch in dessen Fußtapfen als Stellvertreter der St. Gallischen evangelischen Kirche im Verhältniß zur Eidgenossenschaft und zum Ausland. Von ihm giengen die Missive und Berichte aus, er war in vertrautem Briefwechsel mit den vorzüglichsten Trägern der Reformation, von seiner Hand sind vom Jahr 1552 an die St. Gallischen Synodalakten. Wie in der Schule, so war er auch im Schulrathe thätig; das Volk nannte ihn „den alten Schulmeister". In den letzten Jahren seines Lebens wurde er zum Vorsteher der Geistlichkeit zu Stadt und Land gewählt. Seine „Sabbatha", die

handschriftliche Geschichte der Reformation von St. Gallen und seines eigenen Lebens, ist eben so werthvoll durch die genauen Angaben des Augenzeugen als durch die lebendige und anmuthige Darstellung.

Aehnlich wie in St. Gallen wirkte der Gegensatz in Chur. Der dortige bischöfliche Hof, dem Auslande zugethan und ein Feind der Freiheit des Landes, machte die aufstrebende Bürgerschaft von Chur für die evangelische Freiheit doppelt geneigt. Als die Kirche St. Martin zu Chur an Johannes Komander einen durch Würde und Gelehrsamkeit vorzüglichen Mann, den Freund Vadians und Zwingli's, zum Prediger erhielt, befestigte sich das Evangelium und schlug auch in einer beträchtlichen Zahl der freien rhätischen Gemeinden unvertilgbare Wurzeln. Allein das Hochstift und ein zahlreicher, in Faktionen getheilter Adel brachten einen vieljährigen, blutigen Zwiespalt über Graubünden.

XIV.

Schaffhausen und Hans Stockar.

Schaffhausen hatte weder im Rathe noch unter seinen Predigern einen hervorstechenden Mann. Daher sehen wir in seinen Schwankungen und Zögerungen während der entscheidenden Jahre der Reformation beständig äußern Einfluß. In den ersten Jahren übte der siegreiche Vorgang Zürichs auch auf das nahe Schaffhausen seinen überwältigenden Einfluß aus. Als aber die Wiedertäufer zu Stadt und Land bedeutenden Anklang fanden, als das benachbarte Schwaben der Herd des Bauernaufstandes wurde und auch die eigenen Gemeinden in die Bewegung hineingezogen wurden; vollends aber als in der Stadt selbst die Zünfte der Rebleute und der Fischer

sich erhoben und theils gleiche Rechte aller Bürger, theils Abschaffung der Abgötterei unter den Waffen verlangten: schritt der Rath gewaltthätig ein und verbannte zugleich die beiden eifrigsten Prediger, Sebastian Hofmeister und Sebastian Meyer, indem er sie als die Urheber des Aufruhrs beschuldigte. Auch die Disputation zu Baden trug mit dazu bei, Schaffhausen den katholischen Ständen näher zu bringen. Erst dann nahmen die langen Schwankungen hin und her ein Ende, als mit dem ersten Landsfrieden der Bestand der evangelischen Lehre und Kirche gesichert war. Im Herbste 1529 erschienen die Gesandten der evangelischen Städte in Schaffhausen und drangen darauf, sich der Wahrheit nicht länger zu verschließen. Als beide Räthe einmüthig sich für die Reformation erklärten, lobten die Städte Gott, „welcher auch dem, der zur eilften Stunde kommt, seine Belohnung nicht abstrickt." Allein auch nach durchgeführter Reformation und nach dem Eintritt in das christliche Burgrecht verblieb Schaffhausen in einer milden, vermittelnden und versöhnenden Gesinnung und Stellung. Daher fanden die standhaften Nonnen von St. Katharinenthal im St. Agnesenkloster Unterkunft und Schutz, wie bei den Bürgern die vertriebenen Bekenner des Evangeliums von Rotweil.

In jener Zeit wäre nicht leicht anderswo als in Schaffhausen ein Mann möglich gewesen wie Hans Stockar, welcher in gemüthvoller Treue und ernster Frömmigkeit am Alten hieng, aber zugleich in harmloser Unbefangenheit eine ehrenfeste eidgenössische Gesinnung zu bewahren verstand. Hans Stockar ist ein Mann ohne alle Bildung und führt eine über allen Begriff harte und unbeholfene Sprache und Schreibart: aber er hat ein offenes Auge, ein gesundes Herz und einen festen Willen. Denken und prüfen ist nicht seine Sache, sondern er bringt sein Leben in unabläßiger Thätigkeit und Bewegung zu. Seine Reiselust und seine Frömmigkeit führten den jungen Stockar vor seinem dreißigsten Jahre nach den vorzüglichsten Wallfahrtsorten der damaligen Zeit, nach St. Jago di Compostella, Loretto und Jerusalem. Nach dem heiligen Lande pilgerte er mit angesehenen Landsleuten, darunter Peter Falk, Schultheiß von Freiburg, und Werner Steiner von Zug, die Freunde Zwingli's. Er

beschreibt uns seinen Aufenthalt an den heiligen Stätten und seine Heimfahrt gläubig und schlicht wie ein Kind. Seine Frömmigkeit hinderte ihn aber nicht, zugleich an Geschäfte zu denken und Heiligthümer, schöne Kleider und ein prächtiges Pferd nach Hause zu bringen.

Merkwürdiger ist sein „Tagebuch" aus den ereignißreichen Jahren von 1520 bis 1529. Er hat große Sorge mit seinem Weinberg. Als Pferdehändler ist er auf häufigen Fahrten durch die ganze deutsche Schweiz; wo die Herren von Schaffhausen irgend ein Geschäft abzuthun haben, so ist es ihm anvertraut, namentlich besorgt er den Einkauf des Salzes. Allein mitten in seinen Geschäften verrichtet er seine jährlichen Pilgerfahrten zur Mutter Anna in Oberstammheim, und wiederholt zum Bruder Klaus im Ranft und nach Einsiedeln. Den beweglichen Mann berührt der Geist der neuen Zeit nicht; ehr- und glaubwürdig ist ihm nur, „was die Alten sagen." Aber er nimmt nicht leidenschaftlich für die alte Kirche Parthei: er sieht als stiller, demüthiger Zuschauer zu, was werden will. Als er den letzten Umzug des Palmesels sieht und zum letzten Mal am Osterfeste singen hört: „Christ ist erstanden", setzt er hinzu: „Das walt Gott!" Er hörte Zwingli predigen; aber er hat für den Eindruck kein Wort, findet dagegen die leeren Kirchen Zürichs häßlich. Daß er indessen seine Anhänglichkeit an das Alte nicht verhalten, geht daraus hervor, daß man zuerst an seinem Hause die Bilder zerschlug. Wie verständig und ernst es ihm aber in der Zeit der Partheiung um das Wahre und Wesentliche zu thun war, geht aus folgendem Gelübde hervor. „In dem Namen Gottes, des Vaters, des Sohns und des h. Geistes, Amen. Und alle guten Ding, deren sind drei. Zum ersten soll ich Gott meinen lieben Herrn lieb haben vor allen Dingen, und soll alle Tage drei Male in den Tempel gehen, am Morgen, zu Mittag und zu Nacht, und mein Gebet vorbringen zu Gott meinem Herrn Jesus Christ, und soll halten die zehn Gebote, die mir Gott der Herr geboten hat, und soll lesen das Alt und Neu Testament alle Tage."

Dieser fromme treue Sinn zeigt ihm auch in eidgenössischen Dingen den rechten Weg. Daher war er denn gegen den fremden Kriegsdienst und die Pensionen und hielt es mit Zürich gegen den König von Frankreich, unwillig, daß man dessen großen Schaden an

der Eidgenossenschaft vergessen. „Das macht das Geld, und die Kronen haben uns blind gemacht. Und das Blut-Geld, das man von ihm genommen, wird uns einst sauer werden. Es wären mir wohl auch Kronen worden; ich habe ihrer aber nicht gewollt und bin allweg wider eine Kron von Frankreich gewesen." Daher sein Vorsatz „in keinen Krieg zu ziehen, es gehe denn mein Vaterland an." — Als es den Schweizern in der Schlacht bei Pavia so übel ergieng, daß sie nur durch die Lanzknechte beim Leben erhalten wurden, während sie selbst gegen ihre Feinde nicht so großmüthig zu sein pflegten, bemerkt Stockar: „Darum hat Gott den Unsern das Glück und den Sieg genommen und den Andern gegeben, weil unsers Muthwills zu viel werden will: das will Gott nicht mehr ertragen. — Dabei sieht man, was unser Ding ist, und was Fürsten und Herren sind, und wer Meister ist, wenn Gott nicht will!" — Seine eidgenössische und christliche Gesinnung legt er auch zu Tage, als er bei der Hinrichtung der Stammheimer in Baden anwesend war. „Und also starben die drei Männer ritterlich und christenlich, und wer sie hört reden und gnaden (danken), der hört große wunderliche Dinge, wie der Sohn dem Vater gnadete und wie sie von einander schieden, und wie sie dem Landvogt zu Baden und allen Menschen gnadeten und so vernünftiglich redeten, daß es einen Stein hätte erbarmen sollen, und mancher Bidermann mit ihnen weinte."

Gleiche Unbefangenheit erwies er, als er die Schrecken des Bauernkrieges in seiner Nähe sah und darüber äußert: „Sie hielten sich übel, und übel gieng es ihnen. Sie hatten zum Ersten ein gut Fürnehmen, aber sie fielen wüst davon; wie sie handelten, so gieng es ihnen. Sie wollten zu viel!" Aber das Herz thut ihm weh, wie dann die armen Leute durch den deutschen Adel um Leib und Gut gebracht werden — „Das erschrecklich ist zu hören von Christenleuten, wie wir sein wollen, aber mit unserm Thun nicht bewiesen haben. Der Türk und die Seinen halten sich besser gegen einander, als wir seit einiger Zeit mit einander gelebt haben." — Noch ehrenwerther ist Stockars Unpartheilichkeit, als im Jahre 1525 die katholische Parthei über die evangelisch gesinnten Zünfte den Sieg davon trug und nun von den vielen Betheiligten manche

sich durch Angeberei Anderer weiß waschen wollten, indem er den Ungleichmachern zürnt, die gerne daraus geschloffen wären. „Etliche wären gern die unschuldigsten gewesen, welche die schuldigen waren, und wären gern hübschi Mändli".

Zu seiner Unbefangenheit mußten freilich auch seine häuslichen Verhältnisse beitragen und ihn darin befestigen. Denn gegen Ende d. J. 1525 verheurathete er sich mit der Tochter des Bürgermeisters Peyer, eines der Beschützer der evangelischen Parthei. Allein nichts desto weniger schaut er mit Spott und Geringschätzung auf diejenigen hin, welche in jener bewegten Zeit die Gesinnung änderten; denn er blieb der seinigen unwandelbar treu. Als daher der Rath zu Schaffhausen nach der Disputation zu Baden bei dem Bundesschwure eines Mannes bedurfte, welcher den katholischen Ständen angenehm wäre, wurde Stockar als Standesgesandter nach Bern, Freiburg und Solothurn abgeordnet, obgleich er nur Mitglied des großen Rathes war. Er scheint indessen an seinen Mitgesandten kein großes Wohlgefallen gefunden zu haben, da er zum Schlusse bemerkt: „Und habe mich wohl leiden müssen unter den groben Leuten und Boten."

Stockar ist ein muthiger Reiter, ein fröhlicher Gesellschafter, welcher sich aber auch tüchtig zu schlagen weiß. Er hat gerne frisches Leben um sich: daher er sich zur Zeit einen Adler und einen Bären hält. Vor Allem aber schätzt er alte, einfache, ehrbare Sitte. Diese jedoch will er nicht mehr finden in seiner Zeit, daher er klagt: „Und sind die Leute bei meinem Denken nie so böse über einander gewesen und so untreu und so häffig, und so köstlich mit Essen und Trinken." Nachdem er namentlich über die Völlerei des Volkes auf Märkten und Kirchweihen sich ausgelassen, fügt er hinzu: „Also haben wir uns gebessert durch das Gotteswort!" —

Stockar schließt sein Tagebuch mit dem Bericht, daß er mit abgeordnet worden, als die Behörden von Schaffhausen auf Mahnung der eidgenössischen Städte im Herbste 1529 Messe und Bilder abgethan. Da fiel das höchste Heiligthum der Stadt, der große Gott im Münster. Stockar mußte nun die alte, ehrwürdige Kirche des Allerheiligen-Klosters nicht nur häßlich, sondern betrübend finden. Allein diese einfache Säulen-Basilika aus der Mitte des 11. Jahrhunderts

von flacher Decke und geradem Chorabschluß bietet mit ihren schlanken Säulen und ihrem hohen Mittelschiffe, ungeachtet ihrer Schmucklosigkeit, durch die ruhige Schönheit und Harmonie ihrer streng gebildeten Glieder einen sehr wohlthuenden und erhebenden Anblick dar. Ein Bau von so edeln Verhältnissen bedarf keinerlei kleinlicher Verzierung.

XV.

Genf und Calvin.

1. Die französische Schweiz und Farel.

So mannigfaltig, eigenthümlich und reich gestaltete sich durch die Reformation das bürgerliche und religiöse Leben in den einzelnen Städten der deutschen Schweiz. Erst jetzt erscheinen dieselben in ihrer vollen und ausgeprägten Individualität und bewahren solche bis auf den heutigen Tag. Noch mächtiger und entscheidender aber wirkte die Reformation in der französischen Schweiz. Dieselbe war in verschiedene Gebiete vertheilt und stand größtentheils unter mächtigen ausländischen Herren. Genf, Neuenburg und die Städte der Waadt erfreuten sich bedeutender Rechte und Freiheiten; allein nur die erstere stand als eine Stadt des Reichs unter dem Schutze des Kaisers; und nur diese, Neuenburg, Wiflisburg und Peterlingen waren mit einigen Städten der Eidgenossenschaft verbündet. Nebst der fremden Herrschaft und der fremden Sprache bildete die weit abweichende Sitte eine fernere Schranke gegen die Schweiz. Die Geistlichkeit sowie die ganze Bevölkerung des Uechtlandes nebst dem zahlreichen Adel war roh, unwissend und abergläubisch, sinnlichem Genusse ergeben und sittenlos; namentlich zeichnete sich die zahlreiche Klerisei der beiden bischöflichen Sitze Genf und Lausanne durch freche Ausgelassenheit und Lasterhaftigkeit aus. Die Bischöfe und ihre Höfe schauten mißtrauisch und eifersüchtig auf die nach Ausdehnung ihrer Freiheiten verlangenden Bürger ihrer Residenzen und wendeten sich immer entschiedener den Interessen der Fürsten zu. Dagegen neigte sich das romanische

Volk zu Stadt und Land immer mehr zur Schweiz, namentlich zu Bern, der mächtigen Beschützerin der nach Freiheit ringenden Städte. Durch kein Band weder des Vertrauens noch der Achtung war das Volk weder an seine weltlichen noch geistlichen Obern gekettet: es war offen für eine neue Entwicklung.

Dieses Volk zwischen Alpen und Jura, dicht gedrängt an deren milden Abhängen, in den sonnigen Thälern und an den lachenden Ufern der schönen Seen, schon von einem Hauche südlicher Lüfte berührt, gleicht an Arbeitsamkeit und Ernst seinen deutschen Nachbarn, ist ihnen aber überlegen an Schnelligkeit des Blicks und geistiger Gewandtheit, an Wärme des Gefühls und religiöser Entschiedenheit. Wie die drei Kathedralen von Neuenburg, Genf und Lausanne herrliche Denkmäler der Frömmigkeit des alten burgundischen Stammes sind, so boten sie auch die Mittelpunkte und Schauplätze eines neu sich gestaltenden Lebens dar. Eine Gegend, welche Jahrhunderte lang ohne geistige Kraft und Selbständigkeit dahingeträumt hatte, sollte durch das Licht des Evangeliums zu einem Leben erwachen, wodurch dieselbe für Mitteleuropa zu einem der Brennpunkte der Bildung und Erziehung wurde. Drei Umstände wirken zu diesem Ergebnisse zusammen: die Empfänglichkeit des romanischen Volkes, die Kraft und Weisheit Berns, und die Glaubensmacht und Seelengröße Calvins. Ehe jedoch der Boden für die Wirksamkeit Calvins geebnet war, wurde ihm durch die göttliche Gnade ein Vorgänger und Bahnbrecher vorangesandt.

Bern besaß seit dem Burgunderkriege die Landschaft Aigle, jenen wunderbaren Garten, wo die Alpenblumen und die Orange und der edelste Wein der Schweiz nahe beisammen sprossen, damals von einem rohen und stürmischen Geschlechte bewohnt. Nirgends war für die Reformation weniger Aussicht als hier. Da erschien am Ende des Jahres 1526 ein Mann von unscheinbarer Gestalt, mit röthlichem, struppigem Barte, flammendem Auge und einer Donnerstimme. Es war Wilhelm Farel, der voll feurigen Heldenmuthes und voll trotziger Todesverachtung schonungslos den äußerlichen Gottesdienst der päbstlichen Kirche bekämpfte und streng und schroff auf Reinheit des Lebens drang. Der kühne Prediger fand bei den verwunderten Thal-

leuten, welche durch ihre unwissenden Priester aufgestachelt waren, einen hartnäckigen Widerstand: mehrmals wurde er mißhandelt und war in Lebensgefahr. Aber Bern sandte einen kräftigen Mann, schlug die Unruhen durch harte Strafen nieder und ordnete eine öffentliche Abstimmung an. Bex, Aigle und Ollon erklärten sich mit Stimmenmehrheit für die Reformation. Das Ormondthal blieb beim alten Glauben.

Schon von Aigle aus war Farel nach Lausanne von Bern empfohlen worden, das jüngst mit der Bischofsstadt in einen Bund getreten war. Aber die Kathedrale mit dem bischöflichen Hofe und dem Zudrange der Pilger zur Mutter Gottes von Lausanne gewährten den fröhlichen und genußsüchtigen Bürgern zu viele zeitliche Vortheile, als daß sie mit der neuen Lehre auf dieselben hätten verzichten wollen. Einstimmig wurde Farel vom Rathe abgewiesen. Doch mit gleichem Ungestüm und in heißen, lebensgefährlichen Kämpfen setzte Farel seine evangelische Thätigkeit in Murten, Orbe und Neuenburg fort, überall am Ende durch freudiges Gottesvertrauen und treues Beharren siegreich.

Im Herbste des Jahres 1532 hatte Farel auf besondere Einladung einer Synode der Waldenser beigewohnt, welche beschlossen, sich der Reformation anzuschließen. Auf der Rückkehr aus Piemont kam Farel mit seinem Gefährten Saunier nach Genf, wo Zwingli schon einen für ihn geeigneten Wirkungskreis erkannt und als solchen empfohlen hatte. Farel fand daselbst empfängliche Zuhörer und eröffnete ihnen an der Hand der Schrift die Mißbräuche der Kirche. Schnell schaarten sich sehr eifrige Anhänger um den Prediger, und diese zogen neue herbei. Allein die Priesterschaft mit ihren Anhängern erhob einen wüthenden Sturm gegen Farel, so daß seine Freunde ihn mit Mühe retten und über den See flüchten konnten. Doch Farels Herz hieng an Genf, und auf sein Zureden verfügte sich sein Landsmann Froment dahin, trat zuerst als Schullehrer und allmählig als Prediger auf. Doch auch dieser mußte den Angriffen der Gegner weichen. Aber unter dem Schutze und durch die Ermunterung Berns ließ sich das Häuflein der Evangelischen in Genf in seiner Freude

am lautern Evangelium nicht stören, sondern verharrte muthig in allen Anfechtungen und Gefahren.

Als ein französischer Priester, welcher die Berner beschimpft hatte, auf deren Verlangen sich vor dem Rathe verantworten mußte, und da er öffentlichen Widerruf verweigerte, ins Gefängniß gelegt wurde, wagte sich nun auch Farel wieder hervor, indem er im Frühling 1534 im Franziskanerkloster öffentlich zu predigen begann. Lange hatte sich Freiburg durch Ermunterungen und Drohungen bemüht, die Sache der Altgläubigen aufrecht zu erhalten. Als aber die immer wachsende Zahl der Evangelischen sich nicht scheute, gewaltthätige Hand an einzelne Bilder zu legen, und als das h. Abendmahl der Gemeinde in evangelischer Einfachheit ausgetheilt wurde: da rissen die Gesandten von Freiburg das Sigel ihrer Stadt vom Bundesbriefe, das seit acht Jahren bestehende Bürgerrecht kündigend. Von diesem Zeitpunkte an war der Widerstand gegen die Reformation im Innern der Stadt gebrochen. Demnach lud der Rath beide Theile zu einer öffentlichen Disputation ein; aber der Bischof von Genf sowohl als der Herzog von Savoyen verboten die Theilnahme. Nun endlich wagte der durch die Furcht vor den großen katholischen Mächten lange zurückgehaltene Rath der Zweihundert einen entscheidenden Entschluß, indem er im Sommer 1534 die Aufhebung des katholischen Götzendienstes und die Annahme des reformierten, auf das Evangelium gegründeten Bekenntnisses erklärte.

Groß war die Erbitterung des Herzogs von Savoyen, Genf, diese Perle des Landes, seinem Einflusse und seinem Gebiete entzogen zu sehen. In Verbindung mit dem waadtländischen Adel und seinen Anhängern aus Genf, welche die Stadt verlassen hatten, führte nun der Herzog einen verderblichen Krieg gegen das einsam stehende Genf. Bern, um Hülfe angefleht, wagte nicht der Abmahnung des Kaisers und der Eidgenossen zuwider zu handeln. Aber von Farel angefeuert kam dem bedrängten Genf eine Schaar Neuenburger zu Hülfe und schlug das zehnmal stärkere Heer der Savoyarden. Doch das kleine Häuflein vermochte nicht nach Genf durchzudringen und die Stadt ward zu Land und Wasser eng umschlossen. Die offenen Vorstädte erschwerten die Vertheidigung: sie wurden mit bewunderungs-

würdiger Aufopferung der Zerstörung preisgegeben und sechstausend obdachlose Bürger wurden in die Häuser der Stadt vertheilt. Die Kirchengüter gewährten den Armen Brot; und als der Kriegssold fehlte, schlug die Stadt neues Geld mit der bedeutungsvollen, bis auf den heutigen Tag bewahrten Inschrift: „Nach Finsterniß Licht!" — Schon war Frankreich mit verhängnißvoller Hülfe nahe: da erschien das siegreiche Heer der Berner, rettete für alle Zukunft die Freiheit Genfs und sicherte dieses Thor nach dem Südwesten der Schweiz.

Nach Genfs Befreiung setzte nun Farel das evangelische Glaubensbekenntniß auf, welches den 21. März 1536 unter Calvins Mitwirkung von den Bürgern beschworen wurde. Im kurzen Zeitraum von vier Jahren war das Pabstthum in Genf völlig besiegt und abgethan worden. Aber es fehlte weit, daß mit der Entfernung der Mißbräuche auch Gottesfurcht und ein Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit Eingang gefunden hätte: die Meisten wollten die Befreiung von den alten Fesseln dazu benutzen, sich keinem Zwange zu fügen und nach eigenem Gutdünken zu leben. Zu der großen Zahl der also gesinnten Genfer Bürger gesellten sich französische Flüchtlinge, namentlich entlaufene Mönche, welche in der reformierten Stadt ein ungebundenes Leben führen zu dürfen meinten. Farel fühlte, daß ihm die ruhige Weisheit und Umsicht fehlte, um diese feindseligen Mächte zu überwinden. Das Werk der Grundlegung der Reformation hatte er vollbracht; für die Ausführung des Baues in neuer Gestalt war eine andere Kraft ausersehen.

2. Calvins erster Aufenthalt in Genf.

Im Sommer 1536 kam Johannes Calvin aus Italien nach Genf. Der junge Mann von 26 Jahren hatte schon einen großen Namen durch seine muthige Wirksamkeit für das Evangelium, und besonders durch seine im vorigen Jahre in Basel verfaßte „christliche Unterweisung", die ausgezeichneteste und vollendetste aller Lehr- und Bekenntnißschriften aus der Reformationszeit. Der aus Frankreich Verbannte wollte nach Straßburg eilen, um dort in friedlicher Zu-

fluchtstätte durch Schriften für die Reformation zu wirken. Denn sein schwächlicher Körper und seine erschütterte Gesundheit schienen ihm die Kanzel und die unruhvollen Arbeiten des öffentlichen Amtes zu verbieten. Als Farel von Calvins Ankunft in Genf hörte, durchfuhr es ihn wie ein Blitz: das ist ein Mann von Gott gesendet! Er eilte zu ihm und forderte ihn auf, in Genf zu bleiben. Als Calvin ablehnte und sich entschuldigte, erhob Farel die Hand und rief mit seiner Donnerstimme: „Nun so erkläre ich Dir im Namen des lebendigen Gottes, daß, wenn Du nicht meinen Dienst theilst, der Herr Deine Ruhe und Deine Studien verfluchen wird!" Von Schrecken ergriffen, ließ der junge Mann den Widerstand fallen und blieb.

Sein erstes Auftreten in der neuen Heimat seiner Wirksamkeit war sehr zurückhaltend und bescheiden, indem er ohne eigentliche Anstellung theologische Vorlesungen hielt. Allein nachdem einmal das Feld seiner Thätigkeit gefunden und in seinen Vortheilen erkannt war, sehen wir Calvin eine Stellung einnehmen und mit einer Schärfe des Geistes und einer Festigkeit des Willens durchführen, wie die Geschichte der neuern Zeit kein zweites Beispiel aufweist. Luther hatte den großen Anstoß gegeben und das Wort vom Glauben gepredigt, allein es seiner stillen Macht überlassen, die Gemeinde zu beleben und neu zu gestalten. Zwingli hatte in seinem kleinern Kreise mit der Kraft des Wortes Gottes alle Verhältnisse durchdrungen und das christliche Leben in der Gemeinde neu aufgebaut; aber er war hinweggerafft worden, ehe er sein Werk organisch durchzubilden und zu befestigen vermochte. Calvin, in dem sich die Erkenntniß von Glauben und Leben aufs lebendigste und bestimmteste ausgebildet hatte, wie er durch seine christliche Unterweisung bei der protestantischen Welt sich den Namen des „Theologen" erworben, so ist er der Gesetzgeber des evangelischen Lebens geworden, indem er es zu seiner Lebensaufgabe machte, „eine unter der Zucht des göttlichen Wortes und des heiligen Geistes stehende Gemeinde heranzubilden."

Seine äußere Erscheinung hatte freilich nichts, was ihn zum Manne des Volkes zu machen geeignet war. Er war klein, hager und von schlichter Haltung. Nur sein scharf geschnittenes Gesicht und sein feuriges Auge ließen die Macht des überlegenen Geistes ahnen.

Bald jedoch fesselte er eine immer größere Menge durch seine Erklärungen der Schrift. Als er aber auf der Kanzel neben der christlichen Lehre auf die Pflicht eines christlichen Lebens drang, so war das den meisten eine harte Rede, welche mit Murren begleitet wurde. Allein Calvin ließ sich nicht abschrecken: es sollte mit der Sittenreformation Ernst werden. Zu diesem Behuf verfaßte er zuerst seinen großen Katechismus, welcher für das ganze protestantische Volk das geworden, was die christliche Unterweisung für die gebildeten Stände, und folglich eine wesentliche Quelle für den nachherigen Heidelberger Katechismus.

Nachdem das Volk über die Beschaffenheit des christlichen Lebens belehrt war, verlangten nun die beiden Reformatoren eine strenge Durchführung desselben und daher kirchliche Gesetze, welche der Obrigkeit das Recht verliehen, sittliche Vergehen zu strafen, welche den gewöhnlichen Gerichten unerreichbar waren. Der Rath von Genf sah wohl ein, daß die Freiheit der Stadt nur durch eine sittlich und religiös befestigte Bürgerschaft behauptet werden könne: daher willigte er in das Verlangen der Reformatoren, daß nach seinem eigenen Vorgange die Bürger den Eid auf die von Farel abgefaßte Konfession ablegten, dazu getrieben durch Liebe zur Vaterstadt und durch die Selbstverläugnung der Geistlichen. Rath und Geistlichkeit wirkten in genauer Vollziehung der beschworenen Ordnung zusammen, und das Volk unterzog sich um so williger dieser Zucht, weil solche ohne Ansehung der Person ausgeübt wurde, und weil auf dem kirchlich Bestraften, welcher sich der Strafe reumüthig unterzog, kein ehrenrühriger Mackel hängen blieb.

Manche Bürger hatten indessen keinen Begriff von der Tragweite, welche Calvin ihrem Schwur auf die Konfession gab. Sie wollten sich ihre Freiheit nicht von den Predigern beschränken lassen: mit Spott und Unwillen wurden die Sittengesetze verhöhnt und bei den nächsten Wahlen erhielten die Gegner derselben die Oberhand. Dazu kam, daß Bern verlangte, Genf möchte einige kirchliche Gebräuche abschaffen, in welchen dieses von der Berner Kirche abwich, indem es keine hohen Feste mehr feierte, die Taufsteine entfernt hatte und beim Abendmahl gewöhnliches Brot gebrauchte. Willfährig kam

der Rath zu Genf den Wünschen der Berner entgegen. Auch die Reformatoren zeigten sich nicht ungeneigt zu einer Verständigung, nur sträubten sie sich gegen den Zwang und verlangten, daß die streitigen Punkte der Entscheidung einer schweizerischen Synode vorgelegt würden. Doch auf Berns Dringen forderten die Genfer Magistrate von ihren Predigern augenblicklichen Gehorsam und zunächst die Feier des bevorstehenden Osterfestes nach Bernerischen Gebräuchen. Calvin und Farel waren nicht die Männer sich einschüchtern zu lassen: wo Menschenwillkür ihnen Gewalt anthun wollte, standen sie desto unerschrockener zu Gottes Sache und ihrer Ueberzeugung. Wilde Haufen stürmten gegen ihre Häuser und drohten ihnen den Tod. Es wurde ihnen von der Obrigkeit verboten, am Feste die Kanzel zu betreten. Allein von den Freunden des Evangeliums umgeben, trat Calvin in St. Peter, Farel in St. Gervais auf, beide mit der Erklärung, daß sie das h. Abendmahl bei einer Gesinnung, die sich dasselbe zum Gerichte empfangen würde, nicht austheilen könnten. Wuthgeschrei und blitzende Degen konnten sie nicht erschüttern. Am folgenden Tage wurden beide vom Rath der Zweihundert verbannt. Leichten Herzens verließen sie die zuchtlose Stadt. (1538.)

Bern war betrübt über diesen Ausgang der Sache in einer Stadt, welche der Schlüssel für das Evangelium in Frankreich und Italien war. Daher bemühte sich Bern und mit ihm die in Zürich versammelte eidgenössische Konferenz, Genf zur Verbesserung seiner kirchlichen Zustände und zur Wiederaufnahme der Prediger zu bringen, diesen zugleich „christliche Sanftmüthigkeit bei diesem unerbauenen Volke" empfehlend. Allein die Unduldsamkeit der zu der lutherischen Parthei sich neigenden Berner Geistlichen und die Partheileidenschaft der Gegner in Genf verhinderte die Ausgleichung. Während Farel in Neuenburg seine bleibende Wirksamkeit fand, ward Calvin in Basel Ruhe und Freundschaft, namentlich durch Simon Grynäus, zu Theil, bis Bucer ihn für die kleine französische Gemeinde in Straßburg gewann.

Straßburg, die Friedensstadt, war besonders geeignet, Calvins Gesichtskreis zu erweitern und ihn zur Erkenntniß neuer Aufgaben zu führen, indem er mit vielen ausgezeichneten Männern der deutsch-

evangelischen Kirche, namentlich mit Melauchthon auf dem Reichstage zu Frankfurt, bekannt wurde. Seine ungestörte Wirksamkeit und sein erweiterter Blick ließen ihn sowohl zur Erkenntniß als zur Hoffnung kommen, daß er für die Einheit der Kirche förderlich sein könne. Im Jahre 1540 erschien seine Schrift vom „Abendmahle des Herrn", worin es ihm gelingt, Zwingli's Auffassung zur Reife zu entwickeln und an derjenigen Luthers die Reinigung zu vollziehen. Er behauptet mit Zwingli, daß der Ungläubige das Abendmahl nicht empfangen könne; daß es nicht zwei Arten der Mittheilung Christi gebe, eine durch den h. Geist und eine durch Brot und Wein; und daß der Leib Christi räumlich begränzt, und er in den Himmel aufgehoben und daher nicht seinem Stoffe nach hier unten sein und allgegenwärtig Alles durchdringen könne. Aus diesen Vordersätzen Zwingli's ergiebt sich ihm jedoch auch der Hauptsatz Luthers, daß am Tische des Herrn eine wesentliche, gegenwärtige, persönliche Selbstmittheilung Christi an die Kommunikanten stattfinde. Calvin unterscheidet sich von Luther dadurch, daß er die lokale Gegenwart Christi im Abendmahl verwirft, von Zwingli dadurch, daß er eine reale Gegenwart Christi im Abendmahle lehrt. Die Schweizer und namentlich Bullinger erkannten die schriftmäßige Wahrheit der Auslegung Calvins; und Luther scheint am Ende seines Lebens gefühlt zu haben, daß Calvin über ihn hinaus zur Wahrheit und zum Frieden führen könnte.

Während Calvins Entfernung von Genf wirkten die überhandnehmende Zuchtlosigkeit, die Schwäche der nachgerückten Geistlichen und die Haltlosigkeit der Regierung zusammen, um die Stadt an den Rand des Abgrundes zu führen. Schon berieth eine Konferenz in Lyon, welcher ein Regierungsmitglied von Genf beiwohnte, wie die alte Religion daselbst wieder einzuführen sei. Man glaubte so weit gehen zu dürfen, Genf durch einen öffentlichen Aufruf zur Rückkehr in die katholische Kirche aufzufordern. Der Verfasser desselben, der Kardinal Sadolet, bot seine ganze List und Beredsamkeit auf; und Niemand war in Genf, der ihm hätte antworten können. In dieser Verlegenheit wendeten sich die Freunde des Evangeliums an den verbannten Calvin. Dessen Herz wurde mächtig bewegt für die bedrohte Stadt und mit der überlegenen Gewalt der Liebe und des Eifers für das

Wort Gottes machte er die Vorspiegelungen des Gegners zunichte. Zu gleicher Zeit hatten die Feinde der Reformation theils mit Savoyen, theils mit Bern sich in Unterhandlungen und Verträge eingelassen, welche die Selbständigkeit der freiheitsstolzen Stadt höchlich bedrohten. Die Urheber und Leiter der verrätherischen Anschläge fielen im Gefecht oder auf dem Blutgerüste.

Mit neuem Eifer wendete sich das Volk von Genf der Reformation zu und forderte Erneuerung der Kirchen- und Sittenmandate. Vor Allem aber schlugen die Herzen verlangend Calvin entgegen. Anfangs schrack er zurück vor der Erinnerung an die erfahrene Trübsal und vor den von Neuem zu erwartenden Hindernissen, und blieb lange gegen die wiederholten Ansuchen und Abordnungen um Rückkehr unerbittlich. Calvins Zaghaftigkeit steigerte nur die Ungeduld der bewegten Stadt, daher Zürich, Bern und Basel um ihre Verwendung angesprochen wurden. Diese zahlreichen Stimmen unterstützte Farel mit dem Donner seiner Mahnung. Endlich mußte Calvin erklären, daß er sein Herz dem Herrn zum Opfer bringe und komme.

3. Genfs Umwandlung durch Calvin.

Er kam im Herbste 1541 mit dem entschiedenen Vorsatze, Alles das durchzuführen, was er von Anfang an in Genf begonnen hatte. Ein Bußtag eröffnete seine neue Wirksamkeit. Denn die Reinigung der Gemeinde durch die Zucht christlicher Buße war sein leitender Gedanke. Der geistliche Stand soll ferner nicht über die Gemeinde herrschen, sondern die Gemeinde soll sich selbst nach dem Worte Gottes und durch die Kraft des h. Geistes auferbauen: daher sollen Geistlichkeit und Staat zusammenwirken, daß jede Unordnung und Sünde gestraft und die Gemeinde durch strenge Befolgung des göttlichen Gesetzes geheiligt werde.

Sogleich wurde zur Aufstellung „kirchlicher Ordnungen" geschritten, welche für alle Theile des kirchlichen und sittlichen Lebens die strengsten Bestimmungen enthielten. Zur Handhabung der kirchlichen Ordnung wurde das Konsistorium eingesetzt, bestehend aus den 6 Geistlichen der Stadt und 12 Aeltesten aus den Mitgliedern des

Rathes, mit der Vollmacht, die Lasterhaften zu beschelten, Strafen für sittliche Vergehen zu erkennen, welche die bürgerlichen Gerichte nicht erreichen können, und den Bann zu verhängen. Die Obrigkeit war zur Vollziehung der Strafen verpflichtet. — Was durch die freie Macht des Wortes Gottes nicht erlangt werden konnte, das wollte Calvin durch die Strenge des Gesetzes erzwingen. Die Zuchteinrichtungen Calvins haben den Zweck, die Mehrzahl der Gottlosen durch Schreckmittel zu bändigen, um die Kirche vor Verweltlichung und Verwilderung möglichst zu schützen. — Und die Bürger von Genf mit ihrem Freiheitsdurst und ihren leichten Sitten nehmen in freier, einmüthiger Abstimmung eine Sittenordnung an, welche ihre Freiheit in die Fesseln christlicher Zucht schlägt und ihre menschlichen Schwächen mit eiserner Ruthe züchtigt. Dazu bringt sie die Furcht vor äußerer Knechtschaft und innerm Sittenverderben, und weil sie wissen, daß dieses Joch auf Allen gleich lasten wird, daß Rang, Reichthum und Familienrücksichten über Calvin nichts vermögen.

Aber Calvin regelte nicht nur das religiöse und sittliche Leben von Genf, sondern er ist auch Genfs Gesetzgeber. Kaum einen Monat nach seiner Rückkehr wurde er Mitglied einer Kommission zur Entwerfung einer neuen Verfassung und eines bürgerlichen Gesetzbuches. Denn die neue Sittenordnung machte auch die Uebereinstimmung damit in der Organisation des Staates nothwendig. Bisher hatte die Macht des Staates im Generalrathe, der Versammlung aller Bürger und Hausbesitzer, geruht. Die neue Verfassung legte die Gewalt in die Hände des Raths der Syndiks, von denen der kleinste Theil aus der Wahl der Gesammtbürger hervorgieng. Damit war die bisherige Macht der Demokratie sammt ihren Ausschreitungen gebrochen. Calvin, eben so groß als Jurist wie als Theologe, umfaßte mit seiner gesetzgeberischen Thätigkeit auch das Civil- und Criminalrecht; selbst über Polizei, Bau- und Kriegswesen gab er Instruktionen, welche Beweise seiner Einsicht und seines Alles überschauenden Geistes sind. Nach dem Grundsatze, daß, was vor Gott strafbar sei, im christlichen Staate auch vom Gesetze bestraft werden müsse, war die kriminelle Gesetzgebung mit Blut geschrieben. Auflehnung gegen die geoffenbarte Wahrheit, jede Art von Abgötterei, Fluch und Mißhand-

lung der Eltern, der Stellvertreter Gottes, Unzucht und Ehbruch wurden mit dem Feuertode bestraft. Nichtbesuch des Gottesdienstes, Störung des Sonntags wurde mit Ausstellung und Pranger bestraft. Wer schlüpfrige Reden führte, verderbliche Bücher las, um Geld spielte, durch Kleidung oder Wohlleben Aergerniß gab, wurde an Geld und Ehre bestraft. Der Grundsatz war, daß man Sünde und Laster vertilgen müsse, weil ihre Duldung den Zorn Gottes herbeiziehen würde. Das Merkwürdige ist, daß eine so strenge Ansicht von den Pflichten des Christen und Bürgers sich dem Bewußtsein der Stadt tief einpflanzte, so daß mit dem Abscheu gegen die falsche Lehre auch ein tiefer Abscheu gegen sündhafte Gesinnung und Wandel sich entwickelte. Das Gefühl der Majestät Gottes schien zu einem heiligen Wetteifer in Weltüberwindung und Heiligung zu erheben und die blutige Strenge zu besiegeln.

Die ernste Größe Calvins, der in aufopfernder Hingebung und in schonungsloser Strenge gegen sich selbst Allen voranging, erfüllte anfangs Alle mit Ehrfurcht und Bewunderung, und zog sie in seine Gedanken und Bestrebungen hinein. Aber bald erwachte der Widerstand. Das alte zügellose Genf war nur geschreckt und gedemüthigt, aber nicht überwunden und bekehrt. Die „Kinder" des freiheitslustigen, stolzen Genfs fühlten sich durch die entzogenen Volksrechte eben so gekränkt und empört, als durch die das alte fröhliche Leben verscheuchende und zerstörende Kirchenzucht erniedrigt. Mit diesen vereinigten sich im Hasse gegen den fremden Zwingherrn die von Calvin „Libertiner" Genannten, welche unter dem Vorwande der Geistesfreiheit Niemanden Rechenschaft geben und nach Willkür leben wollten, indem ein Jeder seinem eigenen Geiste als einer göttlichen Eingebung folgte, so in der unbedingten Herrschaft des Fleisches jede sittliche Schranke niederreißend. In der zum Denken und Forschen und zu geistiger Selbstbestimmung geneigten Bevölkerung von Genf mußte diese Lehre der Libertiner besonders gefährlich werden. Mehrmals schienen die Gegner Calvins im Rathe selbst das Uebergewicht zu gewinnen; öfters schwankte der Rath und zeigte sich nachsichtig gegen die Uebertretung der sittlichen Vorschriften. Jahre lang hatte Calvin gegen die Leichtfertigkeit seiner Gegner zu kämpfen und es geschah mit

einer Festigkeit und Strenge, welche häufig verletzt und ihre Rechtfertigung nur in der Nothwendigkeit findet, nicht sowohl Personen, sondern Grundsätze zu strafen, welche zur Zerstörung des Staates und der Kirche hätten führen müssen. Berthelier, der Sohn des Märtyrers für die Freiheit Genfs zur Savoyischen Zeit, und Perrin, früher ein Freund Calvins und der Reformation, Beide durch Rang und Aemter einflußreich, standen an der Spitze der zahlreichen Gegner des Reformators, welche ihn im Hause, auf der Gasse und in der Kirche wiederholt mit dem Tode bedrohten. Die Erbitterung stieg durch die wachsende Zahl der in Genf sich niederlassenden Fremden, welche die Bürger an Einfluß und Erwerb zu beschränken schienen. Doch theils die Kraft, welche die Eingewanderten der Sache des Evangeliums gaben, theils die Ermunterung, welche die evangelischen Stände der Eidgenossenschaft Calvin und seinem Wirken angedeihen ließen, verschaffte den Verordnungen der Kirche und der evangelischen Parthei den endlichen Sieg (1555).

Mitten in den Kampf mit den Libertinern fällt Servets Feuertod. Die katholische Kirche wie die evangelische beschuldigte ihn einstimmig der Ketzerei und der Gotteslästerung, und auf diese war im Geiste des alten Testamentes und der Kirchenlehre der Tod gesetzt: und die Todesstrafe billigte der milde Melanchthon und der besonnene Bullinger, so wie andere Gotteslästerer in Genf nach den Gesetzen der Stadt der Tod betroffen hatte. Dazu kam, daß Servet sich auf Seite der Libertiner gestellt und mit ihrer Hülfe den Untergang des Reformators beabsichtigt hatte, so daß sein Prozeß nicht nur ein kirchlicher, sondern zugleich ein politischer war. Darum konnte auch Calvin vom Rathe nicht erlangen, daß er statt durch Feuer mit dem Schwerte hingerichtet werde. Daß Servet Calvin vor seinem Tode um Verzeihung bat, die Qualen seines Feuertodes, und daß er, zwar mit absichtlicher Entstellung der von ihm geläugneten Lehre der Dreieinigkeit, aber doch mit dem Ausrufe starb: „Jesu, Du Sohn des ewigen Gottes, erbarme Dich meiner!“ — öffnet die Herzen dem Mitleid für dieses Opfer einer harten Zeit, welche noch nicht erkannte, daß die stille Macht der Wahrheit allein die Waffe gegen Irrthum und Irrlehre sein darf.

Die Umwandlung Genfs, einzig in ihrer Art, war eines Theils das Werk von Calvins Heldenmuth, der in seiner ruhigen Todesverachtung und in seinem heiligen Zorne die Feinde erbeben machte und lähmte, andern Theils aber die Folge der Anziehungskraft, welche er auf die Gesinnungsgenossen im weitesten Kreise ausübte. Mit den alten Bewohnern hätte er niemals dieses neue Genf schaffen können. Aber als er an der Gränze Frankreichs und Italiens dem Evangelium dieses Asyl öffnete, richtete sich der Blick aller Verfolgten dahin. Schon i. J. 1541 unterstützten die Genfer ihre Bitte an Straßburg um Rücksendung Calvins mit dem Beweggrund: „Unsere Stadt ist eine Zufluchtstätte für die aus Frankreich und Italien Verbannten; wir haben einen Pfarrer nöthig, welcher der Genfer Kirche Ansehen und Kraft verleihe." Die zerstreuten Glieder der Gemeinden, welche einst Farel in der Heimat gegründet, die Gläubigen, welche den Trost, den sie aus der „christlichen Unterweisung" geschöpft, durch Calvins Wort bestätigt wünschten, strömten nach Genf. Die neuen Ankömmlinge zeichneten sich durch einen hohen Eifer aus, der Republik zu dienen: daher sie beim Ausbruche der Pest die gefährlichen Dienste der Krankenwärter und Todtengräber versahen. Die Verfolgung der Nachkommen der Waldenser und Albigenser brachte auch auf die Landschaft Genfs einen Kern einer besonders treuen und glaubensfesten Bevölkerung.

Ein wahrer Wanderzug bewegte sich vom Jahre 1535 an aus Frankreich über die Berge des Jura nach der glücklichen Freistätte, wo die Flüchtlinge in heimischer Zunge ihren Glauben verkündigen hörten. Man verließ die Schlösser, die Werkstätten, die Hütten, um auf einem fremden Boden Gewissensfreiheit zu finden. An die Franzosen schloß sich eine beträchtliche Zahl Italiener an. Die Städte Italiens sahen die Blüthe ihres Adels und ihrer Kaufleute über die Alpen wandern, um der päbstlichen Inquisition zu entgehen. Unter ihnen gaben die Calandrini, Turretini und Diodati ihrer neuen Heimat erhöhten Glanz. Nur im Zeitraum von sechs Jahren von 1549 bis 1554 hatte man 1376 Flüchtlingen zu Genf die Niederlassung bewilligt, von denen die Hälfte sich in das Bürgerrecht einkaufte. — Anfangs wurden diese Ankömmlinge in der durch Krieg,

Verbannung und Pest entvölkerten Stadt mit Freuden aufgenommen, da ihre Ausstattung an Vermögen und Gewerbsfleiß in der kleinen Republik sich vortheilhaft spürbar machte. „Recht so!" hörte man die Bürger rufen, als eine Schaar frisch Angekommener aus den Schiffen stieg, „da kommt das Geld und die Steine, die wir für unsere Befestigungen nöthig haben." Unter der Regierung König Heinrichs II. von Frankreich kamen gegen 1400 französische Haushaltungen nach Genf.

Diese neue, wohlgesinnte, fleißige, sittenstrenge Bevölkerung, welche der Reformation in Glauben und Leben ganz ergeben war, wozu die Reveillod, Colladon, de Candolle, Pasquier, Ferriere, Sarrazin, Trembley, Etienne u. s. w. gehörten, gab allmählig der Stadt einen andern Charakter: daher sich die ganze Leidenschaft der Libertiner gegen diese „Fremden" wandte, ihre Einbürgerung zu verhindern suchte und sie der Waffen zu berauben sich bemühte. Aber bald erkannten die bessern Bürger den Werth dieser Fremden, welche durch ihren treuen Glauben wie durch ihren Fleiß und ihre Gewerbsthätigkeit Genf seine Kraft und seinen Aufschwung gaben. Auch in dieser Beziehung hatte Calvin entschiedenen Antheil an dem gewerblichen Aufblühen Genfs. Es bestand das Gesetz, daß Jeder der Flüchtlinge ein Handwerk oder Gewerbe treibe und davon lebe, möge er auch ein Edelmann und Herr sein. Um den Armen der Stadt sowohl als den fremden Flüchtlingen Arbeit und Brot zu verschaffen, veranlaßte Calvin i. J. 1544 den Rath durch Staatsunterstützung die Tuch- und Sammtweberei in Genf einzuführen, welche bald zur höchsten Blüthe gelangte. Ein anderer, durch die französischen Flüchtlinge eingeführter Gewerbszweig war die Buchdruckerei. 38 Buchdruckereien beschäftigten gegen 2000 Arbeiter, welche vorzüglich im Dienste Calvins und seiner Freunde thätig waren und ihren Einfluß zur Verbreitung und Befestigung des Evangeliums über ganz Europa erstreckten, namentlich durch die schönen Drucke des Robert Etienne.

Doch viele der evangelisch Gesinnten aus den höchsten Ständen, wenn sie Rang und Ansehen, Heimat und Eigenthum um ihres Glaubens willen verlassen sollten, oder wenn ihre katholischen Ange-

hörigen ihnen das ganze Gewicht ihrer bekümmerten Liebe oder ihres Zornes fühlen ließen, wurden zaghaft und schwankend, und manche fielen wieder zurück. Aber Calvin legte ihnen das Heil ihrer unsterblichen Seelen, den Lohn der Treue gegen den Herrn, der uns bis in den Tod geliebt, die Ehre, um seinetwillen Schmach und Tod zu leiden, so ergreifend und überwältigend ans Herz, daß er eine beträchtliche Zahl solcher getreuen und heilsbegierigen Seelen um sich vereinigte, welche durch ihren lebendigen Glauben, den Ernst der Sitten und den glühenden Eifer für die Wahrheit in ihrer neuen Heimat eine Schaar der Auserwählten bildeten, wie eine solche nirgends anderswo zu finden war.

4. Calvins Stiftungen und Wirksamkeit.

Es war aber Calvin nicht genug, dem Evangelium eine Zufluchtstätte und eine Heimat zu schaffen: sondern dieses Genf mit seinen neuen und auserlesenen Kräften sollte auch eine Bildungsschule und Pflanzstätte für die evangelische Welt werden. Wohl hatte Farel einen Anfang zur allgemeinen Beschulung der Bevölkerung von Genf gemacht; aber während der Verbannung der beiden Männer war das Schulwesen in gänzlichen Verfall gekommen. Die Jahre der äußern und innern Unruhe und Bedrängniß nach der Rückkehr ließen lange den Aufbau des Schulwesens nicht zu; daher blieb nichts Anderes übrig, als daß Calvin zu seiner sonstigen Geschäftslast noch einige theologische Vorlesungen übernahm, hauptsächlich um dem ersten Bedürfnisse der Heranbildung evangelischer Prediger entgegenzukommen. Endlich benutzte er den günstigen Zeitpunkt, um zwar nicht die Mittel des Staates, aber den guten Willen der edeln Bürger in Anspruch zu nehmen. Er geht von Haus zu Haus und legt endlich die beträchtliche Summe von mehr als zehntausend Goldgulden in die Hände der Obrigkeit. Diese half durch Zuwendung von Bußengeldern und durch die Aufforderung zu Vermächtnissen nach und legte sogleich Hand ans Werk. Beim Aufbau des Kollegiums feuerte Calvin die Bauleute durch seine Gegenwart an; seine Thatkraft schien den Geist und die Arme der Arbeiter zu beleben, so daß das Gebäude nach

einem halben Jahre die Schüler aufnehmen konnte. Im Sommer 1559 fand die feierliche Einweihung des Kollegiums statt, wobei Theodor Beza als Rektor an dessen Spitze trat und die Eröffnungsrede hielt.

Dem Kollegium ließ Calvin sofort die Gründung der Akademie folgen, welche die Aufgabe hatte, gelehrte und wahrheitsbeflissene Diener des Wortes Gottes zu bilden. Während drei Lehrer die Sprachen der h. Schrift und Philosophie lehrten, theilte sich Calvin mit Beza in die theologischen Wissenschaften. Schon in der ersten Zeit besuchten neunhundert regelmäßige Zöglinge den Unterricht der Akademie, und mehr als achthundert Evangelisten, die Söhne der Flüchtlinge, umgaben Calvins Lehrstuhl, um, gründlich in der Schrift unterrichtet, Frankreich und die Niederlande mit der Bibel bekannt zu machen.

Diese Stiftungen Calvins waren eines der wesentlichsten Fundamente zum Gesammtbau des Reformators. Denn durch die wohleingerichteten Schulen wurde die Gewöhnung an geistige Arbeit ein auszeichnender Charakterzug der Genfer. Handwerker und Gewerbsleute holten sich im Kollegium jene Feinheit und Ueberlegenheit des Geistes, welche die Bildung giebt, und welche den Genfer daheim und in der Fremde durch Gewandtheit und scharfes Urtheil zu vielerlei Aufgaben und Geschäften tüchtig macht. Durch diesen bildenden Einfluß wurde Genf die erste Stadt der protestantischen Welt, das protestantische Rom. Vom Jahre 1559 an sandte die Akademie und die ehrwürdige Gesellschaft der Geistlichen zu Genf den meisten französischen Kirchen ihre Pfarrer. In der Hand Calvins lag die Leitung der Angelegenheiten der reformirten Kirche Frankreichs, bei ihm erholte sie sich in allen schwierigen Angelegenheiten Rathes, in seiner großen Seele schöpften die Verfolgten Trost und Hülfe. So übte Genf ohne Gebiet und ohne Macht einen überwiegenden Einfluß über das ganze Gebiet französischer Zunge aus; und die Gewalt des französischen Hofes vermochte nichts gegen dieses Bollwerk der evangelischen Freiheit, welches stark durch den Grundsatz der Gewissensfreiheit fort und fort seine Apostel und Märtyrer auf den französischen Boden sandte, stark durch Gottes Gnade und das dankbare Vertrauen der

Gläubigen. — Nachdem es Calvin gelungen war, durch Gründung der Unterrichtsanstalten zur Reformation von Genf den Schluß zu bilden, nahm er in der Stadt, welche nun die seinige geworden, endlich i. J. 1559 als Geschenk des Rathes das mehrmals zurückgewiesene Bürgerrecht an.

Wahrlich es fehlte Calvin an vielfacher Gelegenheit nicht, sich die Bürgerkrone zu verdienen. Denn die freie Predigt des Evangeliums und der Einfluß Genfs nach Außen hieng von dessen politischer Selbständigkeit ab: diese aber gegen die verschiedenen Gegner zu wahren, bedurfte eben so großer Festigkeit als besonnener Weisheit. Calvin allein war der Mann, im Getriebe feindlicher Partheien und gegen Anschläge überlegener Gegner diese doppelte Eigenschaft zu bewähren. Nächste Rücksicht erforderte Bern, welchem Genf seine Befreiung und fernern Schutz verdankte. Allein die mächtige Republik war geneigt, ihren Ansprüchen an die Dankbarkeit der Genfer eine größere Ausdehnung zu geben, als mit der Selbständigkeit dieser vereinbar war. Nicht nur wiesen die Genfer die wiederholten Unternehmungen Berns gegen ihre selbständige Freiheit entschieden zurück, sondern die von Farel und Calvin gegründete Kirche stellte sich in einer Eigenthümlichkeit und Unabhängigkeit dar, daß sie auf die Waadt eine für Bern mißbeliebige Anziehungskraft ausübte und daher mit der von Bern beanspruchten Oberhoheit über die Kirche in öftern Widerspruch kam. Bern und seine Kirchenmänner ließen Calvin den Gegensatz und die Abneigung zu wiederholten Malen auf herbe Weise fühlen. Calvin beklagt sich darüber oft in bitterm Unmuth; aber er verliert nie aus dem Auge, wie nothwendig die Beihülfe und der Schutz Berns für die Stellung Genfs ist. Er mäßigt daher das verletzte Selbstgefühl seiner Mitbürger und behandelt die Berner Regenten mit einer solchen Verehrung und Weisheit, daß er dieselben öfters seine „guten christlichen Fürsten" nennt und sich erbietet, selbst theologische Fragen und kirchliche Einrichtungen ihrem Urtheile zu unterwerfen, wie wenn er ihr Unterthan wäre. Als das staatskluge Bern erkannte, daß dieses westliche Thor der Eidgenossenschaft nicht in seine unmittelbare Botmäßigkeit zu bringen sei, begnügte es sich mit der Ueberzeugung, daß Genf stark und entschlossen genug sei, sich

als freie Republik zu behaupten. Die Gunst, welche Bern längere Zeit den Gegnern Calvins und namentlich den vertriebenen Libertinern hatte angedeihen lassen, beschränkte sich endlich auf unmaßgebliche Verwendung. Dagegen wurde i. J. 1558 das Bündniß zwischen Bern und Genf erneuert und auf ewige Zeiten beschworen.

Im Bunde mit Bern fand Genf auch den zuverlässigsten Schutz gegen die Absichten Frankreichs. Als jedoch die Reformierten im Königreiche eine drohende Macht wurden, als die Jünger Calvins die Bekenner des Evangeliums mit todesmuthiger Verachtung jeder Gefahr und Gewalt erfüllten, als die Scheiterhaufen den Glaubenseifer stets mehr und mehr entzündeten: ließ der französische Hof i. J. 1560 seinen ganzen Zorn gegen die kleine Republik los, sie beschuldigend, daß die ganze Verwirrung, welche Frankreich zerrütte, von dort ausgehe, und drohend, Gewalt zu brauchen, wenn die von Genf ausgehenden Sendlinge nicht zurückgerufen würden. Der Rath war erschrocken, und geneigt, sich zu fügen. Calvin aber warnte, statt der Gnade des Königs nicht diejenige des allmächtigen Gottes zu verscherzen und von Gott zu den Menschen abzufallen. Und es gelang ihm, den Rath zum einstimmigen Beschlusse zu ermuthigen, dem Könige nur so weit zu entsprechen, als es ohne Verletzung des Gewissens geschehen könne. Daher wurde demselben versichert, daß sich die von Genf ausgehenden Prediger an den politischen Bewegungen in Frankreich nie betheiligt und daß sie darüber stets zur Verantwortung vor ihm bereit seien. Dagegen könne Genf nicht lassen, diejenigen zum Dienste des Evangeliums zu bilden, die der Herr ihm zuweise. Aber gesendet seien sie nicht, sondern jeder gehe auf eigene Verantwortung und Gefahr. Entstehe Zwiespalt, so sei es nicht ihre Schuld, sondern es sei die vom Herrn vorausgesagte unvermeidliche Folge der evangelischen Verkündigung. Während des bald ausbrechenden blutigen Bürgerkrieges in Frankreich blieb Genf unangefochten und setzte die stille Aufgabe fort, Werkzeuge des Glaubens auf das große französische Arbeitsfeld auszurüsten. — Wie gegen die Drohungen Frankreichs, so blieb Genf gegen die verrätherischen Anschläge Savoyens durch Gottes Hülfe und die Treue seiner Bürger bewahrt, so daß die angezettelten Verschwörungen nicht nur mißlangen, sondern im Volke

den Glauben stärkten, daß Genf unter der besondern Obhut des großen Schutzherrn stehe, der nicht schläft noch schlummert.

Wie groß aber auch Calvins bürgerliche Verdienste um die Befestigung der Republik Genf sein mögen, so war doch seine Stellung zu hoch und universell, als daß wir ihn aus dem Standpunkte des Vaterlandes zu den unsrigen zählen dürften. Denn so wichtig und theuer ihm Genf war, so betrachtete er diese Stadt doch nur als den nothwendigen Standort und Ausgangspunkt für seine allgemeine Wirksamkeit. Der Herr hatte ihn hieher gestellt: hier galt es, seinem Willen treu und gehorsam zu sein. Aber der herrliche See und die anmuthige Landschaft übten keine Gewalt über ihn aus. Aus seinem Vaterlande verstoßen, konnte er nur in der Kirche Christi und deren wahren Gliedern seine Heimat finden. Er begriff daher Zwingli in dessen heimatlicher Anhänglichkeit, in seinem Anschließen an die Zustände und Bedürfnisse seines Volkes und in seiner scheinbaren Unterordnung unter die weltliche Obrigkeit nicht. Die Beschränktheit von Zwingli's Wirkungskreis ließ ihn dessen tiefe Bedeutung nicht erkennen: auch maß er ihn nur als theologischen Schriftsteller, und selbst als solchen kannte er ihn nur theilweise und glaubte sich der Pflicht überhoben, sich einläßlich mit ihm zu beschäftigen. So kam es, daß Calvin Zwingli's Ansicht vom Abendmahle profan nennen kann und viel größere Männer zu kennen glaubt als den Reformator von Zürich. Da bedurfte es die ganze Weisheit Bullingers, um sich durch die Zurücksetzung seines großen Vorgängers nicht verletzt und zurückgestoßen zu fühlen und sich mit dem schroffen Franzosen zur Gemeinsamkeit des Bekenntnisses zu verständigen, dem zu Folge die geläuterte Ansicht Calvins in der „Zürcher Uebereinstimmung" v. J. 1549 von allen evangelischen Kirchen der Schweiz getheilt wurde.

Wenn Calvin keine Rücksicht und keine Schonung kannte, wo es die Sache Gottes galt, so war er dagegen Farel und Viret, seinen Mitarbeitern und Gesinnungsgenossen im Werke des Herrn, mit der innigsten Liebe zugethan. Seine zürnende Heftigkeit und seine schneidende Schärfe milderte er bescheiden und demüthig auf die Mahnung und Zurechtweisung der Freunde. Daß sie sich gegenseitig besaßen, daß sie alle Verkennung und Unbill der schnöden Welt ein-

ander klagen und so den Unmuth loswerden konnten: diese Gewißheit treuer Freundschaft stand ihnen in höherm und trostreicherm Glanze da als Haus und Heimat. Daher Calvin nach vielen Jahren von diesem Freundschaftsbunde öffentlich bekennt: „Ich glaube nicht, daß es jemals einen Freundeskreis gab, der in solcher Freundschaft und innigsten Gemeinschaft verkehrte, wie wir es in unserm Amte thun durften. Ich erinnere mich nicht des geringsten Verdrusses, der jemals zwischen uns kam; es schien mir, als seien wir Eine Person." Und Beza ruft aus: „Gewiß, es war ein schöner Anblick, diese drei außerordentlichen Männer mit inniger Uebereinstimmung im Werke Gottes und doch mit so verschiedenen Gaben geschmückt in der Kirche des Herrn wirken zu sehen." Farels Heldenmuth und Virets Beredsamkeit beugten sich treu und liebevoll vor der Geistesmacht Calvins; dieser aber hieng mit dem wärmsten und offensten Vertrauen an den erprobten Freunden.

Allein Calvins Herz war reich und groß genug, die Liebe, welche er seinem Vaterlande nicht widmen konnte, desto inniger und seelenvoller der Gemeinde der Gläubigen zuzuwenden. Seine Briefe an die verfolgten Protestanten in Frankreich entzündeten in denselben jene Treue bis in den Tod, jene Entschlossenheit, lieber durch Henkershand zu sterben als vom Evangelium abzufallen, jene Verachtung der Klugheit der Welt, die Gott verläßt, um das Leben zu retten, jene freudige Hingabe an den Herrn, um seinem Rufe zu folgen, der durch Leiden und Tod zur höchsten Herrlichkeit führt. Es bedurfte die ganze Festigkeit und Strenge Calvins, um viele Vornehme und Reiche, welche aus Furcht versucht waren, die Gebräuche der römischen Kirche äußerlich mitzumachen, mit der Ausflucht, daß das Herz nicht dabei betheiligt sei, zur Entscheidung zu bringen. Er duldete keine Zweideutigkeit: er arbeitete so lange an der zwiespältigen Seele, bis sie sich völlig dem Herrn ergab, oder er drängte den Ungetreuen im Namen des Herrn aus der Gemeinde der Gläubigen. Diejenigen aber, welche den muthigen Entschluß faßten, um des Herrn willen Vaterland und Familie, Reichthum und Ehre zu verlassen, suchten Ersatz und Trost für all ihre Opfer im Umgange mit ihrem geistlichen Vater.

So sammelte sich um Calvin eine auserlesene Schaar edler Bekenner, welche im festen Bunde mit ihm wieder auf ihre Heimat zurückwirkten und dazu beitrugen, dem Protestantismus Frankreichs jenes bewunderungswürdige Gepräge furchtlosen Heldenmuthes und todesverachtenden Märtyrerthums aufzudrücken. Dieser innige Zusammenhang der Glieder der Kirche Calvins auf Leben und Tod hatte auch jene Seelengemeinschaft zur Folge, welche zur angelegentlichsten Seelsorge führte, wodurch sich Calvin und seine Nachfolger vor andern auszeichnen. — Unter den bedeutenden Flüchtlingen, welche zu Calvins Füßen saßen, war auch Johann Knox, der Gründer der schottischen evangelischen Kirche, welcher in seiner Heimat nach dem Vorbilde Genfs dessen strenge Sittenreformation am getreusten durchführte. Wie Calvin der Nachsicht der katholischen Kirche die evangelische Sittenstrenge als Fundament des kirchlichen Lebens gegenüberstellte, so war ihm auch, gegenüber der katholischen Werkheiligkeit, der Quelle aller Irrthümer und Mißbräuche der katholischen Kirche, die Gnadenwahl die nothwendige Bedingung des Glaubens, indem ihm aus dem Glauben, daß wir Gott allein unsere Seligkeit verdanken, alle Kraft und aller Trost des Evangeliums floß. Die strenge Konsequenz seiner Schlüsse aus dieser Lehre von der Vorherbestimmung zur Seligkeit oder zur Verdammniß sollte nur die Größe und Herrlichkeit Gottes in das rechte Licht stellen und dem Menschen alles Verdienst nehmen, damit Gott Alles in Allem werde.

Calvins anstrengende und rastlose Thätigkeit verzehrte die letzten Kräfte des vielfach leidenden und gebrechlichen Körpers; aber um so mächtiger und freudiger erhob sich der Geist in den letzten Tagen. An seinem Sterbelager versammelten sich die Mitglieder des Rathes und die Geistlichen der Stadt zum Abschiede. Unauslöschlich war in allen Gemüthern der Eindruck der letzten Reden des Scheidenden. Nach dem Tode des Reformators 1564 (den 27. Mai) sprach der Rath in öffentlichen Schreiben mit Bewunderung von der Majestät seines Charakters. Seinem Willen gemäß durfte kein Stein auf sein Grab gesetzt werden; Genf und die tausende von von seinem Wort und von seinem Geist beseelten Gemeinden sind sein lebendiges und unvergängliches Denkmal.

Der greise Wilhelm Farel war noch an das Todbett seines Freundes geeilt, wie er demselben vorher in jeder großen Arbeit und in jedem schweren Kampfe zur Seite gestanden: so gegen die Libertiner mit der Feder sowohl als mit seinem durchschlagenden Worte; gegen Servet mit der gleichen unbeugsamen Härte, umsonst versuchend, den Unglücklichen auf dem Gang zum Scheiterhaufen zum Widerrufe zu bewegen. Farel brachte mit Calvin den Zürcherischen Consensus über das Abendmahl zu Stande, so daß letzterer jenen den eigentlichen Urheber nennt. Zwei Male war Farel mit Beza in Deutschland, theils um die deutschen Stände für die Waldenser und die französischen Protestanten zu gewinnen, theils um für die Union der beiden evangelischen Bekenntnisse mitzuwirken. All das hinderte ihn nicht an der kraftvollsten Wirksamkeit für die von dem Herrn ihm angewiesene Kirche zu Neuenburg. Die öffentliche Rüge gegen eine vornehme Sünderin rief einen Aufstand der Menge und die Entlassung durch den Rath hervor (1541). Der um Vermittlung angerufene Schirmort Bern, sonst Farel günstig, aber durch die Bemühung der Franzosen für die kirchliche Selbständigkeit in den romanischen Landen mißstimmt, billigte die Ausweisung. Aber Farel erklärte, vom Herrn der Kirche sei er an diese Stelle berufen und könne nur von ihm entlassen werden. Der Eifer in Vollbringung seines Amtes, die Unbescholtenheit seines Wandels und seine Hingebung in den Schrecken der bald nachher ausbrechenden Pest gewann ihm die Herzen aufs Neue und für immer: auch ihn konnten wiederholte Rufe von dem theuer erworbenen Neuenburg nicht abziehen. Doch genügte es dem Beweglichen nicht, nur an einem Orte zu wirken. Neben seinem häufigen Aufenthalte zu Genf i. J. 1542, folgte er im gleichen Jahre für einige Zeit einer aus Metz an ihn ergangenen Einladung, und es wurde ihm die dortige evangelische Gemeinde um so lieber, je schwerer und gefahrvoller die Arbeit an ihr war; er ließ sie nicht mehr aus dem Auge, und im höchsten Alter besuchte er sie noch einmal: es war seine letzte Reise. Mit unablässiger Theilnahme folgte er dem Gange der Reformation in Frankreich. Nach vierzig Jahren besuchte er i. J. 1561 noch einmal seine Vaterstadt Gap und war glücklich, daselbst mitten in der Verfolgung

eine zahlreiche verborgene Gemeinde evangelischer Christen zu finden und dieselben zu stärken. Als er i. J. 1565 in einem Alter von 76 Jahren starb, hatten seine an seinem Sterbebette versammelten Freunde bezeugt: „Seht, der Mann bleibt sich immer gleich; niemals war er über eine Gefahr erschrocken, und wenn wir noch so bestürzt und niedergeschlagen waren, so zeigte er sich standhaft und fest, vertrauend auf seinen Herrn; er richtete uns Alle durch seinen Heldensinn auf und stärkte uns durch die Hoffnung eines guten Ausgangs."

5. Viret.

Peter Viret, der dritte der Freunde, ist der einzige Reformator der romanischen Schweiz, welcher dem Lande selbst entstammte. Er war i. J. 1511 zu Orbe geboren und hatte zu Paris studiert. Aber durch lutherische Bücher in sich entzweit und bis zur Verzweiflung gebracht, entsagte er dem geistlichen Stande und zog sich in seine Vaterstadt zurück. Hier traf Farel den zwanzigjährigen Jüngling, erkannte seinen Werth und ermuthigte ihn zur Verkündigung des Evangeliums. Er bekehrte zuerst sein Vaterhaus, dann seine Vaterstadt. Hierauf predigte er zu Granson, Wislisburg und Peterlingen, den gleichen Mißhandlungen ausgesetzt, wie anderswo Farel, aber mit gleicher Standhaftigkeit verharrend. Bern nahm Viret in seinen Schutz und sandte ihn mit Farel und Froment nach Genf. Das Gift, das ihn mitten in seiner gefahrvollen Arbeit traf, versetzte ihn sein Leben lang in ein unheilbares Siechthum. Das Volk aber hielt nur um so liebevoller an dem zerschlagenen und durch Gift zerrütteten sanften Märtyrer.

Nach der Eroberung der Waadt durch Bern wurde Viret nach Lausanne berufen, dessen Reformator er werden sollte. Nach anfänglichem Widerstande der sittenlosen Bevölkerung und der durch Freiburg unterstützten Geistlichkeit führte Berns Hülfe zur Disputation von Lausanne im Herbste 1536. Farel und Calvin waren ihm zum Beistande gegenwärtig; aber Viret selbst führte den Hauptkampf mit Gelehrsamkeit und Gewandtheit. Die Bilder wurden aus der Kathedrale entfernt und die Reformation durchgeführt. Während Calvins Ver-

bannung hatte Bern den Viret einige Zeit an Genf überlassen, zur großen Freude Calvins. Aber bald rief ihn Bern nach Lausanne zurück, wo er zwar mancherlei Kämpfe bald mit den Gegnern der Sittenreform, bald mit den Berner Geistlichen über die Kirchengebräuche und den Bann zu bestehen hatte. Er war zugleich Lehrer am Predigerseminar, welches Bern zu Lausanne gegründet hatte, wo Konrad Geßner, der Naturforscher von Zürich, drei Jahre an seiner Seite griechisch lehrte, in welcher Stelle diesem i. J. 1549 Beza nachfolgte. In allen Kämpfen und Arbeiten Calvins und Farels erscheint auch Viret auf der Wahlstatt. Sein Muth hatte sich aber zunächst gegen den Widerstand Berns zu erproben. Viret bemühte sich, in seinem Kreise die nämliche Ordnung einzuführen wie in der Genfer Kirche, ein Konsistorium mit der Vollmacht des Bannes. Bern mit der übrigen deutschen Schweiz wollte die Gewalt des Kirchenbannes nicht in die Hände der Geistlichen legen, und beharrte auf der Einführung seiner Kirchenordnung. Aber Viret und seine Gefährten bestanden hartnäckig auf dem Banne und der Freiheit, über die Gnadenwahl und Vorherbestimmung zu predigen. Der lange Widerstand wurde endlich durch die Entsetzung Virets nach zweiundzwanzigjährigem Dienste in der Kirche zu Lausanne gebrochen. Mit ihm verließen die Professoren der Lausanner Schule und viele Prediger der Waadt dieses Arbeitsfeld (1559).

Genf nahm Viret mit offenen Armen auf, gab ihm eine Predigerstelle und das Bürgerrecht. Zahlreiche Zuhörer drängten sich zu seinen Predigten, welche lebendiger und eindringlicher waren als diejenigen Calvins. Viret benutzte die friedliche Stille in Genf zur Ausarbeitung mehrerer werthvoller Schriften. Allein bald verlangten ihn mehrere Gemeinden des südlichen Frankreichs. Genf gab ihm zur Wiederherstellung seiner Gesundheit Urlaub und er gieng 1561 nach Nismes. Er trug hauptsächlich dazu bei, daß dem Befehl des Königs, den Katholiken die ihnen entrissenen Kirchen zurückzugeben, im südlichen Frankreich Gehorsam geleistet wurde. Ein Aufenthalt zu Montpellier, wo die dortigen Aerzte ihm ihre sorgfältige Pflege schenkten, brachte der dortigen evangelischen Gemeinde durch seine Predigten ein kräftiges Wachsthum. Im Jahre 1562 predigte er einige

Zeit in Lyon, wo er zum Präsidenten einer im Sommer 1563 sich versammelnden National-Synode gewählt wurde, und wo er bleibender Vorsitzer des Konsistoriums war. Er scheint bis in den Herbst des Jahres 1565 in Lyon gewirkt zu haben und dann in Folge der Verordnung, daß keine ausländischen Prediger in Frankreich angestellt werden dürfen, entfernt worden zu sein. Darauf nahm ihn Johanna von Albret, die Mutter Heinrichs IV., an ihrer neu gegründeten Akademie zu Orthez in Bearn auf. Doch auch an dieser letzten Zufluchtsstätte ward ihm keine Ruhe zu Theil. Bei einem Ueberfall der Katholiken wurde Viret, als der berühmteste und gefürchteteste der Professoren, gefangen hinweggeführt, jedoch bald wieder ausgelöst. Er starb 1571, sechzig Jahre alt.

6. Beza.

Neben den Reformatoren von Neuenburg und Lausanne hatte Calvin einen jüngern Freund und Gehülfen, Theodor Beza, der ihm zur Seite stand, wie Melanchton neben Luther. Wie Calvin verdankte auch Beza die erste Anregung zum Studium der Schrift und zur Erkenntniß evangelischer Wahrheit dem Deutschen Melchior Wolmar von Rotweil, in dessen Hause Beza als Knabe vieljährigen Unterricht fand. Günstige äußere Verhältnisse, Anmuth des Körpers und Geistes, poetischer Ruhm, vielfache Bildung und geistige Gewandtheit machten Beza frühe zum Liebling der großen Welt. Allein das Studium der Bibel und der Schriften der Reformatoren, so wie daß er Gelegenheit fand, das Verderben der Kirche in der Nähe zu sehen, erschütterte ihn so tief, daß er alle Bande brach und in freiwillige Verbannung gieng. Bald eröffnete sich ihm an der neu gegründeten Akademie von Lausanne, wo er zum Lehrer der griechischen Sprache berufen wurde, eine angemessene Wirksamkeit, für ihn zugleich an der Seite Virets eine Vorschule theologischer Bildung, welche er im Kreise der zahlreich in Lausanne zusammenströmenden französischen Flüchtlinge fruchtbar zu verwenden Gelegenheit hatte. In stillen Mußestunden beschäftigte sich Beza mit der Uebersetzung der Psalmen. Die treffliche Uebersetzung der ersten fünfzig Psalmen von

Marot, welche bald die Lieblingsgesänge jener Zeit wurden, waren von Calvin herausgegeben worden. Von diesem aufgefordert übernahm Beza die Fortsetzung, so daß 1552 der ganze Psalter erscheinen konnte, zum dritten Theil von Beza übersetzt, welcher sofort in allen französischen Gemeinden Eingang fand.

Aber Bezas edle Erscheinung und seine Welt- und Menschenkenntniß riefen ihn bald auch auf größere Schauplätze. Als Piemont von Frankreich erobert war und von dieser Seite die Verfolgung der Waldenser begann, sollte Beza mit Farel die eidgenössischen Stände und die süddeutschen Fürsten besuchen, um Fürsprache für die Verfolgten einzulegen. Um letztere zu gewinnen, war es von großer Wichtigkeit, eine Vereinbarung in der Abendmahlslehre zu Stande zu bringen. Der zur Union geneigte Beza verfaßte ein Bekenntniß, welches die Lutheraner befriedigen konnte. Desto größern Sturm rief es in der Schweiz hervor, wo man mit Recht über die zu großen Zugeständnisse der Franzosen ungehalten war, da man wohl wußte, daß ohne gänzliche Preisgebung des eigenen Bekenntnisses kein Friede möglich sei. Abermalige Reisen Bezas brachten weder für seine verfolgten Glaubensgenossen noch für die Vereinigung mit den Lutheranern günstige Ergebnisse, knüpften dagegen nähere freundschaftliche Verhältnisse an mit Bullinger und Geßner in Zürich, Johannes Haller in Bern u. a. Diese Verbindungen waren für ihn um so wohlthätiger, da allmählig seine Stellung in Lausanne durch den Gegensatz mit Bern unhaltbar wurde: daher er dieselbe nach einer zehnjährigen Thätigkeit aufgab.

Calvin stellte seinen Freund an die Spitze der neugegründeten Lehranstalten von Genf. Dabei war Beza wie in den theologischen Lehrvorträgen so im Kampfe mit den lutherisch gesinnten Gegnern in Bern Calvins treuer Gehülfe. Doch bald trat er aus der Unterordnung in die erste Stelle hervor. Die französischen Protestanten suchten einen geeigneten Mann, um den König Anton von Navarra für die Reformation zu gewinnen. Beza, ein Edelmann und das Haupt der Akademie in der Mutterstadt des französischen Protestantismus, schien das auserlesene Werkzeug für diesen Zweck. Wenn derselbe mit dem Könige nicht erreicht wurde, so war doch die Königin Johanna

von Albret durch Bezas Predigt so gewonnen, daß sie von nun an unentwegt am Evangelium festhielt. Beza war auf dem höchsten Gipfel seines Ansehens, als er von den Häuptern der Protestanten in Frankreich zur Theilnahme am Religionsgespräch von Poissy eingeladen und vom Hofe ehrenvoll empfangen wurde (1561). Es war ihm vergönnt, wenigstens vorübergehend den Beschluß beschränkter Religionsfreiheit für seine Glaubensgenossen zu erlangen. Von nun an ist Beza die Seele der Reformierten in Frankreich und leitet ihre Sache mit bewundrungswürdiger Einsicht, Gewandtheit und Ausdauer.

Nach Calvins Tod trat Beza an dessen Stelle an die Spitze des Konsistoriums und hatte zugleich dessen ausgebreitete Thätigkeit fortzusetzen: daher Genfs kirchliches Leben und die ganze Schöpfung Calvins von Beza besorgt und getragen wurde, so lange er lebte. Bei aller seiner Milde und Humanität konnte er daher die einmal eingeführte Sittenstrenge nicht lockern lassen, indem er überzeugt war, daß die Wohlfahrt des Staates von der Ordnung abhänge, welche unter den Bürgern herrsche. Auch war Bezas Ansehen von innen und außen so groß, daß er einerseits die Kriegsleute vermochte, die Beute zurückzugeben, welche den Savoyarden im Kriege gegen den Herzog abgenommen worden; andererseits aber daß er für das von übermächtigen Feinden gedrängte Genf von den glaubensverwandten Fürsten und Städten in England und Holland reichliche Hülfsgelder erhielt. Hinwieder aber blieb Genf, wie in jeder Noth, so namentlich auch nach der französischen Bartholomäus-Nacht „eine Herberge der Kirche Gottes". Beza bewog die Genfer Geistlichkeit, für die Flüchtlinge die ganze Summe der in ihren Händen liegenden Hülfsgelder zu verwenden und brachte überdieß noch durch eigene unmittelbare Bemühung eine Summe von 4000 Franken zusammen.

Der ehrwürdige Greis, welcher bis in die höchsten Jahre die Predigt des Wortes Gottes und die Obliegenheiten der Kirche vollbrachte, sollte im Auftrage des Pabstes von Franz von Sales, dem Bischofe von Genf, in dessen jugendlichem Eifer wieder in die katholische Kirche zurückgeführt werden, wobei es der fromme Prälat an glänzender Beredsamkeit und glänzenden Versprechungen

nicht fehlen ließ. Beza soll ihm geantwortet haben: „Geht, Herr, ich bin zu alt und zu taub, um solche Worte hören zu können.“ Dagegen erlebte er noch den Jubel Genfs nach der Vereitlung der vom Herzoge von Savoyen veranstalteten Ersteigung der Stadt i. J. 1603. — Beza starb 1605, sechsundachtzig Jahre alt.

XVI.

Bullinger.

Das untadelhafteste, maßvollste und ehrwürdigste Bild aller Reformatoren stellt Heinrich Bullinger dar. Das ist ein weiser, entschlossener, kernhafter Mann in jedem Sinne; ein alter, tapferer, redlicher Eidgenosse, und zugleich ein umsichtiger und hochgebildeter, rath- und thatvoller Diener Gottes. Es ist in ihm die frische, volksthümliche Kühnheit der ersten Generation der Reformatoren, aber auch die Reife, Besonnenheit und vielseitige Ausbildung einer fortgeschrittenen Zeit. Der Antistes von Zürich ist die erste, selbst von Calvin dafür anerkannte Autorität der ganzen, über weite Länder verbreiteten reformierten Kirche. Und doch geht er nur wie ein anderer ehrenfester Bürgersmann einher, frei von geistlichem Standeszuschnitt: über dem weißen Kamisol und rothen Brusttuch den langen, schwarzen Pelzrock, das Stilet an der Seite; und so betrat er auch die Kanzel. Aus dem schönen, ruhig heitern Antlitz mit dem breiten langen Barte leuchtete Anmuth und Würde; seine ganze Erscheinung drückte jene nachhaltige Kraft aus, welche feststeht gegen den Ansturm der Leidenschaft und ausharrt in Arbeit und hingebender Liebe.

Bullinger hatte seine erste Bildung zu Emmerich am Niederrhein empfangen, in einer der zahlreichen dortigen Schulen der Brüder des gemeinsamen Lebens, deren Ausdruck Thomas von Kempen ist, und daselbst den Grund der frommen Zucht und Arbeitsamkeit gewonnen. In Köln lernte er die Alten und die Kirchenväter kennen; und selbst

in dieser festen Burg der alten Kirche konnte ihm Luther nicht verborgen bleiben. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland wurde der neunzehnjährige Bullinger vom Abt Wolfgang Joner von Kappel zum Lehrer an der neu errichteten Klosterschule angestellt. Der wohlgesinnte Abt, ein Freund der Wissenschaften, ließ dem jungen Schulmeister, welcher noch keine geistlichen Weihen empfangen hatte, volle Freiheit, indem er ihn nur verpflichtete, fromm zu leben und wohl und fleißig zu lehren, daneben aber ihm erlaubte, sich der Messe und der übrigen Ceremonien zu entziehen. Neben den Alten führte er nicht nur die Schüler, sondern auch die Mönche nebst dem Abte in die Bibel ein, und wurde so der Reformator des Klosters. Während Bullingers sechsjährigem Aufenthalte in Kappel war er eben so thätig in Schrift als Wort. Eine solche Kraft mußte bald mit Zwingli in Berührung kommen. Nachdem er i. J. 1527 fünf Monate mit Erlaubniß seines Abtes im Kappeler Hof zu Zürich zur Betreibung seiner Studien unter der Leitung Zwingli's und Pellikans hatte zubringen dürfen, kam er auch nach Basel und wurde von Oekolampad lieb gewonnen. Diesen und Ambrosius Blaarer nebst manchen andern lernte er während der Disputation zu Bern noch näher kennen.

Im Jahre 1529 berief Bullingers Vaterstadt Bremgarten den mit Ehren genannten Mitbürger an ihre Pfarrstelle. Diese neue Thätigkeit zur Befestigung der Reformation in dem Freien-Amte hinderte ihn, Zwingli's vertrauensvoller Einladung, ihn zur Disputation nach Marburg zu begleiten, nachzukommen. Während der wiederholten Tagsatzungen, welche zu Bremgarten zur Vermittlung des Friedens i. J. 1531 gehalten wurden, machten Bullingers Friedenspredigten selbst bei den katholischen Gesandten einen großen Eindruck, so daß sein Name in der ganzen Eidgenossenschaft einen guten Klang erhielt. In Bullingers Haus fand jene nächtliche Zusammenkunft Zwingli's mit den Gesandten von Bern statt. Und als Bullinger den Reformator von Zürich bis zum nächsten Dorfe begleitete, nahm dieser mit Weinen von ihm Abschied und sagte zum dritten Male: „Mein lieber Heinrich, Gott bewahre Dich, und bleibe treu am Herrn Christo und seiner Kirche." — Zwingli soll in Vorahnung seines Todes Bullingern dem Rathe zu seinem Nachfolger empfohlen haben.

Die Schlacht von Kappel entschied auch über Bullingers Schicksal. Bremgarten erfuhr die schwere Hand des Siegers: zwölf Tage nach Zwingli's Tod floh Bullinger nach Zürich. Als seine Frau ihm nach einigen Tagen mit den Kindern nachfolgen wollte, aber der Thorwächter den Ausgang wehrte, entriß die starke und muthige Frau diesem den Schlüssel und öffnete das Thor mit Gewalt. In den ersten Tagen nach Bullingers Ankunft in Zürich drangen Zwingli's Freunde in ihn, daß er im Großen Münster predige. Mykonius, sonst von der allgemeinen Zaghaftigkeit niedergebeugt, berichtet darüber tröstlich: „Bullinger hat am letzten Sonntag eine solche Predigt heruntergedonnert, daß es Vielen vorkam, Zwingli sei nicht todt, sondern er sei gleich dem Phönix wieder erstanden." Nach Ablehnung des Leo Jud und des Oekolampad wählte hierauf der Große Rath der Zweihundert Bullingern einmüthig zu Zwingli's Nachfolger. Zugleich aber sollten sich sämmtliche Stadtgeistliche verpflichten, nach Ruhe und Frieden zu trachten und sich mit keinen weltlichen Sachen zu beladen. Als dieser Beschluß den Predigern vor versammeltem Rathe verlesen wurde, verlangte Bullinger sogleich Bedenkzeit. Nach einigen Tagen erschien er wieder an der Spitze seiner Amtsbrüder vor dem Rath und erklärte, sie wollen sich des Friedens befleißen und das Wohlergehen der Regierung befördern, aber Laster und Uebelthaten, es betreffe die obere Gewalt oder den gemeinen Mann, werden sie bald sanft bald scharf, ohne Ansehen der Person, der Schrift und dem Laster gemäß, hervorziehen und strafen: „Denn das Wort Gottes will nicht gebunden sein."

Diese unerschrockene Entschiedenheit des jungen Mannes rief im Rathe einen langen Kampf hervor. Zugleich aber mußte mit erwogen werden, daß Bullinger auch nach Bern und Basel berufen worden, daher endlich beschlossen wurde, daß die Prediger das göttliche Wort „frei, ungehemmt und unbedingt" predigen dürften. Damit hatte Bullinger für sich und seine Kollegen den Grundsatz erkämpft, im Geiste Zwingli's ihr Amt fortzuführen. Allein es wollte ihnen dasselbe gleichwohl von den Römischgesinnten und den Zaghaften vielfach beschränkt und verkümmert werden, bis Bullinger i. J. 1532 ein Mandat durchsetzte, dem zu Folge alle frühern reformatorischen Ver-

ordnungen ihre Bestätigung erhielten, und der Rath namentlich die Messe untersagte und gebot, „steif und handfest beim Worte Gottes" zu verbleiben. Im gleichen Jahre erlangte er die Genehmigung der Synodalordnung, welche drei Jahrhunderte lang bestanden und der Synode ihre kirchliche Selbständigkeit und Unabhängigkeit sicherte, indem sie die Bestimmung enthielt, der zu Folge ihr von der Obrigkeit „die Verwaltung der (innern) kirchlichen Angelegenheiten nicht versperrt" wurde.

Obgleich in Zürich wie anderswo in der Schweiz die Obrigkeit das Kirchenwesen ordnete und leitete, so gieng doch Zürich voran, der Geistlichkeit ein Recht zu gestatten, welches dieser die persönliche Mittheilung ihrer Anliegen und Beschwerden erlaubte. Die Prediger durften kommen und „an die Rathsstube klopfen." Demnach herrschte in Zürich bis ins 17. Jahrhundert hinein die Sitte, daß die Prediger sammt den Professoren der Theologie in Angelegenheiten der Kirche und des Vaterlandes, mit der Bibel unter dem Arme, auf dem Rathhause erschienen und ihre Bitten und Gutachten mündlich vortrugen. Nicht selten wurden die Geistlichen, wie namentlich auf Veranlassung der kühnen Predigten Leo Juds, vor den Rath gefordert, um sich zu verantworten. Dieses geschah aber gewöhnlich mit Erfolg, da dem im Namen des Herrn in gläubiger Ueberzeugung gesprochenen Worte eine christliche Gesinnung entgegenkam.

Bullingers Umsicht und Milde brachte es daher bald dahin, daß er mit gleichem Einfluß und Gewicht wie Zwingli dessen Werk fortsetzen konnte. Nicht nur gelang ihm, die Gefahr abzuwenden, als man aus dem Gute des Stiftes zum Großen Münster die Kriegsschuld tilgen wollte, sondern als oberster Schulherr brachte er zuwege, daß das Karolinum, die zu Ehren Karls des Großen benannte Lehranstalt, eine weitere Ausdehnung erhielt. Die vermehrten Geschäfte erlaubten ihm nicht mehr, Zwingli's Professur zu versehen; dagegen aber gehörte er zu den fleißigsten Zuhörern des in der Schriftauslegung ausgezeichneten Bibliander. Und die Schule, welcher er einst in Kappel vorgestanden, verlegte er in den „Hof" der Aebtissin zum Frauenmünster, ein Progymnasium, mit dem ein Konvikt in Verbindung stand, das bis auf die neueste Zeit bestanden und aus welchem

eine große Zahl der ausgezeichnetsten Männer Zürichs hervorgegangen sind.

Es war Bullingern selten vergönnt, sich ungestört mit den Wissenschaften zu beschäftigen. So sehr er Streit mied und haßte, so konnte er doch nicht umhin, auch in dieses von Zwingli ihm übermachte Arbeitsfeld einzutreten. Wenige Monate nach Zwingli's Heldentode hatte Luther die Niederlage bei Kappel als ein göttliches Gericht und als einen Beweis der Verwerflichkeit der Lehre Zwingli's erklärt und es an den Siegern nicht lobenswerth gefunden, daß sie die Ueberwundenen bei ihrem Glauben ließen. Luther forderte sogar öffentlich auf, die Anhänger Zwingli's nicht zu dulden, sondern aus dem Lande zu treiben. Der Augenblick schien gut gewählt, da die Freunde Zwingli's in der Schweiz und in Süddeutschland unter den schweren Folgen der Niederlage gebeugt waren. Desto eher fühlte Bullinger im Namen seiner Glaubensgenossen die Pflicht der Abwehr solch harter Beschuldigungen; und die Ruhe und Würde, mit welcher er die Vertheidigung führte, mußte um so überzeugender wirken. So entschieden er für Zwingli einstand, so bestimmt erklärte er: „Aber seinen Namen (zwinglisch), den man uns zur Schmach aufheften will, lehnen wir ab; denn wir rühmen uns allein Christi." Das war allen Angriffen der Lutheraner und Papisten gegenüber stets Bullingers Absehen, zu beweisen, „daß der reformierte Glaube katholisch und orthodox, allgemein christlich und rechtgläubig sei": — „Darauf halten wir fest und werden bis zum letzten Athemzug ihn bekennen mit Gottes Hülfe." Gerade durch seine leidenschaftslose Art des Kampfes gewann er zwei Freunde, welche ihm von nun an mit Achtung und Liebe zugethan blieben, den Landgrafen Philipp von Hessen und Melanchton. Besondere Gelegenheit bot sich ihm dar, sowohl seine Geschicklichkeit als seine Einsicht zu beweisen, als Bucers friedfertige Winkelzüge das reformierte Bekenntniß beeinträchtigen wollten. Die beste Abwehr der Irrthümer erkannte Bullinger in der Herausgabe von Zwingli's Werken, um der Mit- und Nachwelt zu beweisen, wer Zwingli gewesen und was er wirklich gelehrt habe. Die Gesammtausgabe erschien i. J. 1545.

Bullingers größtes und bleibendes Verdienst ist, daß sich haupt-

sächlich durch ihn die allmählige Vereinigung und Befestigung der reformierten Kirche in ihrer ganzen Ausdehnung anbahnte. Er war nicht dagegen, auch eine Vereinbarung mit den Bekennern der Lutherischen Ansichten zu versuchen, namentlich da neben Bucer auch Ambrosius Blaarer, welcher vom Herzog Ulrich von Würtemberg zur Durchführung der Reformation in dessen Landen berufen war, darnach verlangte, und zugleich Basel dafür thätig war. Aber Bullingers erste Sorge war, daß eine Verständigung mit Luther nicht auf Kosten der Eintracht im Umfange des Vaterlandes erkauft werde. „Nur keine Spaltung unter uns!" schreibt er daher an Mykonius. Um den Wünschen der Unionsfreunde zu entsprechen, fand in Basel eine Konferenz der Abgeordneten der evangelischen Stände und ihrer Verbündeten statt. Einmüthig beschloß man die Abfassung eines Glaubensbekenntnisses, an das man sich in Zukunft halten wolle und das man nöthigen Falls auch einem allgemeinen Koncil vorlegen könne. Mit der Ausarbeitung wurden Bullinger, Mykonius und Grynäus beauftragt. Diese erste helvetische oder zweite Baseler Konfession erreichte den Zweck eines nähern Anschlusses an Luther nicht, so sehr dieser und seine unbefangenen Gesinnungsgenossen anfangs dem schweizerischen Bekenntnisse Gerechtigkeit widerfahren lassen mußten; aber sie wurde das dauernde Band der evangelischen Kirchengemeinschaft, das die reformierten Kirchen der Schweiz von nun an zu einem festen Ganzen umschloß und verband.

Aber noch mußte ein Schritt weiter geschehen. Calvin hatte die evangelische Lehre weiter und schärfer ausgebildet. Durch seine Verbindungen mit Bucer und Melanchton und durch seine Verehrung für Luther war er geneigt, diesem entgegenzukommen: allein das konnte nicht geschehen ohne die Mitwirkung Berns und der übrigen evangelischen Schweiz. Von der Zeit an, da Bullinger für Calvins Rückkehr nach Genf thätig gewesen, hatte sich zwischen diesen beiden Männern ein immer engeres und vertrauteres Verhältniß angebahnt. Bei Calvins Besuch in Zürich i. J. 1548 hatte Bullinger demselben das Zürcher Bekenntniß eingehändigt, welches die Diener der Kirche Zürichs auf Luthers letzten Angriff, von Bullinger 1545 verfaßt, erlassen hatten. Es war bei aller Bereitwilligkeit durch die Verschie-

denheit der Lage und Charaktere, namentlich bei Calvins Feuer und Schärfe und bei Bullingers Ruhe und Bedachtsamkeit, schwer, sich von Herzen und ohne Rückhalt zu vereinigen. Allein bei gleicher Lauterkeit der Gesinnung, bei gleicher gründlicher Gelehrsamkeit und bei gleicher Umsicht und Unbefangenheit des Urtheils kam endlich die schönste Ausgleichung zu Stande. Der entscheidende Punkt, das Abendmahl, konnte sie nicht trennen, da Bullinger darüber in dem eben genannten Bekenntnisse sich also hatte vernehmen lassen: „Wir bekennen, daß in dem h. Abendmahl unsers Herrn Jesu Christi nicht allein Brot und Wein sei, sondern daß die Gläubigen auch den wahren Leib und das wahre Blut Christi essen und trinken, doch nicht leiblich, sondern geistlich durch den Glauben, also daß der Leib Christi zur Rechten Gottes bleibt und nicht herabkommt, wir aber nichts desto weniger mit und durch den Herrn Christum und sonst durch keine andere Speise gespeist, genährt und erhalten werden, also daß er in uns lebt und wir in ihm leben."

Nachdem die beiden Häupter der Kirchen von Zürich und Genf schriftlich über zwanzig von Calvin abgefaßte Fundamentalsätze sich verständigt hatten, erschien Calvin mit Farel im Frühling 1549 in Zürich. Rasch und glücklich kam in Gegenwart einer Abordnung des Rathes die Vereinigung zu Stande, welche im „Zürcherischen Konsens" niedergelegt ist, wodurch die Einheit der Lehre Calvins mit derjenigen der reformierten Schweiz dargethan wird. Es war schwer, die Zustimmung zu diesem Bekenntnisse zu erlangen, da dasselbe in Annahme einer durch den Glauben vermittelten Selbstmittheilung Christi über die Lehre Zwingli's hinausgeht: daher Bern an dieser festhielt und den Beitritt ablehnte. Aber Bullinger gewann allmählig die Zustimmung der übrigen Kirchen der Schweiz und, wie er selbst versichert, diejenige „ausgezeichneter Männer Englands, Preußens, Frankreichs, Italiens, Ungarns."

Unterdessen hatten neue Unterhandlungen zur Annäherung der Konfessionen nur immer weiter auseinander geführt. Die Reformierten wurden von den Lutheranern eben so heftig befeindet, wie von den Katholiken. Gegenüber der größern Festigkeit, welche die römische Kirche durch das Koncil von Trient gewonnen, und gegenüber der

Behauptung der Lutheraner, daß die Reformierten fast in keiner Lehre den rechten Glauben hätten, schien ein neues, einläßliches Bekenntniß nothwendig. Bullinger hatte dasselbe 1562 in aller Stille vorbereitet und mit Peter Martyr berathen. Es war bekannt geworden durch den Beifall, den der von lutherischer Seite hart angefochtene Churfürst Friedrich von der Pfalz demselben schenkte, als er sich Bullingers Rath und Beistand erbeten hatte. Die Berner und Genfer gaben Bullingers Bekenntniß ihre freudige Zustimmung, und die übrigen evangelischen Städte (Basel freilich erst nach langen Jahren) folgten nach. Diese sogenannte zweite helvetische Konfession erschien 1566 im Druck. „Jedermann zu bezeugen, sagt die Ueberschrift, daß die Diener Christi in der Eidgenossenschaft in der Einigkeit der wahren, uralten, christlichen Kirche bestehen, und keine neuen irrigen Lehren, auch gar keine Gemeinschaft mit einigen Sekten oder Ketzereien haben." Diese Konfession fand in der ganzen reformierten Welt die freudigste Aufnahme. Sofort sprachen die reformierten Kirchen Frankreichs, Schottlands, Ungarns und Polens ihre völlige Zustimmung aus, und in England, in den Niederlanden und bei den Reformierten Deutschlands fand sie großen Beifall, so daß sie neben dem Heidelberger Katechismus als das verbreitetste Glaubensbekenntniß der reformierten Kirche zu betrachten ist. Und wirklich ist diese Bekenntnißschrift, „durch Klarheit, Schärfe, Kraft und Milde ausgezeichnet, als Bullingers vollendetestes und reichstes Werk" anerkannt.

Bullinger war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller. Denn zunächst brachte es seine Stellung und seine Zeit mit sich, daß er während seines ganzen Lebens Streitschriften gegen die vielfachen Anfechtungen nach allen Seiten zu richten hatte. Seine Erörterungen gerathen ihm gewöhnlich etwas ins Breite, aber es spricht daraus der redliche, gründliche eben so lauter fromme als gesund verständige Mann, ein Friedensmann, der nur streitet, weil er muß, aber dann mit einer Kraft und Ueberzeugung, welche Achtung gebieten. Namentlich seine Schriftauslegungen waren geschätzt, welche sich mit Ausnahme der Offenbarung Johannis über die ganze Bibel erstreckten und sich durch Klarheit und Faßlichkeit empfahlen, daher sie in Frankreich und Italien, besonders aber in England beliebt waren. Bullinger verfaßte auch

einen Katechismus, in Beziehung auf welchen die Verfasser des Heidelberger Katechismus, Ursin und Olevian, die sich beide einige Zeit in der Schweiz aufgehalten, erklären, wenn ihre Arbeit gelungen sei, „so haben wir ein gut Theil davon Dir und dem hellen Geiste des Schweizerlandes zu verdanken.“ — Nur die erstaunenswertheste Thätigkeit und Arbeitskraft eröffnete Bullingern auch noch das Feld der Geschichtsschreibung. Neben seiner Geschichte der Wiedertäufer und einigen andern Stücken ist namentlich seine Chronik bekannt, welche über die Reformationsgeschichte der Schweiz das Hauptwerk bildet, und sich durch genaue Kenntniß der Verhältnisse, gesundes Urtheil und treuherzige Sprache auszeichnet. Voraus hat er in diesem Werke Zwingli ein bleibendes Denkmal gestiftet und uns von ihm ein völlig klares Bild hinterlassen.

Diese wissenschaftliche und gelehrte Thätigkeit hinderte Bullingern nicht, der sorgfältigste und liebenswürdigste Hausvater und Freund zu sein. Bullinger und seine Frau waren nicht ohne Vermögen, aber sie hatten sechs Söhne und fünf Töchter zu erziehen, und über die liebliche und herzliche Art, womit dies geschah, geben die Sprüche Zeugniß, womit er seine Kinder zum St. Niklaus ausstattete, die Regeln an seinen Sohn zum Abschied in die Fremde, und die Briefe an ihn dahin. Ein Beweis treuherziger alter Häuslichkeit ist Bullingers vieljährige Magd Brigitte, welche einem seiner Kinder Pathin war. Außer seinen Eltern war seine Haushaltung durch Zwingli's Witwe mit ihren zwei Kindern vermehrt, nebst dem verwaisten Gwalter, Bullingers späterem Nachfolger. Zudem fanden immer noch Söhne seiner Freunde zur Erziehung bei ihm Raum, und als in England unter der blutigen Maria die Verfolgung ausbrach, öffnete sich sein Haus als Zufluchtsstätte mehreren jungen Engländern, welche hauptsächlich zu der engen Verbindung beitrugen, die Bullinger mit England anknüpfte. Dazu kam, daß er für die um ihres Glaubens willen verfolgten Amtsbrüder ein offenes Haus hatte und solche wiederholt mit Weib und Kind bei sich aufnahm*. Der Kreis seines

* Anfangs wohnte Bullinger im „grünen Schloß“, bis nach Uttingers Tod das von diesem bewohnte Haus Jahrhunderte lang die Wohnung des obersten Pfarrers wurde.

Hauses ward erweitert und beglückt durch seine ausgezeichneten Schwiegersöhne Josias Simmler, Ludwig Lavater und Ulrich Zwingli, die Söhne theurer Freunde. Mit besonderer Liebe war Bullinger Zwingli's Freunden zugethan, daher er in der engsten Gemeinschaft mit Leo Jud, Uttinger und Pellikan, mit Myconius, Vadian und Ambrosius Blaarer stand. Berthold Haller suchte im jüngern Bullinger mit gleichem Vertrauen Rath und Stütze, wie einst bei Zwingli, und der erste Pfarrer des mächtigen Bern hielt es nicht im Widerspruch mit seiner Stellung und Würde, sich dem an Geist überlegenen Bullinger unterzuordnen. Genau befreundet war dieser auch mit dem von ihm nach Zürich berufenen Theodor Bibliander von Bischofzell, dem ersten gründlichen Kenner der orientalischen Sprachen in der Schweiz; und noch inniger mit dem nach Charakter und Bildung verwandten, anmuthigen und feingebildeten Italiener Peter Martyr, dem Nachfolger Pellikans.

Von ganz anderer Art war das schon oben berührte Verhältniß zu Calvin. Als diese beiden Männer mit einander in Verbindung kamen, stand Bullinger bereits auf der Höhe seines Ansehens: er war in Lehre und Ordnung der Stellvertreter der nationalen, durch Zwingli ausgebildeten Kirche der deutschen Schweiz, und seine Aufgabe war, dieselbe zu erhalten und zu befestigen. Für den des Vaterlandes beraubten Calvin war diese nationale Gestaltung der Kirche etwas Beschränktes und Enges, er hatte sich eine Kirche gebildet, frei und groß nach dem Maßstabe des Evangeliums, würdig der Kinder Gottes, und suchte dieselbe seines Ortes zu verwirklichen. Daher erschwerte Manches die Uebereinstimmung: Calvins einseitige Kritik Zwingli's, sein Sträuben gegen die kirchlichen Grundsätze und die Kirchenordnung Berns, seine Verbindung mit Bucer, welcher Bullingern Verwicklungen genug bereitet hatte, sein Bestreben, die Schweiz zum Besten der französischen Protestanten von neuem mit Frankreich in Verbindung zu bringen, wogegen sich Bullinger eben so bestimmt erklärte, wie einst Zwingli, — das Alles erschwerte die Gemeinschaft, und nicht weniger Calvins südliche Glut und Heftigkeit. Aber Bullinger stellte Calvins Frömmigkeit und geistige Größe so hoch, daß er es sich schon um Gottes willen zur Pflicht machte, über einzelne Härten und Zwie-

spälte hinwegzukommen; Calvin dagegen lernte die Weisheit und Umsicht des schweizerischen Kirchenvaters solcher Maßen anerkennen und ehren, daß aus beider Männer herzlicher Bereitwilligkeit eine für die evangelische Kirche bemerkenswerthe und gesegnete Eintracht hervorgieng.

Bullinger war ferner mit den angesehensten Männern Zürichs und der Schweiz befreundet, und war in Zwingli's Geist ein Volks- und Bürgerfreund, so daß er fröhlich und freundlich an Schießfesten, öffentlichen Mahlzeiten, Schauspielen Theil nahm; verfaßte er doch zu diesem Zwecke ein deutsches Schauspiel von den Märtyrern Zürichs. — Aber nicht nur mit den einflußreichsten Männern der schweizerischen Republik war der Pfarrer von Zürich in Freundschaft verbunden, sondern im Geiste jener Zeit, wo auch die Fürsten das Heil ihrer Seele und dasjenige ihrer Unterhanen aufs angelegentlichste bedachten und dafür arbeiteten, wo namentlich Schriftkenntniß für die höchste Zierde des gebildeten Mannes galt, rechneten Könige und ihre Räthe es sich zur Ehre an, mit Bullinger vertrauliche Briefe zu wechseln. Dieser schlichte Eidgenosse hatte auch ein weites, durch das göttliche Wort gehobenes Herz, daß die engen Zu- und Abneigungen nationeller Eigenheit bei ihm völlig zurücktraten: so daß er der verehrte Lehrer der königlichen Johanna Grey von England und ihr Trost auf dem Todesgang sein konnte; daß er durch die engste Theilnahme und Bekanntschaft mit vielen Franzosen sagen konnte, „er liebe Frankreich, weil es so viele Märtyrer liefere und mehr wahrhafte Gläubige als keine andere Nation.“ Besondere Theilnahme schenkte er auch klassisch gebildeten, eifrig forschenden Italienern, und bewies den Adel seiner Gesinnung namentlich auch in der Schonung, womit er z. B. die Zweifel und Irrlehren des in Zürich niedergelassenen Lelio Sozzini und des Bernardin Ochino, des Predigers der Lokarner, so lange als möglich ertrug.

Besonders bemerkenswerth ist Bullingers treues Bemühen für die Evangelischen der italienischen Vogteien. Durch evangelisch gesinnte Landvögte war jene leicht erregbare und empfängliche Bevölkerung mit reformatorischen Schriften, besonders mit denjenigen Bullingers, bekannt geworden, welche namentlich in Locarno zündeten.

Aber der Umschlag des Jahres 1548, da Konstanz in die Hände des Kaisers fiel und mit seinen Freiheiten auch das Evangelium verlor, wirkte zunächst auf die gemeinen Herrschaften zurück. In Locarno war die Zahl der Evangelischen auf zweihundert gestiegen, und der dortige Schullehrer, der Priester Joh. Beccaria, wagte, denselben an Festtagen in einer benachbarten Kirche zu predigen. Als er verwiesen wurde, floh er nach Zürich zu Bullinger. Von der Zeit an bemühte sich dieser, den Evangelischen zu Locarno Religionsfreiheit zu erwirken. Aber die Gegenwirkung der katholischen Orte gewann die Oberhand, so daß i. J. 1550 von Vorsteherschaft und Gemeinde jenen eine Urkunde ausgestellt wurde, daß Locarno beim katholischen Glauben bleiben wolle. Desto härter wurde demnach gegen die Evangelischen mit Strafen und Verbannung eingeschritten. Nachdem jedoch dreißig angesehene Männer vor dem Landvogt erklärt, daß sie ihrer Obrigkeit alle Unterthänigkeit beweisen wollen, in Sachen des Glaubens aber Gott mehr gehorchen müssen als den Menschen; und nachdem Zürich mit Einstimmung der Zünfte und der Landgemeinden sich dagegen verwahrt, daß die Evangelischen zu Locarno um ihres Glaubens willen bestraft würden: kam endlich durch die vermittelnden Orte ein Vergleich zu Stande, dem zu Folge den evangelischen Locarnern die Auswanderung mit ihren Gütern innerhalb drei Monaten gestattet wurde, doch sollten sie ihren Wohnsitz nirgends nehmen, wo die katholischen Orte Theil an der Regierung hatten. Die evangelischen Städte, mit Ausnahme Zürichs, bequemten sich zu diesem Vergleiche. Die katholischen Gesandten reisten im Winter 1555 über den Gotthard und ließen die Evangelischen vor sich erscheinen, zuerst die Männer, dann die Frauen mit den Kindern. Es waren 120 Erwachsene sammt 80 Kindern. Die Drohungen der Gesandten und die Bemühungen des päbstlichen Legaten vermochten nichts über sie: freudig legten sie ihr evangelisches Bekenntniß ab. Anfangs März, als die Gebirge noch mit Schnee bedeckt waren, mußten die Locarner ihre schöne Heimat verlassen. Ihr Wunsch, auf Graubündner-Gebiet, in den Thälern ihrer Sprache, sich niederlassen zu dürfen, wurde nicht gewährt. Während mehrere Familie sich nach Bern und Basel wendeten, ward dem größten Theile in Zürich freundliche Aufnahme

zugesichert. Den 12. Mai 1555 kamen 112 Personen in Zürich an und fanden daselbst eine neue Heimat, welcher sie durch eine Reihe vorzüglicher Männer, namentlich in den Familien Muralto und Orelli, und durch Gewerbsamkeit, besonders durch Emporbringung der Seidenfabrikation, zur Ehre und zum Segen gereichten.

Bullinger diente der Zürcherischen Kirche 52 Jahre, wirkend in frischer, freudiger Kraft bis ins hohe Alter hinein. Als er sich seinem Ende nahte, nahm er von seinen Amtsbrüdern mündlich und vom Rathe schriftlich mit patriarchalischer Würde und Treuherzigkeit Abschied. Er starb i. J. 1575. Sein Leben ist durch jene Lauterkeit geadelt, der zu Folge er einen seiner Gegner auffordern konnte: „Frage nur nach, Du darfst. Gottlob wirst Du nichts finden in meinem Leben, dessen ich mich schämen müßte, außer daß ich ein sündiger Mensch bin vor dem Herrn meinem Gott."

XVII.

Konrad Geßner.

Der augenscheinlichste Beweis von der nachhaltigen und befruchtenden Kraft, welche im Geiste Zwingli's lag, offenbart sich darin, daß er Männer hervorbrachte, welche ausgezeichnete Stellvertreter der beiden Richtungen waren, die jenen charakterisieren. In Bullinger, bei all dessen Selbständigkeit, ist Zwingli als Geistlicher wiedergeboren, in edelster, man möchte sagen verklärter Gestalt wiedergeboren; in Konrad Geßner spiegelt sich in wahrhaft klassischer Erscheinung Zwingli's Humanität: doch wie Bullinger human war, so war Geßner zugleich auch fromm. Geßner war arm, sein Vater fiel in der Schlacht am Gubel. Von früher Jugend an hatte ein mütterlicher Großoheim, Kaplan zu Zürich, sich seiner angenommen und ihm durch sein eigenes Beispiel Liebe zu den Pflanzen eingeflößt. Mit rühren-

der Liebe und Treue hieng Geßner an seinen Lehrern, namentlich an Mykonius, der sich frühe Großes von diesem Schüler versprach. In seinen kümmerlichen äußern Verhältnissen erbat er sich und erhielt von Zwingli ein Stipendium, und war bei dessen Tode, obgleich erst fünfzehn Jahre alt, doch vollkommen im Fall, seinen Verlust zu erkennen, daher er ihn mehr betrauerte als seinen Vater, fühlend, „daß wir an ihm einen gemeinschaftlichen Vater verloren."

In der Bedrängniß jener Zeit hatten Geßners bisherige Gönner genug mit ihrem eigenen Fortkommen zu thun, und konnten sich seiner nicht mehr annehmen. Er fand aber, durch Mykonius empfohlen, Aufnahme im Hause des Capito zu Straßburg. Schmerzlich verwundet, daß keiner seiner Mitbürger den großen Todten verherrlichte, verfaßte Geßner in griechischer Sprache eine Reihe von Trauergedichten auf Zwingli's Tod, welche er Bullinger und Bibliander widmete. Capito benutzte seinen jungen Famulus für so mancherlei Geschäfte, daß diesem für seine Studien wenig Zeit blieb, daher er bald Bullingern dringend um Erlösung bat. Wirklich verschaffte ihm dieser ein Reise-Stipendium; und Geßner brach, sechszehn Jahre alt, mit einem Freunde nach Frankreich auf, damals noch der Erwartung Raum gebend, daß er Theologie studieren werde, da er seiner tiefern Neigung zu den Naturwissenschaften noch nicht folgen durfte. In Bourges nahm Wolmar, Bezas Pflegevater, auch Geßnern wohlwollend auf und vertraute ihm den Unterricht seiner Söhne an. Aber Geßner fühlte sich nach Paris gezogen; und hier versenkte er sich mit der ganzen Kraft seines umfassenden Geistes in das weite Gebiet der Wissenschaften. Aber er hielt es nicht aus, daß er aus Furcht vor den Verfolgern sich der Bibel und der reformatorischen Schriften entledigen und die Gräuel mit ansehen sollte, welche gegen die Bekenner des Evangeliums verübt wurden.

Nach Hause zurückgekehrt, brachte sich der neunzehnjährige Jüngling durch eine vorschnelle Heirath in lange Noth. Er war dadurch genöthigt, sein Brot in einem geringen Schuldienste zu verdienen. In den Nebenstunden warf er sich mit glühendem Eifer auf die Arzneiwissenschaft. Dieser edle Eifer fand bald Mitleid und man half ihm zur Fortsetzung seiner Studien in Basel. Mykonius, hocherfreut

über Geßners Fortschritt in einer Wissenschaft, zu der er denselben durch die Natur berufen glaubte, konnte auch jetzt bezeugen: „Die Furcht des Herrn wohnt in seinem Herzen; kein Tag vergeht, an dem er nicht in der Schrift lese.“ — Geßner kam in eine günstigere Lage, als er i. J. 1537 als Professor der griechischen Sprache an der neu errichteten Akademie von Lausanne angestellt wurde und mit Viret in ein vertrautes Verhältniß trat. Er benutzte diese bessern Umstände zum Beginn seiner großen wissenschaftlichen Arbeiten. Nachdem er drei Jahre ausgeharrt, trug er kein Bedenken, sein Amt aufzugeben, um sich in Montpellier ungetheilt der Arzneikunst und der Naturforschung zu widmen.

Im Jahre 1541 ließ sich Geßner in seiner Vaterstadt als Doktor der Arzneikunst bleibend nieder, zugleich Professor der Naturwissenschaft am Karolinum. Während er mit bewundrungswerthem Fleiße und in anstrengendster Thätigkeit das ganze Gebiet der Natur mit seinen Forschungen umfaßte, bewahrte er die volle Frische der Seele und die kindlich fromme Empfänglichkeit des Gemüthes. Daher waren seine häufigen botanischen Ausflüge in die Alpen für ihn nicht nur eine wissenschaftliche Ausbeute, sondern eine wahre Herzenswonne. Ein Theil seiner Sammelschriften waren Arbeiten der Noth; aber auch über diesen weht ein Hauch der höhern Weihe, und es sind dieselben vom treuen Streben beseelt, Jünglingen mit der Liebe zur Wissenschaft auch edle Gesinnung und Frömmigkeit einzupflanzen. Der arme Gelehrte erhielt einen Ruf zum reichen Fugger in Augsburg, welcher jenem die Erziehung seiner Enkel anvertrauen wollte. So lockend die Benutzung der ausgezeichneten Fuggerschen Bibliothek und die Aussicht großer Reisen gewesen wäre, so verzichtete Geßner doch auf alle diese Vortheile, da die Gesinnung Fuggers mit seinem evangelischen Bekenntnisse nicht in Einklang stand. Und doch war Geßners Lage in Zürich so dürftig, daß er beständig mit der Noth rang und durch nächtliche Arbeiten seine Kraft verzehren mußte, daher er sich beklagte, wie ein „armer Tagelöhner“ leben zu müssen, während sein Name schon im Auslande berühmt war.

Endlich nach vieljähriger Arbeit für seine Vaterstadt wurde er i. J. 1554 deren Stadtarzt, und i. J. 1558 erhielt er eine Chor-

herrenstelle, welche fortan mit dem Professorate der Physik verbunden blieb, wodurch ihm nun ein freierer Spielraum für seine Arbeiten, namentlich für seine große Naturgeschichte zu Theil wurde. Allein mitten im Eifer für seine herrlichen Arbeiten ist ihm das christliche Bekenntniß das Erste und Höchste, und Andere darin zu bestärken eine heilige Aufgabe. Als Verwandte und Freunde seines in Zürich lebenden Freundes Lelio Sozzini ihres Glaubens wegen mit dem Tode bedroht waren, schrieb Geßner an sie einen Trostbrief, an Ernst und Glaubensfreudigkeit eines Calvin würdig. Den deutlichsten Beweis aber von der Aufrichtigkeit und Wärme seiner christlichen Gesinnung giebt folgender Brief an seinen Freund, den Naturforscher Dalechamp in Lyon, der zur römischen Kirche zurückgetreten war.

„Es hat mich sehr angegriffen und tief geschmerzt, als ich vernehmen mußte, daß Du, ein Mann von so großer Gelehrsamkeit und so bedeutendem Einfluß, von unserm Glauben abgetreten seiest. Vielleicht bewog Dich dazu der blinde Eifer und das schlechte Betragen einiger Neuerer, über die Du klagst; aber Du hättest dem reinen Worte Gottes so treu bleiben sollen, daß keine Gewalt und kein Unrecht Dich davon abwendig machen könnte. — — — Du bist um Dein zeitliches Fortkommen allzu ängstlich bekümmert gewesen und hast jenen Spruch nicht genug beherzigt: Suchet zum ersten das Reich Gottes u. s. w. Du sahst bei den Feinden unserer Religion größere Pracht, größern Einfluß, Gewinn, Ehre; auf unserer Seite mancherlei Fehler und Vergehen, die ich auch nicht läugnen will, aber sie sind doch wahrlich nicht so groß, daß Du zu einer unchristlichen Kirche übergehen und ihr das Heil Deiner Seele anvertrauen solltest."

„Könntest Du Dich entschließen, eine Zeit lang alle andern gelehrten Beschäftigungen bei Seite zu legen und Dich ganz dem Lesen der h. Schrift zu weihen; erhebst Du vorher Dein Herz mit demüthigem Flehen zu Gott, dem Quell aller Barmherzigkeit, daß er die Augen Deines Geistes öffne, damit Du verstehest, was Du liesest: wenn Du dieses thun willst, so wirst Du in kurzer Zeit erfahren, daß Du das, was der wahrhaft Fromme kennen und lieben soll, besser, gewisser und gründlicher kennest und liebest." — Nachdem er ihm die Irrthümer der römischen Kirche und die Verführung der Weltklugheit

auseinander gesetzt, fährt er fort: „Ueberlaß Dich dem Eindrucke der einfachen und ungeschmückten Wahrheit. Ich weise Dich nicht an Luther oder Calvin oder Viret, obschon ich sie für Werkzeuge Gottes und das Meiste in ihren Schriften für heilige Wahrheit halte. Ich weiß, sie sind Menschen und können irren. An die h. Schrift verweise ich Dich, die älteste schriftliche Urkunde, die reinste Quelle der Wahrheit, die sicherste und einfachste Führerin zum Heil: nur durch sie werden wir wahrhaft gelehrt in Gott. Laß Dich von den Patriarchen, den Propheten, den Aposteln, vor allem aber von dem Herrn Christus selbst belehren. Werde sein Schüler, höre ihn an."

„Laß Dich auch nicht durch die Einwendungen derer abwendig machen, welche uns vorwerfen, wir haben viele streitige Punkte in unserm Glaubensbekenntniß und seien sehr ungleicher Meinung über die Auslegung gewisser Stellen der h. Schrift. Dieß läugnen wir nicht und es war auch immer eine Verschiedenheit in den Meinungen und Gebräuchen der Kirche. Allein in den wesentlichen, zur Seligkeit nothwendigen Glaubensartikeln stimmen wir alle mit einander überein. Der erste Grundsatz unseres Glaubens ist der: Nur allein die h. Schrift habe göttliches Ansehen; der zweite: Wir hoffen und erwarten unsere Rechtfertigung nicht von unserm eigenen Verdienst, nicht von unsern oder eines andern Menschen guten Werken: denn wenn auch unsere guten Werke etwas sind, wie ich dieß allerdings zugebe, so treten sie doch, wenn wir sie mit dem vollkommenen Gehorsam Jesu Christi vergleichen, gleichsam in ein Nichts zurück, wie die Sterne am Himmel, die bei Nacht so herrlich scheinen, bei Tage vor dem Glanz der Sonne erblassen und verschwinden. Betrachte doch die Einfachheit des Glaubensbekenntnisses der ersten christlichen Kirche, an welches auch wir uns treu und fest anschließen, und vergleiche damit die lästigen, willkürlichen Zusätze, mit welchen die Eurigen dasselbe verunstaltet haben. Wer hat ihnen Macht oder Gewalt dazu gegeben?" — Zum Schlusse anerbietet er dem Kollegen, wenn er in seiner Heimat seiner Ueberzeugung nicht folgen dürfe, Reisegeld, sein Haus und seine Sammlungen zu freier Verfügung: eben so bereit wie zum glaubenstreuen Wort, so auch zur christlichen That.

Es war nämlich Geßnern in Folge seines unendlichen Fleißes und seiner ausgezeichneten Arbeiten so gut geworden, seine Sammlungen wohlgeordnet im eigenen Hause bequem unterzubringen, und im selbstangelegten Garten die Pflanzen zu ziehen, zu denen ihm gefällige Freunde allenthalben her die Samen lieferten. Es bedurfte gerade dieser liebenswürdigen, bescheidenen und gefälligen Dienstbeflissenheit Geßners, um die allgemeine Theilnahme zu finden, die ihm aus fernen Ländern, bei der Schwierigkeit und Unsicherheit damaliger Verbindungen, zur Aufbringung einer für jene Zeit seltenen Sammlung behülflich war. — Geßners Ruhm war so verbreitet, daß der Kaiser Ferdinand I. ihn auf dem Reichstage zu Augsburg i. J. 1559 daselbst zu sehen wünschte und deßhalb eigens dahin einlud. Der Eindruck, welchen der Kaiser in der Unterhaltung mit dem schweizerischen Naturforscher empfieng, war so günstig, daß er lange nachher zum Lobe über seine Gelehrsamkeit hinzufügte: „Geßner ist die Redlichkeit selbst."

Bei jenem Besuche in Augsburg schloß Geßner ein inniges Freundschaftsband mit dem dortigen Arzte Adolph Occo. Wenige Tage vor Geßners Tode, als er für die Gesundheit seines Freundes besorgt war, schrieb er an ihn, daß, wenn Occo vor ihm sterben sollte, er die Hoffnung habe, ihm bald nachzufolgen, da er grau, schmächtig und schwächlich sei. Dann fährt er fort: „Der größte, der kräftigste Trost wird mir von Gott zu Theil, da ich weiß und mit fester Zuversicht darauf baue, daß denen, die auf Gott vertrauen, die durch Jesum Christum seine Kinder sind, Alles zum Besten dienet, daß kein Haar von ihrem Haupte fällt ohne seinen väterlichen Willen, ohne seine allmächtige Vorsehung. Dieser mein Trost, diese meine frohe Zuversicht wird vermehrt und befestigt durch die Ueberzeugung, daß von Gott belehrte und Gott gehorsame Menschen mehr dem Geiste als dem Leibe nach leben, daß der Mensch nicht von Brot allein lebt, sondern durch jede andere göttliche Wirkung kann erhalten werden. Dieß alles wird noch besiegelt, weil wir beide den gleichen Weg christlicher Gottseligkeit wandeln, das gleiche Bekenntniß des Evangeliums umfassen. Wir sind in keinem der zum ewigen Leben nöthigen Hauptpunkte ungleicher Meinung. Daher nähre ich auch die Hoffnung, daß

wir in kurzer Zeit, von den Banden dieses Erdenslebens befreit, gemeinschaftlich das allein wahre und selige Leben bei Christo genießen werden."

Occo überlebte Geßnern um vierzig Jahre. Denn dieser wurde i. J. 1565 von der Pest dahingerafft. Bullinger, der durch die gleiche Krankheit zwei Töchter, die Gattinnen des Josias Simmler und des jungen Ulrich Zwingli, verloren hatte, schrieb an seinen Sohn: „Du weißt, welchen Schmerz mir der Tod der Meinigen verursachte. Jetzt drückt mich auch der Verlust des so berühmten, so gelehrten, so frommen und rechtschaffenen Doktors Geßner ganz darnieder." Und an Keßler, nachdem Geßner ihn gebeten, allen seinen Freunden Lebewohl zu sagen und daß „Alle möchten redlich sein am christlichen Glauben" — —: „Hierauf ergriff er meine Hand, legte mir noch das Bekenntniß seines Glaubens ab und seine gewisse Hoffnung des ewigen Lebens durch Jesum Christum, und nahm unter tausend Thränen, die wir beide vergossen, von mir Abschied."

Die ersten der Zeitgenossen, welche in Geßner den Gelehrten verehrten, liebten und bewunderten zugleich „seine Einfalt, Frömmigkeit und Geradheit." Geßner ist derjenige Mann des Reformationszeitalters, welcher durch seine vielseitige Bildung der Kultur unserer Zeit am nächsten steht. Denn sonst tritt gerade bei den Größten jener reichen Zeit das grobe Holz des urkräftigen Stammes uns oft fremdartig oder störend entgegen. Konrad Geßner, der Naturforscher mit dem weiten, klaren Blick, der Humanist mit der vollen Anmuth klassischer Bildung, der Christ voll treuen, seelenvollen Glaubens, erscheint in einer für jene Zeit ungewöhnlichen Durchbildung und Vollendung.

Die neuere Zeit.

XVIII.

Breitinger.

Nach einem natürlichen Gesetze folgt auf Zeiten großer Kraft und Fruchtbarkeit Nachlaß und Ermattung. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn nach den großen Reformatoren ein schwächeres Geschlecht auftritt, welches sich begnügte, in deren Fußtapfen zu wandeln, so daß die Geschichte wenig Veranlassung hat, dieser Nachfolger der Reformation besonders zu gedenken. Allein der Segen der Reformation besteht darin, daß ihre Wirkung auch unter geringern Werkzeugen fortdauerte und ein christliches Leben erzeugte, welches sich in Glauben und Wandel unter allen Klassen der Gesellschaft kräftig und nachhaltig kund that. Die Obrigkeit unterstützte die Kirche durch Sittenmandate voll religiösen Geistes, und die Mitglieder der Räthe giengen in Frömmigkeit und christlicher Zucht dem Volke voran. Kenntniß der h. Schrift war die Grundlage aller Bildung, und dem Worte Gottes gemäß zu leben, galt für die höchste Weisheit. Doch gerade aus dieser Zeit fehlen eingehende Darstellungen des religiösen und sittlichen Lebens aus den einzelnen Städten der Schweiz, so daß die nachreformatorische Zeit an sittengeschichtlichen Bildern nur spärliche Züge darbietet. Wir müssen uns mit einem einzigen Bilde begnügen.

In Bullingers Todesjahre 1575 wurde Johann Jakob Breitinger, der siebente Antistes der Zürcherischen Kirche, ge-

boren. Sein Leben fiel in die traurige Zeit des konfessionellen Zankes und des dreißigjährigen Krieges. Breitinger aber bewährte jene gesunde Kraft des reformatorischen Geistes, der zu Folge er mit Verstand, Würde und Geisteshoheit die wesentlichen Anliegen der Kirche und des Vaterlandes im Auge behielt und weiter führte. Er hatte den Muth, Bullingern zum Vorbild zu nehmen, und das Vermögen, seines Vorbildes werth zu sein. Mit jener Festigkeit und jenem freudigen Glauben der Reformation, daß das Wort Gottes die Richtschnur für alle Richtungen des Lebens sein müsse, wußte er demselben in Kirche und Staat Nachdruck zu geben. In einer Zeit fruchtloser Worte ist Breitinger ein Mann weisen Rathes und segensreicher That, wie wir damals im deutschen Kirchenleben keinem zweiten begegnen. Es ist keiner jener engen Schriftgelehrten, welche dem Worte Gottes im Leben eine einseitige und verkehrte Anwendung geben, obgleich es auch bei ihm an Beispielen nicht fehlt, daß er durch unpassende Auslegung des Schriftwortes demselben Gewalt anthut, wie u. a. in seinem Eifer gegen die Ehen des dritten Grades, wo er namentlich die Unrechtmäßigkeit der ehlichen Verbindung mit der Schwester der verstorbenen Braut darthut, freilich auch im Irrthum auf sinnreiche Weise. Im Allgemeinen aber steht er an Weisheit und Kraft über seiner Zeit, weil das Wort Gottes eben so sehr sein Gewissen erleuchtete, wie seinen Willen stärkte, und darum hatte er auch Gnade bei Gott und Menschen. Anfangs fürchtete er, daß weder seine Brust noch sein Gedächtniß ihm die Ausübung des Predigtamtes mit gutem Erfolg erlaube. Doch in der Vorbereitungszeit eines eilfjährigen Schuldienstes überwand er durch Fleiß und Ernst alle Schwierigkeiten, und hatte sich schon das allgemeine Zutrauen erworben, als er noch Vikar des Antistes Leemann war. Beim Ausbruche der großen Pest des Jahres 1611 wurde er vor allen andern Geistlichen der Stadt zu den Kranken gerufen, so daß er gewöhnlich vom Morgen bis zum Abend von Haus zu Haus gieng. Denn er wurde bei Tage auf allen Gassen angehalten und mit Bitten bestürmt, und zu Nacht warteten gewöhnlich mehrere Personen mit Laternen vor seinem Hause, um ihn zu Pestkranken zu geleiten.

Nachdem er i. J. 1613 Pfarrer am Großen Münster geworden,

war die Wirksamkeit seiner Predigt so groß, daß die Frühpredigt am Freitag, dem Markttage, auch von vielen Katholiken aus den Ländern besucht wurde, und daß manche derselben sich nachher noch in seinem Hause vertraulich mit ihm besprachen. Daher mißbilligte er auch ein unhöfliches und feindseliges Betragen gegen die Katholiken und ihre Priester. „Denn wir wissen ja, daß sie gesetzliche Gewalten sind, denen wir alle von Gottes und seiner Ordnung wegen gebührenden Respect zu erzeigen schuldig sind. Wir enthalten uns daher aller Uebernamen, alles Schmützens, Trotzens und Lästerns. Wir verschweigen aber darum die Wahrheit nicht, und schonen auch nicht der Unwahrheit oder dem Irrthum: doch alles mit guten und starken Gründen." — Als oberster Pfarrer eines republikanischen Gemeinwesens hatte er nach Zwingli's und Bullingers Vorgang darüber zu wachen, daß der christliche Staat ein Gottesreich sei, in welchem Gott dem Herrn die höchste Ehre erwiesen werde. Daher auch der Obrigkeit die Pflicht obliege, das göttliche Gesetz strenge zu handhaben; wo sie es aber daran fehlen ließ, da glaubte er sich nach dem Vorbilde der alten Propheten verpflichtet, die Regenten durch Ansprache, und wo das nicht half, öffentlich von der Kanzel an ihre Pflicht zu erinnern. Als i. J. 1614 Venedig und Frankreich um ein Bündniß mit Zürich warben und der französische Gesandte seinen Wohnsitz nach Zürich verlegen wollte, da erschien Breitinger zum ersten Male mit den beiden andern Stadtpfarrern vor dem Rath, um den Grundsatz schweizerischer Neutralität aufrecht zu erhalten und zu zeigen, wie solch eine Verbindung mit einem Staate gegen andere verfeinde, die Freiheit der Berathung und der Beschlüsse schwäche, und wie fremdes Gold und das Gift fremder Sitten das Volk verderbe. — Mochte der Rath einzelne scharfe Worte mit Unwillen vernehmen, so konnte er doch nicht anders, er mußte der Wahrheit der Vorstellung Zeugniß geben und sie einiger Maßen berücksichtigen. Gleichwohl ließ sich die Regierung von Zürich in dauernde Bündnisse mit fremden Mächten ein und eröffnete damit bösen Einflüssen die Thüre, wodurch der Segen der Reformation wesentlich beeinträchtigt wurde. Solchen Rückschritten konnte ein Mann wie Breitinger nicht stillschweigend zusehen. Als daher die Graubündner von Oesterreich und Spanien durch mörderischen

Ueberfall und jede Gewaltthat von ihrem Glauben gedrungen werden sollten und von den evangelischen Ständen nur lau vertheidigt wurden, erschien Breitinger i. J. 1622 mit den Dienern der Kirche und Schule Zürichs vor Rath und hielt einen Vortrag, worin sich die Stimme der Bürgerschaft und das öffentliche Gewissen kund that. Wir heben einzelne Stellen aus dieser freimüthigen Rede aus:

„Weil ihr Hülfe und Kosten nicht nach Erforderniß der Noth und Zeit angewendet, so ist weder den Bünden Hülfe, noch euch Ehre zu Theil geworden, sondern wir sind an Geld, Proviant, Munition, auch an Volk erschöpft worden und haben uns verblutet, ehe wir gefochten. — Es will sich daher der Verdacht so weit erstrecken, daß in Stadt und Land viele ehrliche Leute erachten, als ob ihr nicht gesinnet seiet, das Vaterland selbst wider feindliche Gewalt zu schirmen. Denn nirgend zeigt sich öffentlich die nothwendige ansehnliche Bereitschaft, und heimlich ist nichts als Klagen, es sei nichts im Seckel, und doch hat noch niemand zu freiwilligen Steuern aufgefordert oder in diesen Gefahren beantragt, das gemeine Silbergeschirr anzugreifen. — Seit einigen Jahren habt ihr selbst euer obrigkeitliches Ansehen um Vieles gekränkt, theils dadurch, daß ihr in euerem Stand das Laster, die Unmäßigkeit und Trunkenheit habt überhand nehmen lassen, dessen die ehrbaren Bürger an euern Vorfahren nicht gewohnt waren: so daß ihr die Ehrfurcht, die ihr bei den Unterthanen haben solltet, euch selbst entzogen; theils dadurch, daß euere Beschlüsse keine Kraft mehr haben: erkannt oder nicht erkannt ist jetzt eins. Was unter euch das Mehr wird, selbst ein einhelliges, das darf und kann einer oder zwei wieder aufheben." — Weiter geht er mit der Klarheit und Festigkeit eines alle Verhältnisse durchdringenden Blickes auf allgemeine Staatsverhältnisse über, wobei er eröffnet: „Euers Regiments Nerv und Spannader ist die öffentliche Verwaltung, wobei keinem etwas anvertraut wird außer mit dem Eid, daß er der Stadt Nutzen fördern, den Schaden wenden wolle best seines Vermögens. Gnädige, liebe Herren, da lasset euch euer Herz bezeugen vor Gott, dessen Augen noch nicht verdunkelt sind, wie ihr diesem nachkommet. Was für Rechnungen höret ihr an und genehmigt sie! Und welchen ihr mit seiner Rechnung wieder heimschicket, wie wird er gestraft! Ihr seid es, die das

Gemeingut einander schenket und mit einander theilet, unter dem Titel Käufe, wozu ihr doch weder Gewalt noch Fug habet, weder der verkauft, noch der kauft." — Ueber die fremden Bündnisse äußert er: „Wenn ihr den Austrag euerer Bündnisse bedenket, habet ihr auch erlangt, wonach ihr zielet? Ohne Zweifel war von euch in Gutem gemeint, daß es dienen solle uns allen zu mehrer Sicherheit und zur Erhaltung unsers Ansehens, wie auch zu einem bessern Vorrath von Geld. Ist aber von allen diesen Stücken eins erfolgt? Anstatt des Friedens gerathen wir in solchen Jammer; was Zürich an Ehre noch übrig, das hat es durch die Bündnisse verloren; und das venetianische wie auch das französische Geld hat sich bei uns nicht ersammelt, sondern es hat noch vollends hinweggenommen, was vorhanden war." — „Letzlich ist unser bester und treuherzigster Rath, daß ihr jetzt nicht bedacht sein wollet, wie ihr diesen Vortrag an uns zürnen, oder wie ihr euch verantworten wollt, sondern daß ihr die unläugbaren Fehler in der Furcht Gottes erkennet, euch demüthig mit Gott versühnet und Alles verbessert. Ohne diesen Rath ist Alles nichts." — „Gnädige, liebe Herren, es möchte jemand gedenken, daß wir, die Diener der Kirche, jetzt mit uns selbst zufrieden seien und meinen, als wenn wir mit diesem Vortrag das Unsrige völlig ausgerichtet haben. Gewiß nicht: sondern wir wollen für uns und unsere Mitbürger erklärt haben, daß wir, im Fall wider Verhoffen nicht sollte vorgenommen werden eine erforderliche und beharrliche Besserung, wir dieses Alles weiter besprechen werden, so lange uns Gott Leben und Athem giebt, aus schuldiger Pflicht und Liebe des Vaterlandes." — Gemäß dieser Erklärung äußerte er sich über die öffentlichen Schäden auch auf der Kanzel. Als aber etliche des Raths diese Predigt aufrührisch nannten, entstand bei der Bürgerschaft ein solcher Unwillen, daß jene sich nicht mehr auf der Gasse blicken lassen durften, und Breitinger genug zu thun hatte, ihnen Frieden zu verschaffen. Einer derselben, welcher den Pfarrer beschalten, berente es solcher Maßen, daß er ihm zwanzig Reichsthaler aufdrang zur Vertheilung unter die Armen.

Diese freimüthigen Rügen geschahen mit so treuem christlichem Ernst und mit solcher Umsicht und Weisheit, und entsprachen so sehr dem allgemeinen Bedürfnisse und der öffentlichen Meinung, daß der

Rath Breitingern nebst einem andern Mitgliede des Stiftes zum Großen Münster bat, ihnen bei der Aufstellung der Maßregeln zur nothwendigen Reformation behülflich zu sein. Breitinger erklärte im Namen der Kirchendiener feierlich, daß sie sich mit nichts beladen wollen, was dem Regiment und seinen Aemtern zustehe, ausgenommen, daß sie die Obrigkeit mit Gottes Wort ermahnen, alle Sachen, voraus aber die Gerechtigkeit zu verwalten, wie es Gottes Ehre, ihr Eid und Pflicht und des Landes Wohlfahrt erfordere, sonst aber wollen sie nur in Betreff der Kirchen- und Armengüter ihre Mitwirkung und Hülfe anerbieten.

Bei verschiedenen andern Gelegenheiten hielt Breitinger vor dem Rath einen mündlichen Vortrag oder reichte eine schriftliche Vorstellung ein. Als er i. J. 1632 eine Predigt über Landvogt Felix hielt, wurde er vor eine Abordnung des Rathes gefordert, um sich darüber zu verantworten. In seiner Vertheidigung ließ sich Breitinger also vernehmen: „Ich bekenne, daß ichs allein verstanden habe von Euch, der Obrigkeit und den Herren von Zürich. Euch und nicht andere Leute habe ich mit dem Beispiel des Landvogts Felix erinnern wollen, wie groß die Sünde sei, wenn Regenten und Obere mehr sehen auf Geschenk, Geld, Mieth und Gaben, als auf Billigkeit und Recht. Daß aber von Euch, meine gnädigen Herren, ein Theil mehr gehört hat, als von mir ist geredet worden, und deßwegen dasjenige, was im Allgemeinen ist geredet worden, auf sich selbst bezogen hat, das ist der Finger Gottes, der damit inwendig in ihren Herzen geredet und sie gezwungen hat, daß sie es also verstehen müssen. Darum ich denn auch dem lieben Gott großen, demüthigen Dank sage, der mir auf den gestrigen Tag solche Worte in meinen Mund gegeben, und zu den Worten in den Herzen der Zuhörer solche Kraft." — Dann nennt er zuerst einzelne Punkte, worin die Obrigkeit es an Pflichterfüllung habe fehlen lassen. Und auf die Forderung, daß er diejenigen namhaft mache, die Mieth und Gaben genommen, antwortet er: „Zu seiner Zeit soll man hören, was mir zu Wissen. Unterdessen aber erforsche Euer ein Jeder sein eigen Herz und antworte nicht mir, sondern Gott, nicht mit dem Munde, sondern mit dem Gewissen, wie viele wohl unter Euch so gar unschuldig sein möchten. Wenn ein Jeder heimkommt, so stelle er sich nur vor sein Silbergeschirr und erinnere sich, woher, von wem und

um was Sachen ein und anderes Stück ihm zu Haus gekommen. Was wolltet Ihr aber sagen, wenn ich mich vor gesessenem Rath präsentierte und Euch selbst zu Zeugen nähme; wenn ich sagte: Ihr, Herr Statthalter Maag (sein Hauptankläger), was habet Ihr mir geklagt, Ihr selbst? Ihr, Herr Statthalter Heidegger, was ist mir geklagt worden von Euch? Und so fort an. Sollte es dann von Nöthen sein noch andere Zeugen vorzuführen? Gnädige, liebe Herren, wie wäre es, wenn ich von Euch begehrte nur einen Verzug bis nächsten Sonntag, wo ich dann meine liebe Gemeinde daran erinnerte, was letzten Dienstag gepredigt worden, mit Vermelden, was mir deßwegen begegnet; nun möchte ein jeder Bürger und Landmann zur Rettung ihres Vorständers folgenden Montag auf dem Rathhaus erscheinen und eröffnen, was diesem und jenem Herrn verehrt worden: sollte wohl Euere Rathsstube groß genug sein, alle solche Zeugen zu fassen? Jetzt aber, Herr Bürgermeister und gnädige, liebe Herren, geb ich Euer Weisheit zu bedenken, ob es auch Gott dem Herrn gefalle, so oft und so jählings gleichsam zu überfallen einen Mann, der es mit dem gemeinen Vaterlande und mit Euern eigenen Personen so von Herzen gut meint? Könnte ich nur Euern Stand ansehnlich und Euch zu Königen machen, das wäre meine größte Freude! Daß ich etwa auf der Kanzel mit einigem Ernst rede, das geschieht Euch zu Gutem und Euerm Stande. Es liegt in vielen Herzen durch Euere eigene Schuld groß Widerwillen, welcher viel gefährlicher ausbrechen würde, wenn dem gemeinen Mann nicht etwa mit öffentlicher Andeutung und Ahndung und daneben mit geheimem freundlichen Bericht einige Genüge geschähe. Gott behüte Euch, daß Ihr mit solcher Unerkenntniß unser liebes Vaterland der treuen Vorsteher nicht beraubet. Daß Ihr mich meines Predigens wegen vor Euch beschieden, acht ich nicht anders, als fordertet Ihr in meiner Person zur Rechenschaft meine gottseligen Vorfahren aus ihren Gräbern, welche zu ihrer Zeit viel schärfer, auch da Euere Vorfahren im Regiment noch frömmer waren, gepredigt haben. Euch sei unverhalten, daß es Euch schlechterdings unmöglich sein wird, mich von Erfüllung meiner Pflicht abzuschrecken. Ihr mögt es zwar versuchen und bei denen erreichen, die in ihrem Herzen ihres Berufes nicht versichert sind und deßhalb auch

nicht einen göttlichen und unüberwindlichen Beistand empfinden. Mir aber gewinnet Ihr nichts an. Und ich bin dessen überzeugt, wenn es Gott verhienge, daß ich wegen Verrichtung meines Berufs lassen müßte die Pfrund, das Vaterland, auch gar das Leben, mir das bringen würde weder Schmerz noch Noth, aber wohl denjenigen, die dessen eine Ursache wären."

Wenn Breitinger in Sachen des Staates solche Einsicht und Weisheit entwickelte, so kann man sich denken, mit welch geistiger Macht und Ueberlegenheit ein so praktischer Mann die Angelegenheiten der Kirche leitete und förderte. Seine Synodalreden sind wahre Fundgruben von Pastoralklugheit und Muster von Berufstreue und würdigster und heiligster Auffassung des Amtes. Wer gegen seine Obrigkeit mit solch furchtloser Offenheit sprach, dem wurde treue Freimüthigkeit gegen die Kirchendiener doppelte Pflicht. In der ersten Synodalrede, da er von den Gründen sprach, warum die Geistlichkeit sich selbst um die Achtung bringe, führt er u. a. an: „Dazu dient auch das schlechte Exempel unserer Haushaltungen. Wann Knecht, Mägd, Handwerksleut, Taglöhner und dergleichen von andern Leuten kommen zu uns und bald wieder von uns zu andern Leuten, da bezeugen sie, nicht ohne unsere doch billige Verkleinerung, sie spüren und erfahren in den weltlichen Häusern mehr Lesens, Betens, Kirchengehens, mehr Eifer und Gottesfurcht, hingegen minder Muthwillens, Hoffahrt, Ausrichten, Tücken als in unsern Häusern. Ja es sind fromme, ehrliche Leute dessen beredt, wer etwas wolle auf den Prädikanten haben, der müsse mit ihnen nicht machen viel Kundschaft. Ursach: Gleich wie einer mit Almosengeben müde werde, wenn er viel um die Armen sei und ihre Bosheit sehe: also erleiden einem auch die Prädikanten, wenn einer sie auf der Kanzel so schön reden höre, und daneben sehe, wie sie so nirgends darnach leben. Und werden deren gefunden, die da wünschen, daß sie einen und den andern unter uns nicht so wohl hätten kennen gelernt: denn sie seien zuvor frömmer und in der Religion eifriger gewesen." — In der zweiten Rede über Matth. 23, 1. 2. schloß er also: „Kein Kirchendiener wird in irgend einem Menschen eine Andacht erwecken mögen, er sei denn zuvor andächtig er selbst. Keiner wird einem Andern reden

ins Herz, er rede denn auch vom Herzen. Wir werden keinen einzigen Menschen bereden, daß er das und dies meide, wir meiden es denn zum Ersten. Keinem Zuhörer werden wir anzünden sein Herz, es sei denn, daß unser Herz vom Geiste Gottes brenne zum Ersten. So wohlberedt ist nie keiner gewesen, ein frommer und unsträflicher Wandel ist weit über alle Wohlredenheit. Bei einem ärgerlichen Leben aber ist so viel, als stände die allerzierlichste Zunge stumm. Bei einem ehrbaren Wandel scheint groß auch ein geringes Wissen: aber je ärgerlicher eines Kirchendieners Wandel, je größern Verdruß gewinnt der Zuhörer an seiner Kunst und Gelehrsamkeit."

In der achten Rede, wo er von den Geistlichen als Menschenfischern spricht, heißt es: „Unsere Zuhörer sind zwar unsere Fische; jedoch unter denselben unsern Fischen sind viele, die uns an Verstand der Religion, an Eifer, Tugend und Gottseligkeit vorgehen. Ich selbst kenne in meiner Gemeinde Manns- und Weibspersonen, in deren Linien ich mich wünsche." Anderswo sagt er, nachdem er dankbar seiner wissenschaftlichen Lehrer gedacht: „Ich mag aber mit Wahrheit sagen, daß ich noch mehrers und liebers erlernt von denen, welche ich von der Kanzel gelehrt. Was ich an erbaulicher, natürlicher Auslegung heiliger Schrift, an anmuthigem, herzlichem Trost, an zweckmäßigen, lehrreichen Gleichnissen dem Volke vorgetragen und dadurch den Zuhörern angenehm gewesen, das Alles habe ich besten- und größtentheils von den Zuhörern selbst erlernt, von Vornehmen, von Geringen, von denen, die lesen und schreiben, und von denen, die weder lesen noch schreiben können, auch von Knechten, Mägden, von Gesunden, von Kranken, Summa von allerlei Arten von Menschen." — Einem so vorzüglichen Geschäftsmanne wie Breitinger war auch die angemessene äußere Form nicht gleichgültig, daher er gelegentlich bemerkt: „Noch eins im Vorbeigehen, liebe Herren. Wenn ihr an die Obrigkeit schreiben müsset, so befleißet euch auch rechter Form, daß darin zu spüren eines studierten Mannes Fußtritt. Enthaltet euch der räßen Ausdrücke, als welche mehr Anzeige sind fleischlicher Anfechtungen als gründlicher Wahrheit. Erzählet allweg die einfache Beschaffenheit der Umstände: da wird der Richter im Lesen und Hören die Beiwörter in seinem Sinne wohl für sich selbst formieren. Auch

was Jeder begehrt, daß ich soll ausrichten an unsere Herren und Obern, da schreibe er mittheilbare Briefe, ohne Stichworte und Maßgebung."

Ein ander Mal ermahnt er: „Bildet euch selbst nicht ein, liebe Brüder, daß wir unsere Pfründen verdient haben, wenn wir der Woche zwei oder drei Predigten halten; sondern wisse ein jeder, daß wir um unsere Pfründen verpflichtet sind allen Menschen, zu allerlei Diensten bei Tag und bei Nacht, was unsern Beruf angeht. Also nicht allein zu besuchen die Kranken und Sterbenden, sondern auch in Ehesachen, oder in Sachen unserer Armen, zu schreiben Berichte, Zeugnisse, Fürbitten. Das und alles andere sind wir zu leisten schuldig, und so wir hierin saumselig oder unwillig erfunden würden, könnten wir es niemalen verantworten." — Breitinger, welcher sich auf seine Predigten mit großer Sorgfalt vorbereitete, schloß also seine Warnung vor zu langen Predigten: „Mit einem Wort, ich bin völlig der Meinung, je länger der Mann predige, je weniger er auf die Predigt studiere. Einer der kurz predigt und gut, der hat sich bedacht, daß er die Worte wohl anlege und Sachen bringe, denen der Zuhörer auch außer der Kirche nachdenken könne. Einer aber, der im Brauch hat, lange zu predigen, der steht auf der Kanzel und läßt seinen Mund laufen, wie der Müller sein Rad. So lange etwas einfällt, so lange redet man. Auch das, liebe Brüder, behaltet euch selbst zur Erinnerung und euern Leuten zur Besserung." — Mit welcher Liebe und Treue endlich der sonst so freimüthige Mann zu seiner Obrigkeit hielt, geht aus folgender Stelle einer Synodalrede hervor: „Was ist die Ursache, daß wir in der volkreichen Stadt Zürich und auf der Landschaft in so mancher schönen Gemeinde so ruhig, so sicher, so geachtet predigen können und noch dazu ehrliche Belohnung empfangen? Nächst Gott ist es allein eine fromme und gläubige Obrigkeit; die sind es, unter deren gnädigem Schutz und Schirm wir ein stilles und ruhiges Leben führen können, in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit. Das sollen wir erkennen und daran denken, sobald aus unserer Synode unser ein Jeder seine Kirche und seine Gemeinde ansichtig wird. Wir sollen es auch unserm Volke einprägen, damit jedermann für eine ehrsame Obrigkeit desto emsiger bete, daß Gott dieselbe in der

jetzigen schweren Zeiten mit seinem Geiste gnädiglich leiten, schirmen, stärken und trösten wolle. Ja nicht so viel sollen wir denken und reden, was der Obrigkeit mangle, als was uns mangeln würde, wenn wir ihrer ermangelten."

Bei Breitinger verband sich mit der trefflichen Rede auch die angemessene Wirksamkeit. Die kirchlichen Einrichtungen waren zu seiner Zeit noch erstaunlich mangelhaft. Erst durch Breitinger wurde statt einer zweiten Predigt die sonntägliche Kinderlehre eingeführt, und durch ihn wurde der noch nicht lange eingeführte Kirchengesang, an dem bisher nur wenige Theil genommen hatten, zur Sache der ganzen Gemeinde. Früher dankte bei Leichen der Zunftmeister ab, d. h. sprach dem Leichenbegleite im Namen der Verwandten den Dank aus. Als aber während der Pestzeit die Leichen zu häufig wurden und die Abdankung daher durch die Geistlichen zu geschehen hatte, wurde der Todten oft auf eine unangemessene Weise gedacht. Demnach wurde für Alle das von Breitinger verfaßte Gebet eingeführt, welches mit Recht in der östlichen Schweiz bis auf diesen Tag Geltung hat. Er bewirkte auch die Einführung eines Fast-, Bet- und Bußtages bei Anlaß besonderer Unglücksfälle und schwerer Zeiten, und gab den Anstoß zur Feier des Bettages auch in den übrigen reformierten Kirchen der Schweiz. Er bewog den Rath zur Handhabung einer würdigen Sonntagsfeier und daher zur Verlegung der Hochzeiten, die immer rauschender wurden, auf Wochentage. Durch ihn wurden auch die Haushaltungsverzeichnisse der Kirchgemeinden eingeführt, damit jeder Pfarrer über seine Kirchgenossen Rechenschaft geben könne. Bei einer neuen Ausgabe der Zürcherischen Bibelübersetzung erwarb sich Breitinger durch Ueberarbeitung des Neuen Testamentes ein wesentliches Verdienst, indem er den Ausdruck volksthümlicher und verständlicher machte.

Zu Breitingers Vielseitigkeit gehört auch seine Anregung der Befestigung Zürichs, nachdem während der Schrecken des dreißigjährigen Krieges die Gränzen der Schweiz mehrmals von fremden Kriegsheeren waren verletzt und überzogen worden. — Die Wasserkirche war seit der Reformation zum Waarenlager erniedrigt worden. Nachdem aber der abgeschlossene obere Boden derselben i. J. 1631 für

die neugegründete Stadtbibliothek eingeräumt worden, kam Breitinger an der Spitze der Diener der Kirche und Schule Zürichs mit dem Gesuche ein, daß die untere Hälfte von den Waaren befreit und zum Dienste der Wissenschaften verwendet werden möchte. Vom Jahre 1640 an wurden dann längere Zeit, bis die sich mehrende Bibliothek den ganzen Raum der Wasserkirche in Anspruch nahm, die öffentlichen Schulfeierlichkeiten, Festreden, Promotionen und Preisvertheilungen daselbst gehalten.

So sehr indessen Breitingern die geistige Förderung Zürichs am Herzen lag, so verzichtete er doch für seine Person auf den Ruhm eines Gelehrten und Schriftstellers, daher nur eine geringe Zahl meistens kleiner gedruckter Schriften von ihm herrührt. Dazu kam, daß der damalige ab- und ausschließende Geist der einzelnen Kirchen jene weitausgedehnten Verbindungen der Reformationszeit weniger begünstigte. Doch nahm der Zürcherische Antistes i. J. 1618 an der Spitze der Abgeordneten der reformierten Städte der Schweiz einen nicht unbeachteten Antheil an der Synode zu Dortrecht, wozu mitwirkte, daß er einst nach dem Besuch von Herborn und Marburg ein Jahr auf der niederländischen Universität Franeker studiert hatte und daselbst Studiengenosse Bogermanns, des nachherigen Präsidenten der Dortrechter Synode, gewesen war. Wenn er sich dem Bekenntnisse der alten, streng reformierten Lehre anschloß und mit in die Verdammung der anders Gesinnten stimmte, so empfahl er doch wieder Milde in der Vollziehung des Urtheils.

Das ehmalige Archiv des Zürcher Antistitiums, neulichst dem Staatsarchive einverleibt, verdankte Breitingern seine Entstehung. Und die studierende Jugend Zürichs freut sich noch heutigen Tages der durch ihn veranlaßten Stiftung, durch welche die ihm verwandte Agnes Thommann einen Fond gründete, aus dem jährlich an Studierende Geschenke an Büchern vertheilt werden. Derselbe wurde von seiner Gattin, Regula Thommann, geäufnet.

Lavater hat auf diesen bedeutenden Mann — er starb i. J. 1645 — eine „historische Lobrede" gehalten.

XIX.

Die französischen Flüchtlinge in der Schweiz.

1. Genf.

Während in der Stille der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts das Gezänke der Theologen das religiöse Leben im Kreise der lutherischen Kirche verflachte und verknöcherte, bot die Aufhebung des Ediktes von Nantes und die damit verbundene Verfolgung der Hugenotten in Frankreich den Reformierten die reichste Gelegenheit, sich in thätiger Liebe zu üben und im edeln Wetteifer unermüdlicher Opfer sich hervorzuthun. Die benachbarten Eidgenossen hatten die nächste Aufforderung, ihren bedrängten Glaubensbrüdern eine Zufluchtstätte zu öffnen.

Die Augen der französischen Flüchtlinge waren voraus auf die Stadt Calvins gerichtet. Darum hatte sich der französische Hof neue Mühe gegeben, in diesem Mittelpunkte des Protestantismus für den katholischen Glauben Boden zu gewinnen. Schon i. J. 1679 wurde ein französischer Resident nach Genf gesendet, welcher für sich und seine Freunde katholischen Gottesdienst hielt und die Genfer zum Besuch seiner Kapelle lockte. Aber die Festigkeit der Bürger und die Weisheit der Regierung machte alle List und Gewaltthätigkeit des französischen Königs zunichte.

Wir haben früher gesehen, wie vom Jahre 1535 an die französischen Flüchtlinge zunächst Genf aufsuchten. Man rechnet, daß es bis zum Tode Heinrichs II. mehr als Zehntausenden derselben eine Zufluchtstätte bot, von denen sich etwa 1500 in seinen Mauern niederließen. Nach der Bartholomäusnacht retteten sich 2360 französische Familien nach Genf, von denen 1638 daselbst ihre bleibende Heimat fanden. Durch Besançon wurde i. J. 1545 ein Hülfsfond für die um des Glaubens willen Verfolgten gegründet und durch Beza in Folge seiner Reisen nach Frankreich geäufnet. Derselbe konnte

jedoch bei den immer größern Ausgaben wenig zunehmen, daher er bis zum Jahre 1640 auf nicht mehr als etwa 60000 Genfer Gulden heranwuchs. Denn wenn in gewöhnlichen Jahren die Ausgaben der französischen Hülfskasse ungefähr 7000 bis 15000 G. Gulden betrugen, so verzehnfachten sich nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes mit den Spenden die Bedürfnisse, so daß vom Jahre 1685 bis 1720 die jährlichen Unterstützungen von 90000 bis 150000 G. Gulden auf- und abstiegen. Im Jahre 1718 wurde für die Flüchtlinge die Summe von 229000 G. Gulden, im Jahre 1709 sogar 234000 Fl. ausgegeben. Ueberhaupt hat Genf in vierzig Jahren, von 1685 bis 1726 die erstaunliche Summe von 5143266 G. Gulden an öffentlichen Unterstützungen verwendet, während der Umfang der im Kreise der Familie vollbrachten Liebeswerke unbekannt bleibt. In jenem Zeitraum zogen etwa 60000 französische Protestanten durch das romanische Land, von denen gegen 4000 in Genf ihre feste Heimat fanden. Nirgend anderswo konnten sich die flüchtigen Franzosen so glücklich fühlen, als in Genf. Als daher i. J. 1610 das Gerücht sich verbreitete, daß der Herzog von Savoyen einen neuen Angriff vorbereite, erhielt Genf von Außen nicht nur Geldbeiträge für seine Befestigung, sondern mehrere edle Jünglinge aus den ersten Familien Frankreichs eilten herbei, um mit dem Schwerte für Genf zu kämpfen. Der Herzog Heinrich von Rohan schrieb: „Euere Sache geht uns so nahe an, daß die meisten Franzosen euch Theilnahme schenken, und daß alle edeln Seelen die Wohlfahrt euerer Kirche zu ihrer Angelegenheit machen." Im Jahre 1637 wählte Rohan Genf zu seinem Aufenthalte. Nachdem er aber die Festungswerke der Stadt gegen einen Ueberfall gesichert und die Bäume von Plainpalais für künftige Zeiten gepflanzt, eilte er i. J. 1638 unter die Fahnen Bernhards von Weimar und wurde im Kampf für die protestantische Sache auf dem Schlachtfelde von Rheinfelden tödtlich verwundet. Genf, welches noch keinem seiner verdienten Männer ein Denkmal gestiftet hatte, ehrte den letzten Willen des edeln Fürsten und gestattete, daß über seinen Gebeinen in St. Pierre ein Grabmal sich erhöbe.

Wenn der bisherige Widerstand Genfs gegen die Verfolgung den

Unwillen der französischen Könige erregt hatte, so bekam Ludwig XIV. nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes neuen Anlaß, Genf zu zürnen. Das Ländchen Gex, lange zu Genf gehörig und ganz für die Reformation gewonnen, war im Anfange des 17. Jahrhunderts unter Frankreich gekommen, worauf die reformierten Kirchen wieder dem katholischen Gottesdienste geöffnet wurden bis auf zwei. Als nun hier wie überall auch noch die letzten reformierten Kirchen geschlossen und diejenigen Personen, welche um ihres Glaubens willen Frankreich verlassen wollten, mit den Galeeren bestraft wurden oder durch Dragoner bekehrt werden sollten, brachen den 21. Herbstmonat 1685 die protestantischen Bewohner des Gebietes von Gex auf und kamen mit ihrer Habe nach Genf; und bald folgten Tausende aus allen französischen Provinzen. Stadt und Land wetteiferten in aufopfernder Hülfe. Namentlich zeichneten sich die Bewohner der zwei der Rhone benachbarten Dörfer Avully und Cartigny durch liebreiche Unerschrockenheit aus. Am Fuße ihrer steilen Schutthalden befand sich eine angekettete Fähre. Die Flüchtlinge erwarteten die Nacht, um über die letzten Schluchten des Landes Gex zu setzen, und wenn sie am Flusse angelangt waren, gaben sie den Genfern ein Zeichen. Einen Augenblick darauf verkündigten am andern Ufer angezündete Fackeln die Abfahrt des Schiffes. Bald war die reißende Strömung überwunden und die nunmehr gesicherten Flüchtlinge stimmten auf dem Boden der Gewissensfreiheit ihr Loblied an. Die Familie Huber brach aus der Mitte Frankreichs auf. Nach einigen Tagreisen wird sie als reformierte Flüchtlinge erkannt und ergriffen. Man führte sie der benachbarten Stadt zu, um den Vorüberzug einer Kette von Galeerensträflingen zu erwarten. Abends kommen sie in ein Dorf; man bindet sie auf dem Platz an einen Pflock und setzt sie einem eisigen Regen aus. Die Gnade des Königs und die Wiedereinsetzung in ihre Güter werden ihnen angeboten, wenn sie abschwören. Ein beharrliches Schweigen begegnet diesen Vorschlägen. Bald überhäufen sie die Dorfleute mit Schimpfworten und ein Hagel von Koth und Steinwürfen stürmen auf die Gefangenen ein. Die Nacht bricht ein; der Hausvater wendet sich an seine Gattin und sagt zu ihr: Es ist die Zeit der Abendandacht, wir wollen beten. Sie knien nieder und

sagen das kurze Gebet der Flüchtlinge: „Guter Gott, der du die Schmach siehst, der wir zu jeder Zeit ausgesetzt sind, gieb uns, sie zu ertragen und liebevoll zu verzeihen. Befestige unsere Herzen im Bekenntniß der Wahrheit; führe uns durch das Licht deines Geistes auf dem Pfade des Lebens, aber voraus auf demjenigen deines Wortes.“ Darauf singen sie die ersten Worte des 116. Psalms. Die Dorfleute hören aufmerksam diese sanfte Klage; ihre Thränen fließen, sie begeben sich zum Führer der Soldaten, bitten ihn ihnen zu erlauben, diesen armen Gefangenen ein Obdach anzubieten. Man willigt ein, sie werden in ein Haus aufgenommen. Am nächsten Morgen waren die Bande und Stricke durchschnitten, die Protestanten verschwunden. Ein Bauer führte sie weithin; sie konnten Genf ohne weitern Unfall erreichen. Der Name der Familie Huber erscheint später würdig in den Jahrbüchern der Naturwissenschaften. Bald jedoch erfolgte die gebieterische Forderung des Königs, daß die Regierung von Genf alle seine Unterthanen des sogenannten reformierten Glaubens aus ihrer Stadt entferne. Wiederholte Befehle und drohende Anstalten nöthigten die Regierung von Genf zu Maßregeln der Strenge. Aber die christliche Liebe fand immer wieder Auswege, die Gebote der Politik zu umgehen. Daher der französische Resident wüthend vor die Obrigkeit trat und rief: „Meine Herren, welch Benehmen! Des Nachmittags schafft ihr die Flüchtlinge öffentlich hinaus, aber des Nachts öffnet ihr ihnen die Thore und nehmt sie von Neuem in euere Häuser auf.“ Allein das kräftige Fürwort der Eidgenossenschaft hinderte den König an der Ausführung seiner feindseligen Absichten. Die Rücksichten, welche Frankreich gegen die eidgenössischen Stände Zürich und Bern zu nehmen hatte, so wie der Schutz Englands und Hollands retteten Genf immer wieder aus den wiederholten Gefahren. Freilich erlaubte die geringe Ausdehnung der Stadt und des Gebietes und die Furcht vor Frankreich allmählig nur eine geringere Zahl von Flüchtlingen in das Bürgerrecht aufzunehmen, während dagegen die reichlichen Unterstützungen und die sorgfältigen Weiterförderungen fortdauerten. Als z. B. i. J. 1703 allein aus dem Fürstenthum Orange 2000 Personen anlangten, von denen über 1100 ganz unbemittelt, wurden 1500 dieser Flüchtlinge vorübergehend in Bürgerhäusern aufge-

nommen. Doch das in den ersten Jahren der Verfolgung freigebig ertheilte Bürgerrecht wurde jetzt nur noch Männern von Auszeichnung ertheilt. Zu den in späterer Zeit Eingewanderten gehören die Eynard, Claparede, Sellon, Naville, Aubert ꝛc.

Mochten die Verfolgungen in Masse allmählig nachlassen, da sie nichts erreichten, als Frankreich seiner besten Kräfte zu berauben, so lastete doch auf den Protestanten noch ein Jahrhundert lang der Gräuel des Fanatismus, welcher sie in ihren gottesdienstlichen Versammlungen im wilden Gebirge durch blutigen Ueberfall störte und Hunderte evangelischer Bekenner im Kerker und auf den Galeeren schmachten ließ, während ihre unschuldigen Kinder unter den Händen der Mönche das Andenken und die Religion ihrer Eltern verwünschen lernten. Unterdessen vergaß Genf der verfolgten Brüder nie. Genfer Geistliche, namentlich Moultou, waren es, welche Voltaire mit den einläßlichen Urkunden über die Gewaltthätigkeiten an den Protestanten und insbesondere an der Familie Calas bekannt machten und denselben veranlaßten, der Gewissensfreiheit in Frankreich den Weg zu bahnen.

Wir haben oben gesehen, wie durch die eingewanderten Franzosen das religiöse Leben in Genf seine Grundlage und die Gewerbsamkeit ihren Aufschwung erhielt. Aber erst mit der Aufhebung des Ediktes von Nantes entfaltete sich Genfs weltberühmte Industrie in dauernder Großartigkeit. Vom Jahre 1685 an zählte Genf achtzig Goldschmiede mit zweihundert Arbeitern. In noch größerm Maßstabe entwickelte sich die Seidenfabrikation: die Passamenterie allein beschäftigte zweitausend Arbeiter, welche größtentheils aus dem Süden Frankreichs gekommen waren. Die dritte, durch Franzosen eingeführte Thätigkeit war die Uhrenmacherei. Schon i. J. 1685 befanden sich in Genf hundert Meister mit dreihundert Arbeitern. Hundert Jahre später beschäftigte dieselbe Industrie sechstausend Arbeiter, und nahm im Verlauf der Zeit einen noch höhern Aufschwung. Durch die betriebsamen Hände der in Genf niedergelassenen französischen Kaufleute gieng auch ein großer Theil des Bedarfs ausländischer Waaren nach der Schweiz. Die in bessere Umstände gekommenen Flüchtlinge bemühten sich, die Wohlthaten zu vergelten, welche sie in der Noth empfangen hatten. So legte z. B. Stephan Ronjat i. J. 1740 eine

Summe von 70000 Franken in die Genfer Hülfskasse. Diese begnügte sich nicht, ihre eigenen Armen zu unterstützen, sondern sie sandte oft beträchtliche Summen für bedürftige Franzosen nach den Kolonieen in Deutschland, oder zur Erleichterung der auf die Galeeren verurtheilten Protestanten. Diese Kasse wurde durch alle Stürme der frühern Zeit unversehrt erhalten. Doch i. J. 1846, nachdem sie bis auf eine Million herangewachsen war, wurde sie durch einen revolutionären Akt ihrer Bestimmung entfremdet und dem paritätischen Spitale zugetheilt. — Gleichen und höhern Ruhm wie auf dem Felde der Gewerbsamkeit haben die Flüchtlinge ihrer neuen Heimat in Wissenschaften und Künsten gebracht.

2. Bern.

Während Berns Herrschergewalt drückend auf der waadtländischen Kirche lastete und mit eifersüchtigem Mißtrauen den Einfluß Genfs auf dieselbe bewachte, wetteiferte dagegen die Regierung von Bern mit Genf in treuer und kräftiger Unterstützung der französischen Glaubensgenossen. Das konnte sie um so wirksamer, da Frankreichs Politik die Schonung der evangelischen Stände der Eidgenossenschaft verlangte. Bern hatte daher von Seite Frankreichs nicht die gebieterischen Mahnungen zu erfahren, welche Genf einschüchterten; kein drohendes Wort störte seine stolze Haltung und seine rücksichtslose Beschützung der Flüchtlinge. Eine große Zahl der Verbannten suchte daher vorzugsweise das Waadtland auf, um sich daselbst bleibend niederzulassen, oder um von der Heimat nicht ferne zu sein. Die Behörden trafen die sorgfältigsten Maßregeln, um die Ankunft der Flüchtlinge auf Schweizerboden zu erleichtern. Die Städte Nyon, Rolle, Morges, Yverun unterhielten in den Wäldern und Engpässen des Jura und am See von Joux Holzhauer und Hirten, welche, vorgeblich in Angelegenheiten ihres Berufs, an den Fußsteigen wachten und die Pilger geleiteten. Namentlich aber zeichnete sich die Hauptstadt aus, wo sich Jedermann beeiferte, den Unglücklichen Hülfe zu leisten. An Einem Tage zählte man allein in Lausanne mehr als zweitausend Ankömmlinge. Bürger und Fremde nahmen diese bereitwillig

in ihre Häuser auf. Da jedoch täglich neue Flüchtlinge kamen und die Hülfsmittel der Stadt bald erschöpft waren, geschah ein Aufruf an das ganze Land zur Theilnahme für die Glaubensbrüder. Die Geistlichen riefen auf der Kanzel zu Beisteuern auf und veranstalteten Sammlungen. Der bischöfliche Hof wurde in ein Hospital umgewandelt, um diejenigen aufzunehmen, welche in den Häusern der Bürger kein Obdach fanden. Man vertheilte ihnen täglich zweihundert Pfund Brot und Brennholz, und was beim Freitagsgottesdienst in die Kirchenbeutel gelegt wurde, ward für dieselben bestimmt. Die Theilnahme ermattete nicht, bis die Ueberzahl in Deutschland und Holland eine Zufluchtstätte gefunden; die Zurückbleibenden aber nahm Bern in seinen kräftigen Schutz.

Wenn die deutsche Bevölkerung des Kantons Bern den französischen Flüchtlingen nicht jene warme Theilnahme schenkte wie die sprachverwandten Brüder der Waadt, so ermangelte dagegen die Regierung nicht, die französischen Glaubensgenossen durch einen allgemeinen Aufruf der öffentlichen Wohlthätigkeit zu empfehlen, so daß der französische Gesandte in der Schweiz mit Mißfallen an seinen Hof schrieb: „Die Herren von Bern haben eine Mahnung erlassen, welche nicht ein ausdrücklicher Befehl ist, aber eine sehr dringende Aufforderung an alle Landvogteien ihres Gebietes, um alle Bauern nicht nur zu verpflichten, Almosen zum Unterhalte der Flüchtlinge zu steuern, sondern sie sogar bei sich aufzunehmen, sie zu nähren und ihnen alle mögliche Hülfe zu leisten.“ An die Mitglieder des Raths der Zweihundert wurde die besondere Einladung gerichtet, den Hülfsbedürftigsten beizustehen, um der öffentlichen Wohlthätigkeit den rechten Anstoß zu geben. Zugleich sorgte die Regierung für den Unterhalt der Aermsten. Sie vertheilte an die erwachsenen Männer täglich je zwei Batzen, an die Frauen und Kinder je sechs Kreuzer, und einen Batzen an die Kinder unter fünf Jahren. Sie ließ ihnen überdieß Nahrungsmittel zukommen und bezahlte ihre Zeche in den Gasthöfen, mit Ausnahme der zwei vornehmsten. Die evangelischen Stände boten die Hülfsmittel, um die Weiterförderung derjenigen zu erleichtern, welche die Schweiz nicht erhalten konnte. Wiederholt war der Zudrang und die Ueberfüllung so groß, daß die Regierung erklären mußte, sie

könne nur die Alten und Kranken bei sich behalten. Auf die Verwendung von England und Holland verstand sich jedoch Bern zum Unterhalte von viertausend Personen. Für die Uebrigen wollten die andern evangelischen Stände sorgen, bis ihre Beförderung nach dem Norden möglich würde. Allein Bern wies nur eine kleine Zahl der Flüchtlinge fort; zudem ließ es die Reisekosten bezahlen und entschuldigte sich bei den protestantischen Mächten, um nicht in einer Sache, welche die Religion angehe, der Gleichgültigkeit bezüchtigt zu werden. Der Zudrang dauerte bis gegen das Ende des 17. Jahrhunderts fort. Im J. 1693 sah sich der Staat in einer solchen Verlegenheit, daß er an Zürich zu schreiben hatte: „Es fallen uns 3460 Flüchtlinge zur Last. Das Unglück der Zeiten und die immer steigenden Getreidepreise erschöpfen unsere Hülfsquellen; wir sind gegenwärtig außer Stande, mehr zu thun; unsere Spitäler sind dermaßen in Anspruch genommen, daß mehrere unserer Bürger und Niedergelassenen, da sie keine Hülfe mehr finden, sich genöthigt sehen, ihre Heimat aufzugeben und sich anderswo niederzulassen." Als i. J. 1693 die fünf evangelischen Stände 4560 arme Flüchtlinge unter sich zu theilen hatten, fielen auf Bern 2000, auf Zürich 998, auf Basel 640, auf Schaffhausen 589, auf St. Gallen 333. Im J. 1696 hatten sich 6104 Flüchtlinge im Berner Gebiet festgesetzt, von denen 4000 im Waadtlande ihren Sitz genommen. Man zählte ihrer 1117 in Bern, 1505 in Lausanne, 775 in Nyon, 696 in Vevay, 214 in Yverdun, 213 in Aigle, 716 in Morges, 275 in Moudon. Die Uebrigen vertheilten sich in die weitern Städte der Waadt und Aarau. Etwa 4000 wußten für ihren eigenen Unterhalt zu sorgen und verursachten den Gemeinden keine Belästigung. Die übrigen 2000 lebten von der öffentlichen Wohlthätigkeit oder derjenigen der Privaten. Im gleichen Jahre steigerte sich die Zahl der Flüchtlinge durch die aus Piemont vertriebenen Franzosen auf 6154, welche im Kanton Bern verblieben.

Anfangs sandten die auf dem Gebiete von Bern niedergelassenen Flüchtlinge jährlich zwei Abgesandte aus ihrer Mitte an die Tagsatzungen der evangelischen Stände, wo über die Vertheilung der Hülfsgelder entschieden wurde. Später wurde in Bern die Unterstützung durch die sogenannte „Exulanten-Kammer" besorgt, an deren

Spitze ein Mitglied des Rathes stand. Die sämmtlichen Flüchtlinge wurden in vier Gemeinden eingetheilt, diejenigen von Lausanne, Nyon, Vevay und Bern. Diese Korporationen, welche besondere bürgerliche Gemeinwesen bildeten, hatten, wie die übrigen Gemeinden, ihre Armen zu unterstützen. Die Mittel dazu lieferten die Fönde, gebildet aus Vermächtnissen, frommen Gaben, Kirchensteuern und einer jährlichen Beisteuer der Exulanten-Kammer. Aus der Mitte dieser Gemeinden wurde eine für die Oberaufsicht bestimmte Gemeindevorsteherschaft gewählt, welche die Aufgabe hatte, „die Kranken zu besuchen und zu trösten, über die Sitten zu wachen, die Aergernisse zu ahnden und Zwiste auszugleichen."

Der Nutzen, welchen die neue Bevölkerung den Zufluchtstätten brachte, überwog die beträchtlichen Opfer. Durch die Flüchtlinge wurde zuerst der Maulbeerbaum angepflanzt und in Bern und Lausanne neue Gewerbe emporgebracht. Der Staat erkannte diesen vortheilhaften Einfluß und bewilligte z. B. eine beträchtliche Summe zur Gründung einer Tuchfabrik. Freilich stießen die unternehmenden und betriebsamen Franzosen auf vielfache Hindernisse und Schwierigkeiten, welche ihnen die Eifersucht und der Handwerksneid in den verschiedenen Städten der Schweiz in den Weg legte. Doch namentlich in der Waadt blühten Gewerbe und Handel durch die französischen Flüchtlinge auf, unter denen sich die Mercier, Francillon, Fabre ꝛc. bemerkbar machten.

Für die ganze Zeit der schweren, unablässigen Verfolgung von Seite des französischen Hofes gegen die gesinnungstreuen Protestanten blieb unter Berns festem und weisem Schutze Lausanne eine bedeutende Rolle vorbehalten. Im Anfange des 18. Jahrhunderts gab es in Frankreich nur noch einen einzigen regelmäßig ordinierten Geistlichen der reformierten Kirche, Roger; die übrigen waren nur Kandidaten, welche weder die Sakramente verwalten, noch Ehen einsegnen durften. Peter Corteis begab sich daher nach Zürich und wurde durch die nach den französischen Kirchengesetzen verlangte Auflegung der Hände ordiniert. Nach Frankreich zurückgekehrt, weihte er auf einer Synode zu Nismes seine Mitarbeiter ein, unter denen Anton Court war. Nun sammelte dieser eine Anzahl talentvoller und todesmuthiger Jüng-

linge um sich, welche er zum Lehramte bildete und mit demselben feurigen Glauben erfüllte, von dem er durchdrungen war. Bald wurden die Versammlungen „der Wüste" zahlreicher und geregelter. In den undurchdringlichen Wäldern und den unzugänglichen Felsen der Cevennen erhob sich der Psalmengesang und wurde das Evangelium verkündigt. Court und seinen Glaubensgenossen drohte hundertfacher Tod. Die unter Ludwig XV. erneuerten Strafgesetze lasteten so schwer auf den Protestanten, daß für Courts Thätigkeit in der Heimat kein Raum mehr blieb. Im J. 1729 zog er sich nach Lausanne zurück, wo er mit Auszeichnung empfangen und ihm ein Jahrgehalt mit dem Rechte bürgerlicher Niederlassung gewährt wurde. In der gastfreundlichen Stadt, umgeben von seinen Landsleuten, genoß er zum ersten Male einer Ruhe, welche er von Kindheit an nie gekannt. Von dieser Zufluchtstätte aus unterhielt er eine lebhafte Verbindung mit seinen unterdrückten Brüdern, um sie durch seinen Rath zu leiten und sie zur Geduld und Ergebung zu ermahnen. Der Hauptzweck aber seines langen Aufenthaltes in Lausanne war, nach der Zerstörung der Schulen von Saumur und Sedan, die Gründung einer Bildungsanstalt für die Prediger der französischen Kirche. Er forderte die reformierten Glaubensgenossen der Schweiz, Hollands und Englands zur Beisteuer für dieses edle Werke auf, und er hatte die Freude, so reiche Gaben zusammenzubringen, daß er eine beträchtliche Zahl französischer Jünglinge in Lausanne versammeln konnte. Im J. 1723 wurde unter Courts Leitung das theologische Seminar eröffnet. Dasselbe blieb eine von der für die Schweizer bestimmten Akademie gesonderte Anstalt, welche sich stets ausgezeichneter Lehrer freute. Diese „Schule der Pfarrer der Wüste" war in ein tiefes Geheimniß gehüllt. Die Verwaltung des Fonds stand bei einem Komité, welches in Genf seinen Sitz hatte und welches zur Bewahrung des Geheimnisses die Akten von Zeit zu Zeit vernichtete. Diese geistliche Pflanzschule bestand achtzig Jahre lang, lieferte Frankreich mehr als siebenhundert Prediger und gieng endlich nach der Vereinigung Genfs mit Frankreich auf diese Stadt über, wo sie noch bis auf den heutigen Tag besteht. Fünfzig bis sechszig junge Franzosen, welche in Genf Theologie studieren, empfangen aus jenem geheimen Fonde langjährige

Unterstützung. Ein Pfarrerssohn erhält jährlich achthundert, ein anderer sechshundert Franken. Dazu kommen die besondern Vortheile einer eigenthümlichen Bibliothek, eines Lesekabinets ꝛc., so daß dieselben auf weitere zweihundert Franken für jeden Jüngling gewerthet werden können. Anton Court starb zu Lausanne 1760. Sein unter dem Namen Court de Gebelin bekannter Sohn, ein in hohem Ansehen stehender Gelehrter, Präsident des neu errichteten Pariser Museums und königlicher Censor, zugleich aber Agent der reformierten Kirche und Mitglied des Komité des Seminars von Lausanne, benutzte seinen Einfluß, um die Sache seiner unterdrückten Glaubensbrüder bei den Großen zu vertreten und durch seine Schriften für Duldung und Gewissensfreiheit zu wirken. Er hatte wesentlich zum Edikt von 1787 beigetragen, welches den Protestanten bürgerliche Rechte sicherte. Er starb jedoch drei Jahre zu früh, bevor ein vollständiger Erfolg sein Lebenswerk krönte.

Ebenfalls Zöglinge der Schule von Lausanne waren die beiden Rabaut, Paul und Rabaut Saint-Etienne, Vater und Sohn, die heldenmüthigsten der Wüstenprediger, welche durch ihre Standhaftigkeit und Weitherzigkeit, ihre Klugheit und ihre Treue am König wenn nicht die Staatsgrundsätze, doch die Anwendung derselben auf die Protestanten milderten. Und es gelang endlich dem Sohne, vorzüglich durch die Unterstützung La Fayette's, beim Könige Ludwig XVI. das berühmte Edikt durchzusetzen, welches ein Anfang war, den großen Irrthum Ludwigs XIV. wieder gut zu machen. Der geächtete Prediger der Wüste wurde i. J. 1789 Mitglied der Generalstaaten und 1790 Präsident der Nationalversammlung. In dieser Stellung hatte er die lohnende Aufgabe, die Religions- und Gewissensfreiheit zu proklamieren. Der hochbetagte Vater erlebte die Freude, daß der liebevolle Sohn ihm schreiben konnte: „Der Präsident der Nationalversammlung liegt zu Ihren Füßen;" aber auch den Schmerz, daß sein Sohn mit den Girondisten den Tod auf dem Blutgerüste fand, und daß seine Kirche mit der ihr feindlichen in dasselbe Grab der Anarchie und Gottlosigkeit versank. Allein wenige Tage vor seinem Tode war dem alten Rabaut noch vergönnt, in einer feierlichen Rede die durch die Verfassung gesicherte Religionsfreiheit zu be-

grüßen, mit dem Blicke auf die alten schmerzvollen Erinnerungen.

Als Denkmal der ruhmreichen und erhebenden Zeit des großen Einflusses auf die Brüder der französischen Kirche besteht zu Lausanne die Stiftung für die französischen Flüchtlinge (bourse française) noch jetzt und ist im Besitz reicher Einkünfte, welche den Nachkommen der Familien gehören, die nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes Frankreich verlassen haben. Auch die Kolonie von Bern besteht bis auf den heutigen Tag; nur wurde sie i. J. 1850 mit derjenigen von Neustadt verbunden, und in Folge dessen ist an diese das Vermögen jener im Betrag von mehr als 94000 Franken übergegangen. Von den 200 Familien, aus welchen die Kolonie in den ersten fünfundzwanzig Jahren bestand, waren i. J. 1845 nur noch 14 übrig, in Sprache und Gesinnung ihrem Ursprunge getreu, darunter die bekannten Namen Lugardon, Olivier, Pagès ꝛc.

Neuenburg wetteiferte mit den benachbarten Städten an Freigebigkeit. Nicht nur wurde den mittellosen Verbannten alle Nothdurft gewährt, sondern es wurden zu ihren Gunsten so zahlreiche Kollekten erhoben, daß die Gemeinden wiederholt der Regierung erklärten, das Land sei erschöpft und weitere Beiträge unmöglich. Die kleinere Zahl der zu Neuenburg niedergelassenen französischen Familien hatte es um so leichter, ihr Fortkommen zu finden, indem dieselben sich vorzüglich dem Handel widmeten, wozu u. a. die Pourtalez gehören.

3. Zürich.

Die Nähe der Heimat und das sprachverwandte Volk des romanischen Landes hatte für die armen Flüchtlinge eine Anziehungskraft, daß sich dieselben zunächst an Genf, Bern und Neuenburg um Bewilligung einer Zufluchtstätte wandten. Daher hatte ein zur ersten Zeit des Auswanderungsstromes nach Genf gereister Abgeordneter Zürichs zu berichten, daß wenigere von den Flüchtlingen dahin kommen, als Zürich aufzunehmen bereit war, „weil es den guten Leuten wehe thue, sich von den Gränzen ihres Vaterlandes zu entfernen.“ Doch die ganze evangelische Schweiz betrachtete es als eine heilige

Pflicht, den verfolgten Glaubensgenossen beizustehen, und nahm dieselben mit liebevoller Theilnahme auf. Voraus Zürich brachte während der ganzen Zeit der Bedrängniß bereitwillige Opfer. Noch ehe aber an diese Stadt ein Aufruf zu thätiger Hülfe ergieng, wurde daselbst schon i. J. 1682 je am Montag ein Gebet für die bedrängten Glaubensgenossen gehalten. Und als i. J. 1684 die ersten Flüchtlinge in Zürich erschienen, wendeten sich die Diener der Kirche und Schule der Stadt an die Regierung, einerseits um für die Unglücklichen eine Landessteuer zu veranlassen, anderseits um zur Besorgung der Angelegenheiten der Franzosen eine besondere Kirchenvorsteherschaft zu befürworten. Nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes waren es wieder die Diener der Kirche Zürichs, welche zuerst auf eine kräftige Theilnahme für die Verfolgten drangen. Auf einer Konferenz zu Aarau im Herbste 1685, wo der Abgeordnete der Flüchtlinge ein Memorial über die Leiden seiner Landsleute vortrug, wurde folgender Maßstab der Vertheilung festgesetzt: von 1000 Personen übernimmt Zürich 300, Bern 500, Basel 120, Schaffhausen 80. Nach dem gleichen Maßstabe wurden ferner berechnet, auf Glarus 30, Appenzell 35, St. Gallen 70, Mühlhausen 20, Biel 20. Letztere fünf Orte und Bundesverwandte waren jedoch nicht gehalten, selbst Flüchtlinge bei sich aufzunehmen, sondern sie hatten an die obigen vier evangelischen Städte verhältnißmäßige Geldbeiträge zu verabreichen.

Als erste Zufluchtstätte für die französischen Ankömmlinge eröffnete sich das zum Armenhaus umgewandelte ehmalige Frauenkloster Selnau an der Sihl, dessen Ausstattung mit Hausrath und Weißzeug von den Zünften der Stadt besorgt wurde, und wie getreulich dabei zu Werke gegangen ward, beweist die Vorschrift: „alles an saubern, gutem und währhaftem Zeug." Bald füllten sich auch die Gasthöfe der Stadt. Zur Erleichterung des Unterhaltes der zuströmenden Menge wurde daher auch der Hof beim Frauenmünster, die Spanweid, der Kalkofen und St. Jakob eingeräumt; zeitweise wurde auch noch das Schützenhaus und ein Wagenschopf in Anspruch genommen. Endlich wurden die umliegenden Ortschaften um Aufnahme in die Gemeindehäuser angegangen. Diejenigen Bürger, welche den Einzelnen ihre Häuser öffneten, erhielten für dieselben Brot und Wein.

Es wurde mit rührender Sorgfalt das Schicksal der Unglücklichen zu erleichtern gesucht. Trotz des Ueberdrangs erhielt eine erkrankte Frau von Villeneuve im Selnau ein eigenes Zimmer, und nebst aller Ausstattung mit Nahrung und Weißzeug zur Pflege eine französisch sprechende Bürgerin. Vom Herbstmonat 1685 bis Ende des Jahres hatte Zürich 1800 Exulanten aufgenommen, unter ihnen 800 ohne Mittel und ohne Kleider, deren Unterhalt für je eine Person monatlich sechs Gulden kostete.

Paul Reboulet wurde als Pfarrer der französischen Gemeinde bestellt, und eine Kirchenvorsteherschaft gebildet, welche aus zwei Geistlichen der Stadt, drei Mitgliedern des Rathes und eben so vielen Franzosen bestand: das Präsidium der Behörde führte der französische Pfarrer. Anfangs fand die Predigt auf dem großen Saale des Stiftes zum Großen Münster statt, beim größten Zudrange der Fremden aber beim Frauen-Münster. Nebst Zürich zeigte besonders Winterthur große Bereitwilligkeit, daher auch dort ein französischer Geistlicher angestellt wurde, „damit die Leute, welche um des göttlichen Wortes willen das Vaterland verlassen, dasselbe nicht entbehren." In Elgg predigte sieben Jahre lang Pfarrer Dalbiac. Terasson hielt abwechselnd zu Eglisau und Glattfelden Gottesdienst. In Zürich wurde für die Kinder der Flüchtlinge eine französische Schule errichtet und eine Kinderlehre angeordnet: jene ward auf dem Chorherrenstift, diese zu St. Anna gehalten.

Die Eidgenossenschaft verwendete sich namentlich bei den evangelischen Staaten um Aufnahme der französischen Flüchtlinge, welche mit besonderer Bereitwilligkeit in Brandenburg, Würtemberg und Bayreuth aufgenommen wurden. Schon vor der Aufhebung des Ediktes von Nantes waren in Zürich 1359 französische Flüchtlinge gezählt worden. Vom Herbste 1685 bis zum Frühlinge 1686 kamen 3944 nach Zürich; und vom Frühlinge bis Ende desselben Jahres 3565. Und wieder im Jahr 1687 langten 7827 Personen an: so daß in vier Jahren 16695 französische Flüchtlinge durch Zürich kamen und sich längere oder kürzere Zeit daselbst aufhielten. Die öffentlichen Steuern betrugen während dieser vier Jahre über 100000 Gulden. Die Steuern waren in vier Kollekten erhoben worden, zu deren bei-

den ersten auch die Beiträge der östlichen Schweiz mit Ausnahme von Schaffhausen gerechnet waren; doch trugen die beiden letzten, welche nur den Kanton Zürich beschlugen, wenig minder ein als die beiden ersten. Die Obrigkeit steuerte etwa 20000 Gulden dazu bei, welche zur Hälfte aus der Staatskasse, zur Hälfte aus dem ehemaligen Klostergute erhoben wurden. Mit der öffentlichen Kollekte war gewöhnlich ein Bettag in Verbindung gesetzt, und der Montagsgottesdienst in der Stadt, bei welchem für die Exulanten gebetet wurde, erhielt auf Verlangen des Rathes die Aenderung, daß statt Verlesung eines Bibelabschnittes eine auf die Zeitumstände bezügliche Predigt gehalten wurde. Der ganze Ernst der Theilnahme that sich namentlich darin kund, daß durch Rathsbeschluß „bei dem jammervollen Zustande der evangelischen Kirche" auf Neujahr 1686 alle Mahlzeiten und Ergötzlichkeiten abgestellt und die Einnahme der „Stubenhitzen", außer bei der Bibliothek und der Musikgesellschaft, unterlassen wurden. Und in demselben Jahre verordnete der Rath bei der zweiten Kollekte, daß „alle Zünfte und Gesellschaften bei den gegenwärtigen traurigen Zeitläufen vier Wochen lang beschlossen seien, und Niemand darauf weder zu essen noch zu trinken noch zu kurzweilen erlaubt werden solle."

Zürichs Ausgabe für sämmtliche Geflüchtete betrug von 1687 bis 1710 — 425535 Gulden. Davon wurde u. a. eine sehr beträchtliche Summe an Reisegelder verwendet, indem einer Person nicht selten zwanzig bis fünfzig Thaler in die Hand gegeben wurden. Größere Abtheilungen wurden durch einen obrigkeitlichen Läufer begleitet, Alte und Schwache zu Wagen fortgebracht. Namentlich die Geistlichen wurden mit besonderer Rücksicht behandelt; mehrere Studenten konnten kostfrei ihre Studien fortsetzen; einzelne Kinder wurden in das städtische Waisenhaus aufgenommen. Diese Theilnahme ist um so höher anzuschlagen, da sich sonst die nationelle Verschiedenheit stark genug geltend machte und öfters Anstoß gab. Die lebhaften und rührigen Franzosen konnten sich nicht recht in den stillen Ernst des Zürcher Lebens finden und veranlaßten daher die Weisung, „sich der Ehrbarkeit zu befleißen, welche sie hier sehen." Sie spazierten, giengen in die Wirthshäuser, blieben Abends länger auf der Gasse, da-

her die französische Kirchenvorsteherschaft den Leuten zu bedenken gab, „wenn die Bauern sehen würden, daß die Franzosen so müßig gehen, so würden sie müde zu steuern.“ Und jene vornehme Dame im Selnau, welche man besonders gut zu verpflegen meinte, gab Veranlassung, ihr zu verdeuten, „sich der ihrem Stande unanständigen Meisterlosigkeit zu müßigen.“ Zudem hatten sich unter die der Religion wegen Ausgewanderten „allerhand Bettelgesind und schändliche Betrüger“ gemengt, welche zu größerer Strenge nöthigten.

Unter diesen Umständen ist es begreiflich, wenn sich die Mahnungen der schweizerischen Obrigkeiten an die Franzosen wiederholten, die Einladungen zu benutzen, welche aus verschiedenen Gegenden Deutschlands und Hollands zum Behuf der Niederlassung eingiengen. Denn in den Städten der Schweiz war als Regel angenommen, daß ein Fremder auf eigene Hand nur ein solches Gewerbe betreiben dürfe, welches in der betreffenden Stadt noch nicht ausgeübt wurde, damit den Bürgern keine Konkurrenz gemacht werde. Doch war den Franzosen in Zürich verstattet, ihre Waaren unter den gleichen Bedingungen im Kaufhause niederzulegen wie die Zürcher; sie durften dieselben jedoch nur en gros verkaufen. Dem Seidenhändler Gabriel Bruguier von Nismes wurde zwar eine Taffet-Manufaktur bewilligt, aber er durfte nicht den gemeinen Taffet fabricieren, wie er bisher in Zürich geliefert wurde, sondern einen Taffet an Glanz und Güte dem französischen gleich; auch wurde er verpflichtet, Zürcher Arbeiter anzustellen und anzuführen. Unter den gleichen Bedingungen erhielten die Gebrüder Bourguet von Nismes die Erlaubniß, eine Fabrik von wollenen, seidenen und floretseidenen Strümpfen anzulegen, wobei ihnen aber ebenfalls nur der Massenverkauf gestattet war. Andern wurde die Verfertigung von feiner Seife und feinen Waagen erlaubt; auch ein Brunnenmeister und ein Fechtmeister wurden gelitten. Mit besonderer Aufmerksamkeit aber wurde Anton Teissier, ein berühmter Advokat von Nismes, behandelt, weil er den jungen Zürchern durch Unterricht in der Rechtswissenschaft und der Politik großen Nutzen geschafft: es wurde ihm daher bei seinem Abgange nach Bern eine Medaille im Werth von fünfzehn Dukaten geschenkt. Als er nach einem Jahre wieder nach Zürich zurückkehrte, wurde er

für Unterricht in französischer Sprache, Politik und Jurisprudenz förmlich angestellt und besoldet. Und als Teissier i. J. 1692 nach Brandenburg auswanderte, erhielt er ein Reisegeld von 80 Reichsthalern. Kräftige Leute aus dem Volke wurden zu Schanzarbeiten und zum Holzscheiten angestellt. Woll- und Seidenspinner, Kämpler und Weber, deren Zahl jedoch in Zürich nicht groß war, fanden ein hinlängliches Auskommen. Die Menge der Dürftigen und Kranken, die Alten und die Kinder wurden stets liebevoll und ausharrend unterstützt und gepflegt. — Im Jahr 1687 kamen zu den Franzosen noch die aus Piemont vertriebenen Waldenser, welche allmählig in Brandenburg und Würtemberg Aufnahme fanden, aber ihre Prediger bis in die neuere Zeit abwechselnd von Zürich und Bern erhielten. — Im Jahre 1703 vertheilten die evangelischen Städte der Schweiz unter sich 1128 Personen, welche aus dem Fürstenthum Orange vertrieben nach der Schweiz kamen.

Als im Frieden zu Utrecht 1713 die Seemächte die Freilassung der um ihres Glaubens willen zu den Galeeren verurtheilten reformierten Franzosen bewirkten, nahm sich die Schweiz der Geretteten mit besonderer Liebe an. Professor Hottinger, der Verfasser der Helvetischen Kirchengeschichte, nahm in Morges diejenigen in Empfang, welche auf Zürich fielen, nämlich 24. Diese geringe Zahl und das bedauernswürdige Schicksal dieser häufig bessern Verhältnissen angehörigen Leute machte, daß dieselben mit freigebiger Aufmerksamkeit gepflegt und genährt wurden. Die meisten dieser Unglücklichen hatten Galeerenstrafe auszuhalten gehabt, weil sie den reformierten Gottesdienst besucht, Andere weil sie um ihres Glaubens willen Frankreich hatten verlassen wollen, oder weil sich Waffen bei ihnen gefunden, oder weil sie den Flüchtlingen evangelische Bücher verschafft. Es gab solche unter ihnen, welche bei dreißig Jahren die Galeerenketten getragen. Bei ihrer Abreise erhielten die Einzelnen 80 bis 100 Thaler Reisegeld. Im Jahre 1714 langten weiter 11, i. J. 1716 — 13, i. J. 1718 — 8 solcher von den Ruderbänken Befreiten an; ein Theil dieser hatte mit den Piemontesen oder mit den Camisarden in den Cevennen die Waffen ergriffen. Im Jahre 1752 hielten sich noch zwei der ehemaligen Galeerensträflinge in Zürich auf; die meisten

übrigen waren nach Holland und England aufgebrochen. Die ganze Zahl derselben von 1713 bis 1752 war 78, und die auf sie verwendete Summe betrug 57600 Gulden. Viele von diesen Männern erhielten reichliche Unterstützung, um in vorgerückten Jahren noch ein Handwerk zu erlernen.

4. Basel.

Noch dauernder und ausgedehnter als in Zürich war der Einfluß der Religionsflüchtlinge auf Basel. Schon in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts hatte sich eine Anzahl italienischer Kaufleute daselbst niedergelassen, u. a. die Socini aus Siena, d'Annoni aus der Lombardei, Werthemann aus Plurs, Fatio aus Chiavenna, und Paravicini aus Bündten. — Das von den französischen Flüchtlingen leicht erreichbare Basel mit seiner Universität und seinem ausgebreiteten Buchhandel bot namentlich den Gelehrten ein willkommenes Asyl, wie u. a. für Johann Bauhin aus Amiens, den Leibarzt Franz I., für den Philosophen und Mathematiker Peter Ramus, für den Juristen Franz Hottomann und für die beiden Johann und Johann Jakob Battier aus St. Saphorin. — Auch in Basel veranlaßte die Pariser Bluthochzeit den größten Andrang von Flüchtlingen, worunter eine Reihe vornehmer Familien. Daher Basel durch den Einfluß zweier edler Flüchtlinge, Franzens von Chatillon und Karls von Andelot, des Sohns des Admirals Coligny, zuerst in der Schweiz eine französische Kirche für die reformierten Glaubensgenossen erhielt, wo anfangs Paul Reboulet, der nachherige Pfarrer in Zürich, thätig war. Ein Jahr später hielten sich auch Heinrich von Condé und Ludwig von Bourbon einige Zeit in Basel auf. Indem also ein regelmäßiger französischer Gottesdienst in Basel schon mit dem Jahre 1572 begann, verlangte man zwar von den Franzosen Morgens den Besuch des deutschen Gottesdienstes; Nachmittags aber ward ihnen der eigens für sie bestimmte zu Theil. Vom Jahre 1588 an fand letzterer im theologischen Lehrsaale des obern Kollegiums statt, wozu den Franzosen der Arzt Felix Platter verhalf. Von dieser Zeit an war ihnen auch

das h. Abendmahl in ihrer Mitte gestattet. Im Jahre 1614 wurde ihnen die alte Predigerkirche eingeräumt.

Während durch die französischen Gelehrten-Familien der Ruhm der Baseler Universität, namentlich in der Mathematik und Botanik ein europäischer wurde, nahm mit den nach der Aufhebung des Edik-tes von Nantes eingewanderten Gewerbsleuten auch die Industrie einen neuen Aufschwung, besonders durch die Seiden- und Sammet-weber, Posamenter, Hutmacher und Strumpfwirker. Durch die Passavant, Sarasin, Debary, Forcart, Legrand, Raillard, de la Chenal, Miville ꝛc. erhielt die Baselsche Bürgerschaft eine ruhmvolle und segensreiche Verstärkung. In der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts führten Th. Battier, R. de la Chenal und Fatio in der Bandweberei die Kunststühle und Bändelmühlen ein.

Wie Genf das nächste Thor war, durch welches die Tausende der Verfolgten nach der Schweiz strömten, so war Schaffhausen der Hauptausgang für diejenigen, denen sich in den protestantischen Ländern des Nordens eine bleibende Zufluchtstätte öffnete. Schaff-hausen wetteiferte mit Zürich an Theilnahme und Opfern für die Franzosen und Waldenser. Wie hier fanden auch in Schaffhausen vom Jahre 1683 an Betstunden für die leidenden Brüder statt, und i. J. 1685 wurde in der Spitalkirche ein französischer Gottesdienst eingerichtet, welcher von nun an bis in die neueste Zeit fortdauert. Die öffentlichen Kollekten, welche von 1683 bis 1704 erhoben wur-den, warfen gegen 40000 Gulden ab.

Die verfolgten Protestanten fanden indessen nicht nur in der Schweiz, sondern in allen reformierten Ländern Theilnahme und Hülfe. Doch anderswo war es mehr fürstliche Munificenz, in der armen Schweiz aber wie in dem reichen Holland ein allgemeiner Wetteifer des Volkes; und der Zorn des französischen Königs erhöhte nur den Eifer und die Ausharrung der freien Schweizer gegen die Unterdrück-ten. Die evangelischen Stände waren immer bereit, das bedrohte Genf mit Waffengewalt gegen den französischen Uebermuth zu schützen. Es fanden sich auch Männer, welche dem französischen Hofe gegen-über der Gesinnung des Volks den würdigen Ausdruck gaben. Die

goldene Kette, welche Caspar von Muralt von Zürich vom Könige i. J. 1685 erhalten hatte, schenkte er den Verfolgten. Heinrich Escher von Zürich und Niklaus Dachselhofer von Bern wiesen bei ihrem vergeblichen Bemühen im folgenden Jahre, da sie keine Audienz beim König erhalten hatten, die goldene Kette mit dessen Bildniß zurück. Bei jener Gelegenheit sagt der Genfer Abgeordnete Lefort, in Beziehung auf die ungerechte Beschlagnahme von Gefällen Genfs in Gex durch Anstiften der Chorherren von Dijon, dem französischen Minister: „Die Könige wie die letzten Bettler müssen einst von den geschlossenen Verträgen Rechenschaft geben." Und Escher erklärte kühn: „Die Gesinnung des Königs gegen uns thut uns aufrichtig leid, besonders da wir sehen, daß er in Betreff der Verträge mehr Gewicht auf die Meinung von 25 Chorherren legt, als auf das Wort von vielen Tausenden der treusten Verbündeten der Krone. Der König sollte des im Dienste seines Staates vergossenen Schweizerblutes gedenken. Die Schweizer werden fortwährend getreu ihr Wort halten, so lange es nicht zu einem offenen Bruch kommt; aber sie werden ihre Bundesgenossen in Genf mit ihren Waffen schützen, der göttlichen Vorsehung den Ausgang des Krieges anheimstellend."

Dieser Muth der Liebe und diese Kraft der Aufopferung für die verfolgten evangelischen Glaubensgenossen ist in der Geschichte der Schweiz ein würdiges Seitenstück zu den Thaten der alten Heldenzeit.

XX.

Haller.

Die einläßliche Geschichte der evangelischen Städte der Schweiz hat eine beträchtliche Reihe würdiger Gottesgelehrten, Prediger und Seelsorger aufzuführen, welche, treu dem Geiste der Reformatoren, christliche Gesinnung und evangelisches Leben aufrecht erhielten, so daß

bis tief in das achtzehnte Jahrhundert hinein die Religiosität und christliche Gläubigkeit allgemein und aufrichtig war. Als aber allmählig auf der einen Seite die Schöngeister und auf der andern die Philosophen und Naturforscher Gleichgültigkeit oder Geringschätzung gegen alle positive Offenbarung erweckten und höchstens noch von einer Vernunftreligion wissen wollten, wurden so viele dem christlichen Bekenntnisse und der Kirche entfremdet, daß gegen die große Zahl der Gleichgültigen und der Verächter des Christenthums die einfache Predigt desselben nicht mehr ausreichte, sondern eine Vertheidigung Noth that, welcher der ganze Umfang der Wissenschaft zu Gebote stand, auf deren Besitz die Gegner so stolz waren.

Solch ein Vertheidiger des Christenthums war Haller, der größte Gelehrte und der gründlichste Beobachter des achtzehnten Jahrhunderts. Das Zeugniß des großen Naturforschers war in jener Zeit von bedeutendem Gewicht und ist es jetzt noch. Man hat freilich nicht ermangelt, Hallers Gläubigkeit einer hypochondrischen Aengstlichkeit seiner spätern Jahre beizumessen; und wieder hat man in seinem Leben eine Zeit der Ungläubigkeit herausfinden wollen. Es ist unausgemittelt, ob der Denker und Forscher diese Krise wirklich durchgemacht hat; es könnte ihm aber nur zur Ehre gereichen, dieselbe mit solcher Sicherheit überwunden zu haben. Gewiß ist, daß Haller sich von früher Jugend an mit besonderer Vorliebe mit der Bibel beschäftigte, daher sein Vater ihn zum Geistlichen bestimmte. Doch sein Hang zum Beobachten und Forschen entschied ihn für die Naturwissenschaften und die Medicin, welche seinem Wissensdurst und seinem Forschergeist die höchste Befriedigung versprachen. Mit welchem Ernst und mit welcher Hoheit der Gesinnung der Jüngling die Studien seines Berufes betrieb, beweist das erste seiner erhaltenen Gedichte, in welchem der sechszehnjährige Student durch den „Preis des Schöpfers" seine Seele auf eine bevorstehende wissenschaftliche Disputation stimmte und vorbereitete. Zu besonderer Beförderung diente ihm sein Aufenthalt zu Leyden, indem er noch im hohen Alter das Jahr 1726 als dasjenige bezeichnet, „da Gott seine Augen dem Lichte des Glaubens geöffnet." Dazu trug wesentlich der große Arzt Boerhave bei, von dem er sagt: „Ein halbes Jahrhundert ist nun bald verflossen, seit-

dem ich des unsterblichen Boerhave Zuhörer gewesen bin: noch schwebt mir die ehrwürdige Einfalt des beredsamsten unter allen Aerzten vor meinen Augen; wie oft sagte er uns und berief sich auf die Lehren des Heilandes — „Jener, der die Menschen besser kannte, als Sokrates.“ Dieser geisteskräftige und von seinen Lehrern mit Auszeichnung behandelte Student ermangelte indessen nicht, in bescheidenem Mißtrauen gegen sich selbst sich vorzuhalten —

Dem blinden Rath der Jugend übergeben,
Gefährlich frei, eh' ich mich führen kann.

Durch Studien und Reisen völlig gereift, kehrte Haller in sein Vaterland zurück, dessen große Natur ihn nach den Bergen zog und das er in seinem einundzwanzigsten Jahre mit dem unsterblichen Gedichte auf die Alpen begrüßte; während er zu gleicher Zeit in Basel seinem Drollinger zurief:

„Freund, die Tugend ist kein leerer Wahn.“

und seinem Stähelin versicherte:

„Gott, der in Allem strahlt,
Hat in der Gnade erst sich deutlich abgemalt.“

Bekanntlich kommen unter Hallers Gedichten keine unmittelbar religiösen Lieder vor, sondern er widmet sich vorzugsweise dem philosophischen Lehrgedichte, aber mit einer Kraft und Wärme und einem Adel der Gesinnung, daß er diese Dichtart in Deutschland in Schwung und Ansehen brachte. Hallers gesunde, gerade Weisheit und sein männlicher, gedankenschwerer Ernst führten Keulenschläge gegen weltmännische Verderbniß und zügellose Freigeisterei. Er ist neben Gellert, vornämlich durch seine Satyren, der gewaltigste Sittenprediger seiner Zeit, denn die Geltung des Gelehrten gab auch dem Worte des Dichters ein ungewöhnliches Gewicht. Haller lebte indessen viele Jahre lang ganz seinen großen wissenschaftlichen Arbeiten. Als aber der Einzug in Göttingen seiner Marianne den Tod brachte, vermochte weder die ernste Wissenschaft noch die seelenvolle Poesie ihn aus tiefer Traurigkeit und Bekümmerniß aufzurichten: er hatte von nun an das Bedürfniß, vor Gott den Zustand seines Herzens zu prüfen, seine Sünden demüthig zu bekennen und die Gnade in Christo zu suchen.

Daher führt er von nun an bis zu seinem Tode ein Tagebuch, worin er über sich selbst mit gewissenhafter und schonungsloser Strenge zu Gerichte sitzt und vor der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes seine Armuth und Unwürdigkeit erkennt, wobei er dem Herrn dankt, „daß er beten und um seine Gnade flehen darf." Nach Außen bethätigte sich Hallers Religiosität in der Stiftung der reformierten Kirche in Göttingen, wofür er durch eifrige Verwendung die Mittel zusammenbrachte. — Gegen Ende seines Aufenthaltes in Göttingen schrieb er mitten unter seinen wissenschaftlichen Bemühungen die „Prüfung der Sekte, die an Allem zweifelt." Auch auf diesem Gebiete geht Haller mit der gleichen Gründlichkeit der Beobachtung und mit der gleichen erfahrungsmäßigen Beweiskraft zu Werke, wie solches das auszeichnende Verdienst des Naturforschers war. Durch die Ueberlegenheit seines Wissens, durch die Schärfe seines Urtheils und durch seinen unbefangenen Wahrheitssinn sah er sich im Falle, Buffon in der Naturforschung und Voltaire in der Geschichte und Poesie Irrthümer und Fehlschlüsse nachzuweisen. Diese Gewalt der Wissenschaft machte sein Wort auf dem Felde der Religion doppelt glaubwürdig. Jener Schrift gab er folgenden Schluß: „Sollten die Gelehrten ihre vorzüglichen Gaben nicht dem widmen, welcher der Urheber derselben ist? Und anstatt kleiner gleichgültiger Untersuchungen über Sprache, Geschichte und Philosophie thäten sie nicht besser, das Kreuz Christi mit Rührung, mit Nachdruck zu predigen? Sollte nicht endlich ein jeder Christ in seinem eigenen Busen den Keim des Uebels auszurotten sich bestreben und bei sich selbst anfangen, dem Unglauben das überzeugende Beispiel des wahren Christenthums entgegenzustellen, gegen welches die Götzen des Heidenthums und die Prahlereien der Weltweisen wie die Schatten der Nacht beim Anbruch der Morgenröthe verschwinden?"

In die Heimat zurückgekehrt, unter unaufhörlichen Staats- und Verwaltungsgeschäften, von deren Anstrengung er bei der Wissenschaft Erholung und Ermunterung suchte, blieb ihm die Bekämpfung der Freigeisterei ein Hauptanliegen. Hierauf richtete er in seinen zahlreichen kritischen Arbeiten sein Hauptaugenmerk, daher sich dieselben stets durch charaktervolle Erhabenheit der Gesinnung und lichtvolle Klarheit

auszeichnen. Als er im glücklichen Aufenthalte zu Roche die dortigen Salzwerke ausbeutete, war es ihm ein besonderes Anliegen, zur Verbesserung der Stellung der von Bern nicht genug beachteten waadtländischen Geistlichkeit und zu gründlicherer Bildung derselben durch eine neue Organisation der Akademie von Lausanne beizutragen. Seinen höchsten Genuß aber in jener schönen Einsamkeit machte der Briefwechsel mit Bonnet über die theuersten Angelegenheiten der Wissenschaft sowohl als des Glaubens; er freut sich, in diesem gelehrten Freunde den gläubigen Christen zu verehren. Eine der Mittheilungen der spätern Jahre an Bonnet drückt Hallers Eifer aus, das Schicksal der Gefangenen zu verbessern, namentlich ihnen in Krankheit menschliche Hülfe zu verschaffen. „Wir ihre Obern, selbst voll Fehler, sind ihnen, den Fehlbaren, menschliche Theilnahme schuldig: vergieb uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldnern." In den spätern leidenvollen Jahren schreibt er einmal, daß er mitten im Schmerz stille heitere Nächte habe: „Ich darf meinem Freunde sagen: das ist die Wirkung des Gebetes. Es gelingt mir dadurch fast immer, nicht sowohl meine körperlichen Schmerzen zu lindern, als durch dieses von den Philosophen verachtete Mittel Geduld und Vertrauen zu gewinnen. Ich sehe mich mit Freuden unter der Obhut eines allgütigen Wesens und ich fühle meine Leiden nicht mehr, wenn ich von seinem gewissen Dasein durchdrungen bin. Das ist eine hundertfach erfahrene Thatsache." Im letzten Briefe an Bonnet versichert er: „Eine wolkenlose Heiterkeit hat sich über meine Seele ausgebreitet. Ich habe mir die Beweise der Sendung Jesu Christi und des großen Wortes der Erlösung in Erinnerung gerufen. Ich habe neuen Trost in der Gewißheit geschöpft, daß mein Erlöser lebt, daß ich an seinem Verdienste Theil habe, daß er mein Fürsprecher ist. Ich, ein schwacher Christ, ein Abcschüler, ich schütte diese meine Freude in den Schooß meines Freundes aus."

Der edle Haller, der wiederholt die höchsten Ehrenstellen, welche einem Gelehrten zu Theil werden können, ausschlug, um dem Vaterlande in untergeordneter und geringbesoldeter Stellung als Bürger zu dienen, setzte am Ende seines Lebens die höchste Ehre darein, sein Wissen und seine Lebenserfahrung dem Dienste der christlichen Kirche

zu widmen. Daher schrieb er i. J. 1772 „Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung", und i. J. 1775 „Briefe über einige Einwürfe noch lebender Freigeister wider die Offenbarung". Die erstern Briefe bilden ein Büchlein, welches nach Form und Inhalt auch für unsere Zeit werth- und gewichtvoll ist, worin er die gleiche Gründlichkeit und Klarheit, womit er als Naturforscher zu Werke gieng, auch auf die Religion anwendet. Indem Haller diese Briefe an eine geliebte Tochter richtet, bekennt er derselben: „Dein Vater hat in einem langen, einem bemühten Leben, die ihm freigebliebenen Stunden auf die Erforschung der Wahrheit gewendet, und diese wichtigste der Wahrheiten ist alle Jahre ihm heiterer, verehrungswürdiger, unzweifelhafter geworden, so wie er ihre Gründe näher eingesehen hat." Nachdem Haller die Erlösung des sündigen Menschen durch Gott in Christo mit gewinnender Ueberzeugungskraft auseinandergesetzt, schließt er also: „Weisere Menschen, Männer, die glücklich genug sind, einen größern Theil ihres Lebens den wichtigsten unter allen Wahrheiten zu leihen, könnten diese Vorstellungen bündiger, schlüssiger, lebhafter vortragen. Nimm du, meine Geliebte, sie von deinem dem Grabe sich nähernden Vater, als die reichste Gabe seiner Liebe an, die er vollkommener geben würde, wenn sein Vermögen größer wäre. Sie ist die Frucht seines Nachdenkens, seiner uneingenommenen Bestrebung nach der Wahrheit, seiner zwingenden Ueberzeugung. Auch er, dein Vater, hat gezweifelt, hat geirrt, sein Herz hat gewünscht, daß Gott nicht so heilig, daß die Sünde nicht so verwerflich wäre. Auch er ist verdorben, er ist ein Knecht der Sünde gewesen. Aber Gottes Gnade hat ihn ergriffen, er sieht nunmehr ohne feiges Zittern sein nahes Grab, er sieht jenseits desselben die Hoffnung, die ihm zur Ewigkeit winket, zu welcher weder der Tod durchdringen, noch die Sünde sich mehr einen Weg bahnen kann. Unschuldiger, minder tief in die Wege des Lasters verirrt, wird dein lenksames Herz den Weg zur Seligkeit noch leichter finden, und du wirst zu der bestimmten Zeit deinen Vater in den Gegenden wieder antreffen, wo weder das Gefühl unsers Verderbens uns schamroth macht, noch die Leiden der Zeit uns Thränen auspressen."

In der zweiten Schrift, welche zunächst gegen Voltaire gerichtet

ist, sagt er u. a.: „Dieser Mann lebt noch, seine Laufbahn dehnt sich über das gewöhnliche Alter des Sterblichen hinaus; er schreibt, arbeitet ohne Unterlaß gegen seinen Schöpfer, der ihn mit Ehre, Reichthum und Talent überhäuft hat; er verführt alle Tage die Weltleute, welche sich nicht die Mühe geben, die Widerlegungen seiner Irrthümer zu lesen; Frauen, deren ganzes Wissen sich darauf beschränkt, den Gedanken einiger Gelehrten blindlings zu folgen, und junge Leute, welche der Unglaube von einem unangenehmen Zaum befreit, der einzigen Schranke ihrer ungezügelten Begierden.“ Er weiß, wie gefährlich Voltaire's Nachsucht und seine boshafte Satyre ist. Aber er unterzieht sich dem gerne, wenn er so glücklich ist, einen einzigen Christen von Zweifeln zu befreien. — — — „Der Kampf gegen Voltaire ist nicht so schwierig, als es auf den ersten Blick scheint. Da er die alten Sprachen nicht kennt, hat er den Grundtext der h. Schrift nicht gelesen; was er von der Geschichte und den Sitten der alten Völker weiß, hat er nie aus den wahren Quellen geschöpft. Zu flüchtig in seinen Studien, hat er sehr oft nur das gesehen, was er zu sehen wünscht. Er bemüht sich, hundertfach wiederholte Einwürfe mit neuem Schmucke auszukleiden, als wenn sie mit der Eleganz auch Kraft gewinnen könnten; unbeständig in der Lehre von Gott, schwankt er in Allem, was sich auf diesen Grund des Glaubens bezieht, und setzt sich dadurch häufigen Widersprüchen aus.“ — — — Gegen Voltaire's Behauptung, daß der Mensch nicht böse sei, erwiedert Haller: „Wenn Voltaire Vater gewesen wäre, so hätte er aus Erfahrung die Herrschaft erkannt, welche Eigensinn, Zorn, Herrschsucht und andere Laster auf die Kinder ausüben: diese Herrschaft ist so groß, daß Strafe und Widerstand und die Unmöglichkeit des Kindes, seinen Willen durchzusetzen, es allein zur Ordnung weisen können. Das Kind maßt sich das Recht auf Alles an, was ihm gefällt; es will, daß ihm Alles gethan werde, was ihm durch den Kopf geht; es erhebt zornig seine kleinen Hände gegen den Bruder, der ihm in seiner Unterhaltung entgegen ist; es würde sich dasselbe gegen seinen Vater herausnehmen, wenn es seine Kräfte erlaubten; und so wie seine Begierden in seiner Schwäche ein Hinderniß finden, beweist sein durchdringendes Geschrei, daß es von seiner Umgebung Willfährigkeit

fordert." — — — Voltaire's Spott über die Kirche, ihre Diener und die Predigt des Evangeliums veranlaßt Hallern zu folgender Betrachtung: „Ich habe oft über die Undankbarkeit der Philosophen nachgedacht, welche dieses bewunderungswürdige Mittel zur Sänftigung und Besserung der Sitten des Volkes verachten: ein Mittel, welches ein Sokrates, Epiktet und alle Weise des Alterthums für die größte Wohlthat der Gottheit angesehen hätten. Man ist alle Wochen wenigstens einmal besorgt, das Volk von den unschätzbaren Vortheilen der Tugend zu belehren, ihm die unheilvollen Folgen des Lasters vorzustellen, es auf seine Pflichten aufmerksam zu machen, und ihm die Erkenntniß der Unvollkommenheit des Menschen beizubringen, wozu ein Sokrates oder ein Epikur nie hatten gelangen können."

Die letzte Stelle in Hallers Tagebuch, den 1. Christm. 1777, wenige Tage vor seinem Tode, lautet also: „Ein wichtiger Tag. Nachdem man meine Krankheit geringgeschätzt und die Beschwerde auf der Brust niemals für etwas Wichtiges hat ansehen wollen, so entdeckt man mir jetzt plötzlich die nahe Gefahr, aber unter einem andern Titel, obschon das, was ich fühle, das vorige ist. So werden meiner Tage hier auf Erden nur noch wenige sein, und wahrscheinlich ist es das letztemal, daß ich die Feder führe. Ich kann es nicht verhehlen, der Anblick des mir so nahen Richters ist mir furchtbar: wie will ich vor ihm bestehen, da ich noch nicht auf die Ewigkeit so vorbereitet bin, wie mich dünkt, daß jeder Christ sein sollte. O großer Erbarmer! ich werfe mich in deine Arme; du hast mich im Laufe meines Lebens mit so unbeschreiblicher Geduld und Nachsicht getragen; o erzeige mir die gleiche Gnade, wenn ich vor deinem Richterstuhle erscheine. O mein Heiland, sei du in diesem für mich so fürchterlich feierlichen Augenblicke mein Fürsprecher, mein Mittler; wirke du bei deinem und meinem himmlischen Vater meine Begnadigung aus. O schenke mir doch den Beistand deines Geistes, der mich durch das grauenvolle Thal des Todes führe, daß ich, wie du, mein Erlöser, mit meinen sterbenden Lippen triumphierend und glaubensvoll ausrufe: Es ist vollbracht! Vater in deine Hände befehl ich meinen Geist."

In Hallers Frömmigkeit ist voraus die Einfalt und Demuth

ansprechend, die alles Wissens und äußern Ruhmes vergißt und ganz davon erfüllt ist: „Wer sich rühmen will, der rühme sich des Herrn." Während Haller in der ganzen gebildeten Welt als Gelehrter, Naturforscher und Dichter in hohem Ansehen steht, hat der Schweizer die besondere Aufforderung, in ihm das höchste Vorbild des Vaterlandsfreundes und des Christen zu verehren.

XXI.

Lavater.

Wie es kein Zufall ist, daß ein religiöser Charakter wie Haller der Schweiz angehört, so steht auch Lavater, der erste und bedeutsamste Geistliche aus der Blüthezeit des achtzehnten Jahrhunderts, in innigem Zusammenhang mit seinem Vaterlande. Als der nachherige Antistes Ulrich einst in die Schule kam und, nachdem er sich nach der künftigen Berufsart einzelner Schüler erkundigte, u. a. fragte: wer will Pfarrer werden? — schoß der zehnjährige Joh. Caspar Lavater auf und rief: Ich, ich! Nur in der Stadt, in welcher Zwingli, Bullinger und Breitinger das Pfarramt zum höchsten Ansehen erhoben und mit imponirendem Einflusse auf das ganze öffentliche Leben geadelt hatten, konnte ein so hochstrebender Knabe, welcher an hohen Thürmen seine besondere Lust hatte, im geistlichen Berufe sein höchstes Ziel und Ideal finden. Lavaters Eltern waren mit dieser vorschnellen Berufswahl nicht zufrieden, und es bedurfte der inständigen Bitten des Knaben und des zustimmenden Rathes bekannter Geistlicher, um dieselben zur Einwilligung zu vermögen. Die Tiefe des Gefühls und die Energie des Willens für den zu ergreifenden Beruf giengen aus dem wunderbaren Vereine von äußern und innern Anlagen für diese Bestimmung hervor; und diese freudige Erkenntniß seiner Bestimmung führte zu einer so reichen Entfaltung und Bethätigung seiner Kräfte,

daß kein Pfarrer alter und neuer Zeit so mannigfaltig wirkte und als solcher so verehrt und bewundert war wie Lavater. Schon die edle, leichthinschwebende Gestalt mit dem anmuths- und seelenvollen nach Oben gewendeten Antlitz fesselte und gewann die Herzen, und man darf Göthes für alles rein Menschliche hellem Auge und Verstand glauben, wenn er von Lavater sagt: „Ein Individuum, einzig, ausgezeichnet, wie man es nicht gesehen hat und nicht wieder sehen wird"; wobei er namentlich „die tiefe Sanftmuth seines Blicks, die bestimmte Lieblichkeit seiner Lippen" hervorhebt. Daher Lavaters würdevolle Männlichkeit, verbunden mit herzgewinnender Anmuth, menschenfreundlicher Leutseligkeit und heiterer Offenheit, wohl machte, erfreute, bezauberte. Hoheit und Einfalt war aufs merkwürdigste und anziehendste in ihm gepaart.

Eben so anziehend und überwältigend wie der äußere war der innere Mensch. Von Kindheit an stand Lavater mit Gott, mit dem gegenwärtigen und lebendigen Gott, in unmittelbarer, ununterbrochener Gemeinschaft, indem er ihn zum innigsten Vertrauten seines Herzens und zum Freunde seiner geheimsten Gedanken machte. Als Urkunde der herrlichsten, einfachsten Thatsachen von der Gemeinschaft mit Gott, von der realen, persönlichen Mittheilung und Lebensäußerung Gottes war ihm die Bibel so lieb; und die daraus geschöpften Beweise von dem Umgang Gottes mit den Menschen, seine Herablassung zu all ihren Anliegen ermunterte ihn zum Ringen nach gleichen Erfahrungen und Bewegungen. Im unabläßigen Gebet fand er nicht nur einen nahen und sich ihm geistig offenbarenden Gott, sondern es wurden ihm auffallende und thatsächliche Erhörungen zu Theil. Dieses Innewerden Gottes, dieses Hineinleben in Gott, und wieder dieses Hervortreten und Eingehen Gottes in den nach ihm verlangenden Menschen erfüllte ihn mit der freudigen Ueberzeugung, daß die ewige Liebe gedrungen worden, in Jesu Christo sich den Menschen zu offenbaren und Mensch zu werden. Gott ist nur erkennbar und erreichbar in Christo, welcher bei uns ist, lebt und wirkt durch die Kraft des heiligen Geistes. Lavater konnte sagen: „Ich habe es selbst erfahren, daß dieser Jesus der Welt und mein Heiland ist; denn ich sprach menschlich mit ihm, und er antwortete mir göttlich und mensch-

lich; ich rief ihn als Retter an, und als Retter entsprach er mir." Diese Liebe Gottes in Christo ist ihm auch der Beweis der hohen Bestimmung des Menschen und daß Gott diesem alle Mittel und Wege eröffnet, die Menschen zu Ebenbildern und Kindern Gottes zu erziehen; in Christo ist des Menschen Gotteswürde aufgeschlossen und durch ihn rehabilitiert.

Diese Lebens- und Glaubensansicht bildete sich bei Lavater von Jugend an mit einer merkwürdigen Klarheit und Harmonie aus und befestigte und bereicherte sich nur im fernern Leben. Bei außerordentlicher Arbeitskraft und dem treusten Fleiße in Vermehrung und Erweiterung seiner geistigen Erkenntniß war er doch gleichgültig gegen das schulmäßige Wissen, daher er auch nach Professor Breitingers Rath keine Hochschule besuchte, sondern nach seiner Ordination durch Besuch bei den ausgezeichneten Männern damaliger Zeit und durch den erfreulichen Aufenthalt bei Spalding sich fortbildete. Sein Geist war so weit, frei und elastisch, daß er bei stets ausgesprochener Vertiefung seiner christlichen Gesinnung doch nie Ursache hatte, eine früher eingeschlagene Richtung aufzugeben. Als Zögling Bodmers hielt er an dessen Ansicht von der Poesie und ihrem Einflusse, an dessen Erziehungsbestrebungen, an seiner Begeisterung für Freiheit und Vaterland fest, selbst dann, als der Altvater sammt dem ganzen Chor seiner unmittelbaren Schüler sich von ihm wandte und insgeheim oder öffentlich feindselig sich gegenüberstellte. Von Bodmer aufgemuntert, vollbrachte Lavater seine jugendliche Heldenthat gegen den Landvogt, sang als Mann in seinem Geiste die Schweizerlieder und setzte in gleichem Sinne als Greis sein Leben im Kampfe gegen die französischen Tyrannen und Räuber für die Freiheit seines Vaterlandes ein. Solche Bestrebungen wußte er mit der geistlichen Aufgabe und Wirksamkeit stets in nahen und fördernden Zusammenhang zu bringen. Dieß gilt namentlich auch von seinen Absichten und Arbeiten auf dem Felde der Physiognomik. Der geschickte Zeichner, feine Beobachter und tiefe Menschenkenner wollte dieses sein Talent benutzen, um die Geheimnisse der Gottheit in der Menschenbildung zu belauschen und zu entziffern. Das Angesicht des Menschen ist ihm ein Spiegel der Gottheit, indem kein Menschengesicht so häßlich sei, in

welchem nicht noch Züge des göttlichen Ebenbildes übrig bleiben. Die Erkenntniß der ursprünglichen individuellen Anlage des Menschen sollte dazu dienen, denselben seinen Fähigkeiten gemäß auszubilden, oder das entstellte und mißleitete Urbild zu verbessern und wiederherzustellen. Lavater benutzte auch seine merkwürdige Gabe, in den Zügen der Menschen zu lesen, nicht, um scharf zu richten und wehe zu thun, sondern es sollte diese Menschenbeobachtung, zur wissenschaftlichen Klarheit gebracht, ihm und Andern ein Hülfsmittel der Menschenkenntniß und der Menschenliebe werden. Mochte der unermüdliche Arbeiter unverhältnißmäßige Zeit und Opfer auf die Physiognomik verwenden: Lavater erlaubte sich diesen „Ruheplatz für seinen Geist", da es ihn von keinerlei Pflicht und von keinerlei ins Tiefere gehenden Arbeiten abführte.

Lavater ist der fruchtbarste aller Schriftsteller, und doch war ihm Schriftstellerei eine untergeordnete Thätigkeit: seine Freude, seine Kraft und seine Ueberlegenheit beruhte auf der persönlichen Mittheilung. Was er schrieb, war daher Fortsetzung, Bestätigung, Erweiterung derselben, trug auch ein ganz persönliches Gepräge und ließ sich in der Zwanglosigkeit des Gesprächs gehen, fern von objektiver Bündigkeit und künstlerischer Abrundung. Die wirksamsten seiner Schriften waren sein Tagebuch und seine Aussichten in die Ewigkeit. Dieses schlichte, absichtslose Tagebuch, einzig zur Selbstprüfung vor Gott bestimmt, mit ehrlicher Offenheit, mit gründlicher Beobachtung und demüthigem Bekenntniß jeder sündlichen Regung dem Publikum dargelegt, war eine muthvolle That in einer stolzen Zeit, wo in der Stille des öffentlichen Lebens die Schriftsteller sich Könige dünkten und einander ihre selbstgefälligen Huldigungen darbrachten: dieses Tagebuch verfehlte nicht, manches religiöse Gemüth auf das Eine, was noth ist, hinzuwenden. — Unter allen Schriften Lavaters waren seine „Aussichten in die Ewigkeit" die am sorgfältigsten ausgeführte, wo er seine ganze Kraft und Liebe zusammennahm. Lavater ist in der Ewigkeit zu Hause: er giebt Zeugniß von Erlebtem und Durchgearbeitetem. Alles, was die h. Schrift von der Ewigkeit sagt, gestaltet sich ihm zu einer so lichten und zusammenhangsvollen Klarheit, daß er hier zum tiefsinnigen Schriftkenner und Ausleger wird. Wo er aber mit poe-

tischem Blicke in die Zustände des ewigen Lebens hineinschaut, geschieht es mit einem so schönen Verstand, wie z. B. in den Abschnitten von der Sprache im Himmel, von den gesellschaftlichen Freuden des künftigen Lebens, von den Beschäftigungen der Seligen, daß das Gemüth mit Beruhigung auf diesen seligen Bildern verweilt. Was Lavater hier geleistet, hat er später nicht wieder erreicht. Denn je mehr eine Arbeit die Kunst schriftstellerischer Anordnung und Ausführung verlangte, desto weniger war er geeignet zu befriedigen. Was er aber unmittelbar und kunstlos, wie es aus erfahrungs- und gedankenreichem, treuem und liebevollem Herzen hervorgieng, als reiches und fruchtbares Samenkorn ausstreute, das wirkte kräftig und weithin, und wirkt noch bis heute belebend und tröstlich. Lavaters Handbibel für Leidende, sein Nachdenken über sich selbst, manche seiner Lieder und namentlich seine Briefe und Ansprachen bleiben fortwährend wirksam, weil sie das unmittelbare Ergebniß seiner Weisheit und seiner Liebe sind.

Man hat wiederholt Lavatern den Reformator des achtzehnten Jahrhunderts nennen zu dürfen geglaubt. Allein es war in ihm weder jene schöpferische organisatorische Kraft, welche die Kirche umgestaltet und ihr neue Stützen verleiht, noch jene schlichte evangelische Großartigkeit, wo die Persönlichkeit im kirchlichen Charakter aufgeht und dadurch die apostolische Weihe empfängt. Denn Lavater war bei der lebendigsten Religiosität doch wieder ein Zögling der Sturm- und Drangzeit, der zu Folge die Individualität in all ihrer Sonderart und Energie hervortrat, wodurch er namentlich unter seinen Amtsgenossen eine zu scharf abgerundete, isolierte Stellung einnahm, als daß er der anziehende und zusammenfassende Mittelpunkt der kirchlichen Gemeinschaft hätte werden können. Er war nach seinen Verbindungen, Bestrebungen und Liebhabereien ein zu vornehmer Pfarrer, um ein in reformatorischem Geiste vorleuchtendes Beispiel für den Einzelnen zu sein.

Darin allerdings war Lavater groß und steht seit Luther und Calvin unerreicht da, nämlich in der Seelsorge. Nicht nur gieng er allen Gliedern seiner eigenen Gemeinde unermüdlich nach in Allem, was zur Wohlfahrt der Seele und des Leibes diente; sondern er zog

durch seine tiefe, herzliche Theilnahme einen stets sich mehrenden und erweiternden Kreis von Menschen an sich, denen er persönlich oder schriftlich, mit seinem Herzen und unerschöpflicher Geduld Beistand, Glaubensfreudigkeit und Trost bot. Daß ein so glücklicher, glänzender und gefeierter Mann für die Armen und Gedrückten solch ein Herz hatte, bewies eben seinen ächten Christensinn. Darum verminderte sich sein Glück und seine Zufriedenheit nicht, als die großen Geister Deutschlands, an ihrer Spitze Göthe und Herder, sich von ihm wandten: in der treuen Hingebung an diejenigen, mit denen er in Christo verbunden war und die er im lebendigen Glauben befestigte, fand er freudigen und vollkommenen Ersatz. Jede seiner Reisen war eine tiefwirkende, ungesuchte Missionsarbeit, wo er zahlreiche Freunde und Verehrer fand, weil ihnen durch ihn eine neue religiöse Erkenntniß aufgieng. Als Prediger am Waisenhause hatte er Gelegenheit, die Waisen durch sein liebreiches Wohlwollen und durch eine Reihe seiner schönsten Lieder zu erfreuen; und in der gleichen Stelle nahm er sich, seiner Zeit vorangehend, mit der treuesten Liebe der gefangenen Verbrecher an und gab im unmittelbaren Interesse für dieselben der bis auf diesen Tag existierenden „ascetischen Gesellschaft" die Entstehung. Wie die Armen und Geringen bei Lavater Liebe und Hülfe fanden, oft über Vermögen, so bildete er für die nach einem lebendigen Christus verlangenden Seelen in der Hütte und im Pallast den Mittelpunkt und Rathgeber in allen Ländern Europas. Denn es verband sich in ihm Würde und Hoheit mit der liebenswürdigsten Einfachheit und Leutseligkeit, und der Menschenkenner wußte Jeden schnell von der Seite zu fassen, wie es dessen Lage und Bedürfniß erforderte und wie es ihm wohlthat.

Die überwältigende Wirkung, welche Lavater auf den Einzelnen im nähern Umgange ausübte, war auch seiner Predigt eigen, und darum war auch das Predigen seine liebste und gesegneteste Thätigkeit. Dabei ist sehr bemerkenswerth, daß der mit allen Gaben der Beredsamkeit ausgestattete Prediger sich nicht nur sorgfältig auf seine Vorträge vorbereitete, sondern in der Regel dieselben auch schrieb, um auf der einen Seite mit dem Gefühl erfüllter Pflicht, und auf der andern mit der Sicherheit, Klarheit und Bündigkeit der Gedanken

aufzutreten, welche die Liebe und Achtung für die Gemeinde zur Pflicht macht. Freilich sind die vielen gedruckten Predigten Lavaters weit entfernt, einen Begriff von dem mächtigen Eindrucke zu geben, den diejenigen empfanden, welche ihn einst gehört hatten. Es fehlt viel, daß wir jene kunstvolle Vollendung der wohlumschriebenen Anlage und ebenmäßigen Ausführung erblickten, woran ausgezeichnete Kanzelredner unserer Zeit uns gewöhnt haben. Aber es lag einmal in dem lebendigen Worte des Menschenkenners und Menschenfreundes, des Kraftmannes und des Christen eine solche überzeugende Gewalt und herzgewinnende Beruhigung, daß seine Freunde mit gläubiger Freudigkeit erfüllt, seine Feinde entwaffnet und versöhnt wurden. Wenn das Element, in dem Lavater lebte und wovon er zeugte, ihm solche Freudigkeit des seligen Glaubens und solche Kraft der Liebe, solche Hoheit und Weihe gab, wer wollte einem solchen Leiter und Führer nicht gerne folgen, um des gleichen Glaubens und Glückes theilhaftig zu werden? Nicht nur durch die rhetorischen Vorzüge, sondern wesentlich durch die Macht einer edeln Persönlichkeit war Lavater der erste Prediger seiner Zeit.

Während Lavater durch den Umfang seiner Verbindungen, durch die Mannigfaltigkeit seiner geistigen Bestrebungen und wohl auch durch die Außergewöhnlichkeit seiner Kunstbestrebungen und Liebhabereien gleichsam außer den Kreis eines gewöhnlichen Geistlichen herauszutreten schien, überraschte er namentlich seine auswärtigen Freunde durch die völlige Schlichtheit seines Hauses und seines häuslichen Lebens. Die Heiterkeit, Freundlichkeit, Heimlichkeit seines Verkehrs mit Frau und Kindern, die edle Einfalt und Zwanglosigkeit, mit welcher dieses Familienleben auch in Gegenwart von Fremden seinen Gang und Verlauf nahm, rührte und entzückte die Besucher. Daher bezeugt Hegner: „Wer in seiner häuslichen Nähe gelebt hat, konnte aus täglicher Erfahrung wissen, welch ein froher, liebender, zärtlicher, unerschöpflich scherz- und geistreicher Hausvater und Gastfreund er war, und darin immer gleich in trüben wie in heitern Tagen.“ Als Fr. Leopold v. Stollberg i. J. 1776 Lavatern besuchte, schrieb er an Claudius: „Wenn meine Phantasie ermüdet ist und ausruhen will, so führe ich sie in das Haus meines Lavater. Es wird mir innig

wohl, wenn ich die Schwelle dieses geliebten Hauses betrete. Innerer Friede, stiller, seliger Genuß erfüllte oft meine Seele, noch ehe ich ihn sah, wenn mir seine lieben Kinder froh und kosend entgegen liefen, oder wenn ich durch die halbgeöffnete Thür des Nebenzimmers seine treue, sanfte, liebenswürdige Gattin erblickte." Einfach und ungeziert berichtet Göthe von seinem ersten Besuche in Lavaters Haus: „Wir sind in und mit Lavater glücklich; es ist uns allen eine Kur, um einen Menschen zu sein, der in der Häuslichkeit der Liebe lebt und strebt."

Die Einzigkeit Lavaters besteht namentlich auch darin, daß er nicht nur unter den Geistesgrößen der frömmste, sondern gewissermaßen auch der liberalste Mann seiner Zeit war. Denn er behielt nicht nur einen offenen Sinn für alle Ideen, welche seine Zeit bewegten, sondern eben seine Frömmigkeit gab ihm die Theilnahme für alles Menschliche und Freie, Schöne und Große: denn wie das Evangelium ihm eine Freudenbotschaft war, so Jesus der wahre Freudenbringer, weil Gott die Liebe ist. Darum war Lavater nicht nur sein ganzes Leben lang der Herold der Freiheit, sondern darum lag ihm so viel daran, im Schul- und Erziehungswesen die Bande der Pedanterie und des Schlendrians zu sprengen und daher die Unternehmungen Pestalozzi's, Basedows und Pfeffels mit allem Eifer und großen Opfern zu unterstützen. Seine freisinnige und weitherzige Toleranz brachte ihn bei den Aufklärern in den Verdacht des geheimen Katholicismus, und den strengen Orthodoxen blieb er beständig ein Anstoß und ein Räthsel. Seine durch den Christenglauben erhöhte und verklärte Humanität war es, welche ihn in so nahen Zusammenhang mit den allgemeinen Ideen seiner Zeit brachte und welche Göthen zum freudigen Ausruf der Anerkennung brachte: „Du Menschlichster!"

Aber wie kam es, daß ein Mann, der als Prediger, als Seelsorger, als Mensch so außerordentlich wirksam und allgemein verehrt war, doch nicht nur bei böswilligen und einseitigen Gegnern, sondern auch bei vorzüglichen und ausgezeichneten Stimmführern seiner Zeit, und bei durchaus ehrenwerthen und wohlgesinnten Männern seiner Vaterstadt Entfernung und Widerstand und namentlich den Vorwurf der Schwärmerei erfuhr? Lavaters unerschütterlicher Glaube nicht nur

an den lebendigen und immerfort wirksamen Herrn und Heiland, sondern auch an alle die Wirkungen des Geistes Christi, welche in der apostolischen Zeit sich kund thaten, namentlich an die außerordentlichen Wirkungen des Gebetes, so wie an die Fortdauer aller Gaben und Verheißungen des Herrn mußte zur Zeit einer durchaus nüchternen und muthwilligen Aufklärung doppelt auffällig und anstößig sein: um so mehr, da der feurige und phantasiereiche Mann seinen Glauben mit mehr Muth und Charakterfestigkeit zu behaupten und praktisch zu bewähren, als mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und logischer Schärfe darzuthun vermochte. Er gestand auf offene, ehrliche und verständige Weise ein, wenn er sich geirrt hatte; aber es kamen in seinem Glauben und in seinen gläubigen Erwartungen von den Thatsachen und Erscheinungen des Reiches Gottes so sonderbare Einzelnheiten vor, in welche er sich verstrickte, daß er den Widersachern immer wieder eine Handhabe zur Beschuldigung der Schwärmerei bot. Mochte sich indessen Lavater in einzelnen Vorstellungen und thatsächlichen Erwartungen irren: seine Größe besteht darin, daß ihm die Bibel die Urkunde von der fortdauernden lebendigen Gemeinschaft mit Gott war, daß er auf ihre Verheißungen mit gläubiger Zuversicht baute, daß er mit Christo in der innigsten, bewußtesten Gemeinschaft lebte, und daß sein Christenthum ihm eine Freudigkeit und Kraft der Liebe gab, welche ihn vor Andern seiner Zeit auszeichnete. Es war für den in seiner Erkenntniß und in seinem Glauben so allein und verlacht dastehenden Mann eine Nothwendigkeit, sich mit furchtloser Entschiedenheit und schroffer Zuversicht auf sein Bekenntniß zu steifen: indem wir seine Irrthümer entschuldbar finden, stellen wir die Wärme und die Tiefe seines Glaubens in einer Zeit allgemeinen Unglaubens nur um so höher.

Lavater sollte Gelegenheit bekommen, die Gesundheit und Kraft seines Glaubens zu bewähren, wie selten ein Mensch. Als die Revolution herannahte, begrüßte sein gläubiges und hoffnungsreiches Gemüth dieselbe mit der frohen Erwartung einer wohlthätigen Erfrischung und Erneuerung der politischen Zustände seines Vaterlandes. Bald aber benahm ihm die Willkür und Gewaltthätigkeit der Franzosen jede Täuschung. Nun trat er auch mit der feurigen Freiheits-

liebe der Jugend und wieder mit der Ruhe und Hoheit des gottvertrauenden Christen gegen die fremden Bedrücker und die einheimische revolutionäre Bethörung in den Kampf. Der alte Sänger schweizerischer Freiheit, der aufopfernde Volksmann, der aller Partheistellung stets fern bleibende Prediger hatte einen so unangreifbaren Stand in der öffentlichen Meinung seines Vaterlandes, daß er sich auf der Kanzel sowohl als im bürgerlichen Leben mehr herausnehmen durfte, als jeder Andere. Und wirklich trat Lavater als der erste, furchtloseste und standhafteste Sprecher für sein Vaterland auf, indem er nicht nur sein zermalmendes Wort an die einheimischen Werkzeuge in der Hand der fremden Tyrannen, sondern an diese Urheber des Unrechts selbst richtete. „Das Wort eines freien Schweizers an die große Nation" so wie seine Zeitpredigten zeichnen sich nicht nur durch die offene, kühne Sprache aus, sondern namentlich mitten im Unglück durch die ruhige Sicherheit, daß das Unrecht verderblich zurückfallen werde auf das Haupt des Bedrängers, daß Gott selbst die Sache des Unterdrückten wieder aufrichten werde. Darum war auch sein Benehmen und seine Haltung mitten in einer unruhigen und gefahrvollen Zeit so heiter und ehrfurchtgebietend. Und als endlich aus nichtigen Gründen seine Verhaftung und Deportation nach Basel erfolgte, war das nur eine neue Aufforderung zu den mannigfaltigsten Zeugnissen der Theilnahme und Verehrung, die dem Manne erwiesen wurde, welcher seine Verfolgung mit so heiterm Gleichmuthe ertrug. Ein Monat, nachdem der befreite Lavater von den Seinigen, den Freunden und der ganzen Bevölkerung seiner Vaterstadt mit Jubel empfangen worden und er den nächsten Sonntag die Frage behandelt, „was sollen wir thun?" und in Beziehung auf sich selbst die Antwort gegeben hatte: „Danken, anbeten, Muth fassen, neues Vertrauen in mir wecken, froher meines Berufes warten," — kam die Stunde der Prüfung und Bewährung, welche die Kraft des Arbeiters und Kämpfers brach, aber dem christlichen Dulder ein neues Feld eröffnen und ihm einen unvergänglichen Siegeskranz bereiten sollte.

Als den 26. Herbstmonat 1799 die Franzosen in das eroberte Zürich einbrachen und einige Soldaten gegen ein Haus in Lavaters Nähe anstürmten und dessen greise Bewohnerinnen in Noth brachten,

vergaß er sich selbst, suchte die Leute zu besänftigen und bot ihnen den verlangten Wein. Einer aus der Horde der wilden Revolutionsmänner, als ihm in dem freundlichen Manne der Pfarrer Lavater bezeichnet wurde, scheint von augenblicklichem Zorne gegen den bekannten Feind der Revolution entflammt und zur Rache getrieben worden zu sein, und schoß Lavatern mitten durch den Leib. Daß keiner der edlern Theile verletzt war und Lavaters kräftige Konstitution fristeten ihm das Leben, das aber von nun an ein ununterbrochener Kampf mit furchtbarem Schmerz und verzehrenden Leiden war.

Der reizbare, für Schmerz besonders empfindliche Lavater, mit der immer schwärenden Wunde, den nahen Tod in der beklemmten Brust, trug sein schmerzenreiches Krankenlager mit bewunderungswürdiger Seelengröße und Heiterkeit des Geistes, überzeugt, daß, wenn er seine Schmerzen standhaft ertrage und durcharbeite, ihm im höheren Leben durch die Gnade Gottes desto größere Empfänglichkeit für die Freuden der Ewigkeit zu Theil werde, und daß Stillehalten der beste Gottesdienst sei. Sein ganzes Wesen läuterte und verklärte sich im Feuer der Prüfung: es war die alte Freudigkeit des Glaubens, nur schlichter, tiefer, anspruchloser; es war die alte Liebe und Theilnahme, nur noch inniger und geweihter; es war die alte unermüdliche Thätigkeit, nur noch treuer und beflissener, um die wenigen Tage des von Gott ihm gegönnten Lebens redlich auszukaufen. Wenn das liebste Geschäft, die Predigt, ihm ganz versagt war, so stand er durch häufige Ansprachen an die theilnehmende Gemeinde, welche sein Kollege ihr vorlas, mit derselben in Verbindung. Keine Schmerzen hielten ihn ab, zahlreiche Besuche zu empfangen. Die Herrschaft über sich selbst, die Gelassenheit mitten unter den Anfällen des Schmerzes, die trostreiche Heiterkeit des Dulders machte auf Alle, die ihn sahen, einen unvergeßlichen Eindruck. Die unfreiwillige Muße gab ihm noch mehr Zeit als früher zu seiner ausgedehnten Korrespondenz; denn in Ermanglung des lebendigen Wortes war nun die briefliche Verbindung sein Hauptgeschäft und seine mit außerordentlichem Fleiße ausgeübte Thätigkeit. Wenn seine übrigen Arbeiten die Spuren der schmerzlichen Geburt und verminderter Geistesfrische an sich trugen, so ist dagegen seinen Briefen aus dieser Zeit das Siegel der Reife und Ge-

trostheit einer an der nahen Pforte der Ewigkeit stehenden Seele aufgeprägt: die gewisse Zuversicht auf die Gnade seines Gottes verdoppelt seinen Eifer, in Liebe zu wirken, so lange es Tag ist. Ja er raffte sich am Ende des Jahres 1799 noch einmal auf und übernahm für mehrere Wochen die Kanzelgeschäfte, die Krankenbesuche und begleitete selbst einen zum Tode verurtheilten kaiserlichen Soldaten auf dessen Wunsch zum Richtplatze. Seine ganze Seele war voll Lobes und Preises, daß er wieder als Zeuge der schonenden und rettenden Langmuth des Herrn vor seiner Gemeinde stehen und ihr Gottes Huld und Barmherzigkeit aufs Neue verkündigen konnte. Um so größer war daher sein Schmerz, als er bald wieder feiern mußte. Dennoch nahm er noch einmal alle seine Kraft zusammen, um seinem Verlangen ein Genüge zu thun, am Bettag 1800 mit seiner Gemeinde noch einmal das Abendmahl zu halten und seinen letzten Segen an dieselbe zu richten, indem er über die Worte sprach: „Mich hat herzlich verlangt, das Osterlamm mit euch zu essen, ehe denn ich sterbe." Obgleich seine Leiden von nun an immer höher stiegen, so ließ er es sich doch nicht nehmen, in den letzten Tagen des Jahres die im Todeskampfe liegende Gattin seines Bruders zu besuchen, um ihr das Wort der Liebe und des Trostes zu bringen. Zum letzten Male ergriff er die Feder, um „Zürich am Anfang des 19. Jahrhunderts" mit der alten Treue und Wärme des Vaterlandsfreundes zu begrüßen; und am Neujahrsmorgen richtete er noch seine letzte liebevolle Ansprache durch den Mund seines Amtsgenossen an seine Gemeinde. Mit dem letzten Blick der Liebe auf die Seinigen lispelte er: „Betet!" Er starb den 2. Jänner 1801.

Mochte Lavater eine Erscheinung sein, welcher während seiner Lebzeiten viel widersprochen ward, so war doch in ihm jene nachhaltige Kraft und reiche Tiefe, welche stets von Neuem auffordert, ihn im ganzen Umfange seines Wesens zu verstehen und sich an dieser edeln Menschlichkeit und Gottinnigkeit zu freuen und zu erbauen.

XXII.

Die Christenthumsgesellschaft in Basel.

Wenn das religiöse Leben Zürichs in Lavater eine hervorragende und leuchtende Spitze fand, so that es sich dagegen in Basel auf eine weniger bemerkbare, aber tiefe und nachhaltige Weise kund. Namen treten nicht hervor, glänzende Ideen machen sich nicht geltend, aber wir begegnen einem stillen, gründlichen Wachsthum thätigen Glaubens, der seine Wurzeln immer weiter und mächtiger ausbreitet. In der Stadt, welche einst Lieblingsaufenthalt der Gottesfreunde gewesen war, wo die Reformation das Leben langsam, aber von Grund aus und dauernd umgestaltete, wohin die um des Glaubens willen vertriebenen gelehrten Franzosen ihr besonderes Augenmerk richteten: da fand auch das durch Spener und Francke geweckte christliche Leben einen fruchtbaren Boden und warme Anhänger, ohne daß man sagen konnte, durch wen die Keime dieser neuen Richtung angeregt worden wären. Namentlich aber gewann die Brüdergemeinde eine beträchtliche Anzahl von Mitgliedern in Basel zu Stadt und Land; und die Häupter des Staates und der Kirche waren einsichtig genug, diesen religiösen Bestrebungen freien Lauf zu lassen: daher religiöse Versammlungen längst Duldung gefunden hatten. Dieses Verlangen nach einem lebendigen Christenthum in der Zeit der Aufklärung und der Verneinung, und zugleich der unternehmende und ausharrende Geschäftsgeist der Stadt, welcher sich eben zu dieser Zeit eines ausgezeichneten Gelingens im Gewerbsleben erfreute, eignete Basel vorzugsweise zu einem Mittelpunkte religiöser Wirksamkeit.

Joh. Urlsperger, ein Würtemberger im Geiste Bengels, faßte den Gedanken, die damals spärlich zerstreuten Freunde eines bibelgläubigen und thätigen Christenthums in eine engere Verbindung und gegenseitige Gemeinschaft zu bringen. Zu diesem Behuf machte er eine Reise durch Deutschland, Holland und England, und regte überall die Sache an, ohne es jedoch irgendwo zu einem Vereine zu

bringen, der seiner Idee entsprochen hätte, bis er endlich 1780 nach Basel kam. Hier fanden seine reichen Gedanken warme und freudige Aufnahme, vorzüglich bei Professor Herzog und den Pfarrern Burckhardt zu St. Peter und Meyenrock zu St. Alban. Im Hause Herzogs bildete sich den 30. Aug. 1780 ein förmlicher Verein, in welchem Herzog als Präsident und Hans Brenner als Kassier wirkten; sonst aber waren die anregenden und bewegenden Elemente Schwaben. Doch indem sich die Geschäftskenntniß, Ausdauer und Gründlichkeit Basels mit dem idealen Streben und dem feurigen Glaubenseifer Schwabens verband, war der Anstoß zu einer dauernden und erfolgreichen Wirksamkeit gegeben. Der Verein nannte sich „Deutsche Gesellschaft zur Beförderung christlicher Wahrheit und Gottseligkeit," woraus sich kurzweg die Benennung „Deutsche Christenthumsgesellschaft" bildete.

Es war dem Stifter Urlsperger daran gelegen, den Verein von aller Sektirerei und Schwärmerei frei zu erhalten. Daher waren die monatlichen Zusammenkünfte für jedermann offen; allein Mitglieder konnten nur in Glauben und Leben erprobte Christen sein, welche durch Werke der Liebe zur Ausbreitung des Reiches Gottes wirkten. Durch diese Aufgaben wurde der Verein zum Vorläufer jener Bestrebungen, welche in neuerer Zeit den Geschäftskreis der innern und äußern Mission bilden. Demnach wurde die Verbreitung guter religiöser Schriften von rein biblischem Inhalte, voraus die von Bibeln und Traktaten, christliche Erziehung der armen und verwahrlosten Jugend, namentlich der Waisen, Unterstützung protestantischer Gemeinden unter Katholiken, Verbreitung des Christenthums unter den Ungläubigen, und im Allgemeinen Unterhaltung der Gemeinschaft aller wahren Christen durch häufigen Briefwechsel, Mittheilung von Nachrichten aus dem Reiche Gottes und gemeinschaftliche Erbauung — mit Eifer betrieben. Das Organ des Vereins bildeten die „Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit."

Urlsperger wirkte eine Reihe von Jahren mit unermüdlicher Thätigkeit in dem sich immer weiter ausdehnenden Gebiete des Vereins, und freute sich besonders des festen Mittelpunktes, zu dem Basel sich ausbildete; daher er in seinem Berichte über die Entwicklung der

Gesellschaft sagt: „Billig nenne ich Basel zuerst. Es war ja das erste, das jenem Vorhaben bei sich kräftigen Eingang verstattete, und zu allererst mit Rath und That es lebhaft unterstützte. Die Basler sind beinahe die Einzigen, die bisher zu den nicht geringen Kosten beigetragen haben."

Bald war ein eigener Geschäftsführer nöthig, welcher sich in dem Würtembergischen Kandidaten Schmid fand, dem später Steinkopf, nachmaliger deutscher Prediger in London, und Blumhardt, nachmaliger Inspektor der Missionsgesellschaft, folgten. Nun begann eine lebhafte Regsamkeit nach allen Richtungen. Schon der Bericht des Jahres 1784 konnte von fürstlichen Personen und Gelehrten unter ihren Mitgliedern sprechen, welche alle von den Höchsten bis zu den Niedrigsten durch das Band brüderlicher Liebe verbunden seien. Auch an reichen Mitteln fehlte es nicht. Aus Preußen giengen hundert Thaler ein mit dem Motto: „Für den Hirtenknaben in Basel zu den Schleudersteinen gegen Goliath." Von Steinkopf herbeigezogen, wirkte ein halbes Jahrhundert lang Spittler, der Vertreter, Geschäftsführer und unermüdliche Beförderer der Gesellschaft, dessen immer frischer Unternehmungslust die meisten Tochtervereine ihre Entstehung verdankten. Diese entstanden in großer Zahl in den wichtigsten Städten Deutschlands und in der Schweiz, vorzüglich in St. Gallen, Bern und Chur.

Das kräftige Leben der Christenthumsgesellschaft in Basel, für welche in aller Stille und Treue rechtschaffene Männer wirkten, die keinen Fleiß und kein Geld sparten, bewährte sich durch die selbständigen Vereine, welche sich allmählig aus deren Schooße herausbildeten und im Zusammenhange mit der Muttergesellschaft blieben. So entstand i. J. 1806 die Basler Bibelgesellschaft, bei welcher Pfarrer Huber zu St. Elisabethen besonders thätig war. Schon früher hielt Blumhardt Missionsstunden und gab mit Vorliebe Missionsnachrichten. Und schon i. J. 1805 trug sich Spittler mit der Gründung einer Missionsschule, welche Blumhardt damals noch für unausführbar hielt. Mitten in der Kriegsnoth des Jahres 1814, da die Bomben von Hüningen zwar nicht die Stadt Basel, aber die Herzen ihrer Bewohner trafen, wurde der Plan zur Missionsan-

stalt reif, welche i. J. 1816 unter Blumhardts Leitung ins Leben trat. 1820 begann Zeller seine gesegnete Wirksamkeit in Beuggen an der Anstalt zur Rettung verwahrloster Kinder und zur Bildung von Armenlehrern, wo Pestalozzi mit einer Thräne im Auge bekannte, hier erst sehe er die christliche Armenschule verwirklicht. Der Geist der Christenthumsgesellschaft, welcher in Basel diese und eine Reihe ähnlicher Anstalten schuf, wie die Traktatengesellschaft, den Verein der Freunde Israels u. s. w., hat unterdessen seine Schwingen immer weiter ausgebreitet, Basel zum Centralpunkt christlichen Glaubens und Lebens und wohlthätigen Wirkens für Ausbreitung des Reiches Gottes sowohl für die Schweiz als Süddeutschland gemacht und so zur Hauptstadt eines beträchtlichen geistigen Gebietes erhoben.

XXIII.

Vinet.

Als nach den großen, schrecklichen Kriegen im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts jene Stille eintrat, welche zur Rückkehr in sich selbst und zum Nachdenken über die höchsten Angelegenheiten des Menschen aufforderte, zeigte beim allgemeinen Erwachen eines neuen religiösen Lebens sich dasselbe besonders lebendig und wirksam in der französischen Schweiz. Allein da diese Erweckung anfangs durch fremde Einflüsse angeregt war und mehr in die untern Schichten der Bevölkerung eingriff, so stand das große Publikum dieser neuen Erscheinung, welche nicht ohne die Aeußerlichkeiten und Einseitigkeiten des Sektenwesens verlief, schroff und feindselig gegenüber, und die Staatsbehörden hatten die Schwäche, dem Vorurtheil der Menge und ihrem Hohn gegen die eigenthümliche Kundgebung dieses gläubigen Bekenntnisses ihren Arm zu leihen. Gleichgültig und stolz sahen die Gebildeten diesem Kampfe zu, bis ein Mann daran Theil nahm,

welcher durch Geist und Bildung, als Denker und ausgezeichneter Kritiker in den maßgebenden Kreisen Frankreichs vorzügliche Anerkennung gefunden.

Alexander Vinet, i. J. 1797 in Ouchy bei Lausanne geboren, stand nach den Einflüssen seiner Jugend selbst der Erweckung nahe. Zur Reife gelangt, führte ihn die Tiefe und Gründlichkeit seiner christlichen Gesinnung und Erkenntniß über jede Einseitigkeit hinweg, um so mehr, da er durch seine vieljährige Stellung als Professor der französischen Sprache und Literatur in Basel mit deutscher Wissenschaft und Theologie bekannt geworden war. Zur Freiheitsliebe des Schweizers im Allgemeinen gesellte sich bei Vinet der Anstoß, den er als Waadtländer an der von Bern ererbten, in voller Härte vollstreckten Bevormundung der Kirche von Seite der Regierung seines Heimatkantons nahm. Vinet ist daher der Vorkämpfer und Begründer der freien Kirche, welche vorzüglich durch ihn in der französischen Schweiz die Kirche des gebildeten und christlich gesinnten Theils der Bevölkerung geworden. Die deutsche Schweiz, wo das Volk mit seiner Obrigkeit die Reformation durchgeführt und behauptet hat, verlangt, daß die Kirche einen integrierenden Theil des Gesammtlebens bilde, und die Trennung der Kirche von den übrigen Lebensgebieten, welche im Staate ihren Mittelpunkt und ihre bewegende Kraft finden, erscheint ihr als etwas Fremdes und Kleinliches. Das Band, welches alle Glieder der Gesellschaft im gleichen Vaterlande verbindet, ist ein zu theures und heiliges, als daß man auf die Hoffnung und das gemeinsame Bemühen verzichten könnte, in derselben Kirche die Befriedigung seiner höchsten Interessen zu finden. In der französischen Kirche dagegen, wo das kirchliche Leben in ungleich höherm Grade erstorben und verschwunden war, galt es, dem christlichen Bekenntnisse die Achtung in der öffentlichen Meinung und die unbedingte Freiheit des Gottesdienstes von Neuem zu gewinnen. Daher war es Vinets theuerste und standhafteste Arbeit, mit allen Mitteln des Geistes und der Bildung aus allgemein menschlichem Standpunkte auch dem Entfremdeten die Nothwendigkeit und Heilsamkeit des christlichen Glaubens vor Augen zu stellen, die vollkommene Uebereinstimmung der Bedürfnisse der menschlichen Seele mit dem Evangelium darzuthun, und zu be-

weisen, daß der Mensch, vermöge der innern Verwandtschaft zwischen Menschlichem und Göttlichem, sich das Christenthum aneignen könne und müsse. Der Mittelpunkt aber, den er besonders betont, in welchem sich Gott und der Mensch berühren, ist das Gewissen, welches das unmittelbare und wesentliche Gepräge Gottes im Menschen, die Stimme Gottes im Menschenherzen ist.

Um aber in seiner Heimat zur Geltung zu gelangen, mußte sich Vinet vorerst die Anerkennung auf einem größern Schauplatze gewinnen. So ausgezeichnet er die französische Literatur in Basel vertrat und so groß und allgemein die Anerkennung seiner Verdienste war, so wäre es Vinet doch kaum möglich gewesen, auf deutschem Boden ein geistiger Stimmführer zu werden. Denn theils war er der alten Sprachen nicht gehörig mächtig, theils entbehrte er in seinem Forschen und Wissen zu sehr der philosophischen und historischen Grundlage, um seinen Arbeiten jene methodische Ausführung und Vollendung zu geben, welche die deutsche Wissenschaft verlangt. Aber als Nachkomme einer französischen Flüchtlingsfamilie fühlte sich Vinet mit seinem alten Heimatlande innig verwandt und schloß sich mit seinen Gedanken und Bestrebungen an dasselbe an. So treu und entschieden seine christliche Gesinnung und sein evangelisches Bekenntniß war, so drängte es ihn doch, sich auf einen so hohen und freien Standpunkt zu stellen, welcher geeignet war, seiner christlichen Erkenntniß den Zugang zu dem ganzen französischen Volke zu öffnen. Ohne der evangelischen Wahrheit etwas zu vergeben, war ihm daran gelegen, dem Katholicismus die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, welche ihm auch den Einfluß auf dessen Bekenner ermöglichte. Kühn erklärt er daher: „Der Protestantismus ist für mich nur ein Ausgangspunkt; meine Religion liegt darüber hinaus.“ Den Werth der Reformation des sechszehnten Jahrhunderts erkennt er wesentlich in dem sittlichen Charakter derselben: die Reformation selbst ist ihm eine Aufgabe, an welcher fort und fort gearbeitet werden muß, und wozu von den Reformatoren nur die Grundsätze und Bedingungen festgestellt worden sind. Frei von jeder Autorität begründet er seinen religiösen Glauben auf psychologischem Wege. Er argumentiert u. a.: „Das Gewissen ist nicht das Ich: es ist gegen das Ich, es ist also etwas

Anderes als das Ich. Wenn es etwas Anderes als das Ich ist, so kann es nur Gott sein." Darum ist ihm das Gewissen der höchste Richter, dessen Ausspruch allgemeine Gültigkeit hat; daher er auch Freiheit des Gewissens als obersten Grundsatz aufstellt, wofür er sein Leben lang gearbeitet und gekämpft hat.

Den ersten namhaften Erfolg hatte Vinet, als seine „Denkschrift zu Gunsten der Freiheit des Gottesdienstes" (1823) von der französischen Gesellschaft für christliche Moral, auf Guizot's anerkennenden Antrag, gekrönt wurde, welcher von dem unbekannten jungen Verfasser sagte: „Der Verfasser ist offenbar in der moralischen Verfassung, in welcher die ganze Gesellschaft sein soll; das Gesetz, welches er für die äußere Welt anruft, herrscht in seiner Seele; der Grundsatz der Gewissensfreiheit wohnt daselbst neben Grundsätzen, mit welchen die Uebereinstimmung bisher so schwer war: er ist entschiedener Christ, sein Glaube ist tief, streng, glühend, und er trägt eine nicht weniger tiefe und glühende Achtung für den Glauben Anderer." Daß Vinet zuerst als Publicist auf neutralem Gebiete auftrat, daß er ferner als Kenner der französischen Sprache und Literatur ersten Ranges von den Stimmführern seiner Zeit anerkannt wurde, das verschaffte dann auch seinen Schriften über religiöse Gegenstände und seinem Zeugnisse von Christo in weiten Kreisen Gehör und Aufmerksamkeit. Wie Schleiermacher die Religion den Gebildeten unter ihren Verächtern wieder werth gemacht, so verschaffte Vinet bei den gebildeten Klassen des großen französischen Publikums den verachteten christlichen Wahrheiten neuen Eingang. Man konnte nicht anders, alle wahrhaft Gebildeten mußten dem tiefen Menschenkenner, dem gedankenreichen Ergründer des menschlichen Herzens folgen, dessen Demuth und Herzensreinheit seinem Ausdrucke einen Adel und eine Hoheit verlieh, daß er unwiderstehlich in den Kreis seiner Ideen hineinzog.

Ein mit Vinet Vertrauter berichtet, daß eine nähere Kunde über den innern Vorgang fehlt, welcher denselben auf den Boden des positiven Christenthums führte. Aber als Folge dieser Krisis wird angegeben: „Sein ganzes Leben, im Leiden und Thun, war von nun an im buchstäblichen Sinne ein Dankopfer, demjenigen dargebracht,

der ihn die seligmachende Kraft des Evangeliums hatte erfahren lassen. Seine Dankbarkeit zeigte sich besonders in dem begeisterten Streben, diejenigen, welche diese Erfahrung noch nicht gemacht hatten, dahin zu bringen, sie zu machen, sowie dem Evangelium Raum zu verschaffen, damit es in unmittelbare Berührung mit den Seelen kommen und seine Gotteskraft an ihnen erweisen könne." Daher beruhte die höchste Kraft und der verklärende Zauber von Vinet's Wesen in seinem lebendigen Glauben an Jesum Christum, welcher der Mittelpunkt seines Gemüthslebens und seiner Gedankenwelt, seiner Erfahrungen und seiner begeisterten Wirksamkeit war. „Christ sein, heißt Jesu Christo angehören, mit ihm leben, Gemeinschaft mit ihm haben." — „Nur in Jesu Christo findet ihr den Gott, welcher in der Natur und über der Natur ist, den Gott des Weltalls und den Gott euerer Seele, den allheiligen Gott, der nicht verzeiht, und den allgütigen Gott, der Alles vergiebt, den Gott, der das erste und das neue Leben giebt, den Gott, den wir bedürfen, den völligen und einigen Gott." — Solch ein lebendiges Christenthum, welches für die französische Zunge eine große Neuigkeit war, konnte sich nur dadurch Eingang verschaffen, daß dessen Verkündiger ein feiner und gründlicher Aesthetiker und ein ruhiger, lichtvoller Denker war, welcher die Wahrheit seines Glaubens in der höchsten Entwicklung fand, die das sittliche Leben allein durch die Gemeinschaft mit einem lebendigen Christus erlangen kann. „Man glaubt an den Erlöser nicht, wie man an eine Zeitungsnachricht glaubt: der Glaube umfaßt Jesum Christum; aber Jesum Christum umfassen, das ist sich selbst verläugnen, das ist aus Gnade gerettet werden wollen, d. h. Wiedergeburt des ganzen christlichen Lebens."

Das Hauptgewicht für die Wirksamkeit der Lehre Vinets lag in seinem reinen und demüthigen Charakter. Als daher Vinet i. J. 1837 als Professor der praktischen Theologie nach Lausanne berufen wurde, übte seine Person eine ungewöhnliche Anziehungskraft aus. Die strebsame Jugend schloß sich ihm begeistert an, ergriffen von Rührung und Bewunderung beim Anblick dieser sittlichen Macht, welche sich so schlicht und so lauter in den segensreichen Worten offenbarte: „Ihn sehen, sagt ein ausgezeichneter Biograph, war ein Licht und

eine Erhebung. Ihn gekannt zu haben, ist ein Segen, wofür man Gott dankt."

Kaum hat ein anderer Ausländer in Frankreich so viel Sympathie und dankbare Anerkennung gefunden wie Vinet, welcher in seiner Person den ungemeinen Gewinn verkörpert darstellte, den Frankreich für seine Kultur und seine geistige Erweiterung aus der Verbindung mit der stamm- und sprachverwandten romanischen Schweiz zieht. Es wurden verschiedene und wiederholte Versuche gemacht, den werthvollen Mann für Frankreich zu gewinnen. Aber er zog jeder lockenden Stellung die Wirksamkeit im Lande seiner Geburt vor. Als aber die Spaltung der waadtländischen Kirche i. J. 1845 auch Vinet theils freiwillig, theils unfreiwillig aus seiner amtlichen Stellung entfernte und er tief bekümmert war über die Ausscheidung seiner Freunde aus der Landeskirche, wozu doch er hauptsächlich durch die seit Jahren behaupteten Grundsätze über die Freiheit der Kirche den Anstoß gegeben: hielt die Liebe und die treue Anhänglichkeit der Jugend das Band aufrecht, das eine rohe Gewalt zerrissen hatte, indem der geliebte Lehrer dem Wunsche der Studenten entsprach und seine Vorträge sowohl über Literatur als Theologie fortsetzte. Er wurde nun auch der weiblichen Jugend zum Segen, indem er als Leiter und Lehrer an einer höhern Lehranstalt für Töchter thätigen Antheil nahm.

Vinet war sowohl durch seine schüchterne Bescheidenheit als durch seine Kränklichkeit gehindert, mit allen Klassen der Bevölkerung in volksthümlichen Verkehr zu kommen. Schon seine Stellung in Basel, welche ihn nur mit den gebildeten Ständen in Berührung bringen konnte, war für die Umgänglichkeit des Volksmanns nicht förderlich; dagegen machen ihn seine Grundsätze, welche ihm die treue Liebe zum Vaterland eingab, zu einem Vorkämpfer der kirchlichen und politischen Freiheit und zu einem bleibenden Wohlthäter der Schweiz. Auf der Kanzel, welche er in der freien Kirche seit deren Entstehung öfters betrat, hat er sich auch dem Volke durch seine edle und geweihte Persönlichkeit theuer und unvergeßlich gemacht. Das Geheimniß des Zaubers, womit er die Herzen an sich zog, war seine volle Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit: man fühlte, daß er sich selbst und sein innerstes Leben in der vollen Einfalt eines treuen Herzens gab. Die

Schönheit des Ausdrucks und der Reichthum der Gedanken wurde von der völligen Schlichtheit und Natürlichkeit des ganzen Wesens beherrscht und noch überboten. Er wußte den Ausdruck des gewöhnlichen Lebens dem Höchsten und Heiligsten anzupassen und eine wohlthuende Würde zu leihen.

Vinet hatte während seines ganzen Mannesalters mit einem gebrechlichen Körper zu kämpfen. Aber während seines dreißigjährigen Lehramtes hatte er, ungeachtet immer steigender Leiden, seinen Unterricht kein einziges Mal eingestellt. „Meine Lektion war ein Todeskampf!" sagte er oft, wenn er von Krankheit gebrochen aus der Akademie zurückkehrte; aber keiner seiner Zuhörer hatte es bemerkt. Es gelang ihm, ihnen die Qualen seines Körpers zu verbergen, damit sie sich desto freier an der Anmuth seines Geistes erfreuen könnten. Das Leben Vinets hatte den regelmäßigsten Verlauf. Er stand sehr früh auf und begann den Tag mit der h. Schrift, oder auch mit Pascal, mit dem er so viel Verwandtschaft hatte. Außer der Andacht, womit Vinet den Tag begann, pflegte er eine zweite im Schooße seiner Familie nach dem Frühstück zu halten. Hier offenbarte er im freien Gebete das Geheimniß seiner innern Kämpfe und die steigende Erhebung seiner Seele im Glauben. Der gewissenhafteste Fleiß in seinen wissenschaftlichen Arbeiten hinderte ihn nie, dem Geringsten zu Diensten zu sein. Er erlaubte sich nie, einen Arbeiter warten zu lassen, indem er wiederholte, daß jede ihm entzogene Minute ein ihm geraubtes Stück Brot sei. Wenige Menschen sprachen mit so viel Anmuth; aber Niemand wußte besser zu hören.

Vinet brachte jährlich einige Tage im befreundeten Schlosse Chatelard, in der Nähe von Montreux und Clarans, zu, wo ihm ein großer gothischer Saal eingeräumt war, in welchem er auf- und abgehend und singend zu arbeiten pflegte. Bei seinem letzten Besuche hörte man ihn mit seiner weichen, klangvollen Stimme immer den Vers wiederholen:

Comme une fleur fanée au souffle du désert.

Er starb daselbst den 4. Mai 1848.

Jüngst ließ sich die Revue chretienne von Pressensé also über Vinet vernehmen: „Sein unsterbliches Verdienst ist, in unsern Ge-

bieten französischer Zunge die Religion aus dem Felde der Abstraction in dasjenige des Lebens verpflanzt und in den Zeugnissen unseres eigenen Herzens die kräftigste Schutzrede für die Offenbarung gefunden zu haben. Durch ihn ergriff der Protestantismus in Frankreich zum ersten Male das Wort in der Literatur und erließ Machtsprüche."

An Geist, Gesinnung und Glauben in naher Verwandtschaft mit Vinet steht der der Abstammung nach ebenfalls dem Waadtlande angehörige Adolf Monod, der größte Kanzelredner des Jahrhunderts, sowohl durch die Erhabenheit seines rednerischen Genies als durch die Heiligkeit seines Lebens. So kommt es Frankreich zu Gute, daß einem kleinen Theile des französisch redenden Volkes in Vereinigung mit der Schweiz durch die Reformation eine freiere Entwicklung vergönnt war, wodurch namentlich dem religiösen Leben Frankreichs stets neue, vom Geiste der Freiheit wie des Christenthums beseelte, anregende Kräfte zu Theil werden.

XXIV.

Schluß.

Man könnte nun erwarten, daß von dem neuerwachten religiösen Leben Nachricht gegeben würde, welches seit etwa dreißig Jahren sich in allen Theilen der evangelischen Schweiz kund gethan. Allein so ansprechend und bedeutsam diese Aufgabe wäre, so könnte in Lösung derselben nicht wie bisher einfach erzählend zu Werke gegangen, sondern es müßte der Vergleichung, Betrachtung und Beurtheilung ein ungleich größerer Antheil als in den bisherigen Mittheilungen eingeräumt werden. Namentlich aber würde es sich mehr um die Aufstellung allgemeiner Thatsachen, als um die Beleuchtung einzelner

Persönlichkeiten handeln. Denn obgleich es nicht schwer hielte, eine Reihe von Personen namhaft zu machen, welche ihre christliche Gesinnung durch That und Leben bewährt haben, so ist es doch ein charakteristisches Zeichen unserer Zeit, daß das Individuum mehr zurücktritt, und daß dagegen die Association, die vereinte Thätigkeit Vieler und zugleich die Unterordnung der Einzelnen unter eine bestimmte, grundsätzliche Organisation sich vorherrschend geltend macht. Der tiefe Grundzug aber, welcher alle religiösen Vereine, Bestrebungen und praktischen Schöpfungen der Schweiz zusammenhielt und beseelte, war das treue Beharren an der Kirche Christi, der innige Anschluß an das christliche Bekenntniß.

In der Stille, ohne alle Aufregung und Partheibestrebung fand auf allen Mittelpunkten des geistigen Lebens der Schweiz die Rückkehr zu einem gläubigen und lebendigen Christenthum statt; nicht etwa durch die vorangehende und erweckende Kraft einzelner Prediger herbeigeführt, sondern hervorgehend aus dem tiefen Bedürfnisse und dem Drange des Menschenherzens nach Seelenbefriedigung und Erlösung. Es waren auch vorzüglich Laien, die in freudigem Bekenntniß und in bereitwilligen Opfern vorangiengen; und man kann sagen, daß sich die Kraft und Wärme der evangelischen Predigt erst an diesem lebendigen Kerne in der wiedererwachten Gemeinde entzündete und befestigte.

Der fruchtbare Boden, in welchem das christliche Leben in stets weitern Kreisen Wurzel faßt, ist die Familie, welche einen lebendigen Christus bedarf, um der Liebe der häuslichen Gemeinschaft einen festen, ewigen Grund, und um dem sittlichen Leben und der Erziehung die rechte Kraft und Weihe zu geben. Das öffentliche und gesellige Leben in der Republik ist auch für den Begüterten so schlicht und einfach, bietet so wenig äußere Unterhaltung und Zerstreuung, daß der Bürger sich immer wieder auf sich selbst und sein Haus angewiesen sieht. Der solide Hausvater wird im Kreise der Seinigen und durch diese, namentlich durch das Gemüth und die Treue der Gattin und Mutter, aufgefordert und innerlich gedrungen, einen Grund zu suchen, der ewig hält. Daher sehen wir denn in der neuesten Zeit in der Schweiz die erfreuliche Erscheinung, daß eine nicht unbeträcht-

liche Zahl gebildeter und angesehener Familien aller Klassen und Berufsarten in allen größern Städten der Schweiz in einem ernsten, festen und schriftgläubigen Christenthum einig und glücklich sind. Diese innere sittliche und religiöse Kraft gewinnt in einigen Städten der Schweiz nicht nur einen heilsamen und auferbauenden Einfluß für das Vaterland, sondern weit über dessen Gränzen hinaus.

Genf ist nicht nur der vorleuchtende religiöse Mittelpunkt für die romanische Schweiz, sondern auch eine vertraute Heimatstätte für die französischen Protestanten, mit dessen Sprache und Sitten sie durch die Glaubensgemeinschaft in innigem Verständnisse stehen. Hunderte von Franzosen tragen aus Genf den wohlthätigen Einfluß einer mit einfacher Solidität und gläubigem Ernste verbundenen Freiheit, welche sie sonst nirgends anderswo auf dem Gebiete französischer Zunge finden könnten, mit sich nach Hause zurück. Jene Liebe und Hingebung, welche das Erbtheil des lebendigen evangelischen Bekenntnisses ist, giebt Genf ferner die höhere Befähigung und Weihe als Stadt der Bildung und Erziehung, der geistig anregenden Mittheilung und anmuthiger Umgänglichkeit.

Basel, das durch seine ruhige Entschlossenheit, seinen Unternehmungsgeist und seinen weiten praktischen Blick im Handel und Gewerbswesen sich einen so großen Wirkungskreis geschaffen, weit über Volkszahl und Umfang hinausgehend, hat in treuer Liebe zum Herrn dem Blick in die Ferne dadurch die Weihe gegeben, daß neben den übrigen christlichen Bestrebungen der mannigfaltigsten Art vorzüglich die Missionsthätigkeit des hiesigen Vereins durch Liebe, Sorgfalt und zweckmäßige Verwaltung ganz besonders ausgezeichnet und gesegnet ist.

In engern Gränzen, mit geringern Mitteln und minderer Betheiligung wirkt dagegen Zürich durch ein wohlgeordnetes, eng unter sich verbundenes und vortrefflich geleitetes System von Wohlthätigkeitsanstalten, welche die christliche Liebe in aller Stille ins Leben rief, unmittelbar auf die nächste Umgebung und im heimischen Kreise. Leihbibliotheken und Lehrsäle, Schriftenverbreitung und Erbauungsstunden, Gesellenherberge und Pensionat, Schutzaufsichtsverein, Armenverein und Krankenasyl greifen bildend, befestigend, helfend in die weitesten Kreise der Gesellschaft ein und nöthigen daher auch denjenigen

Achtung und Theilnahme ab, welche mit dem Geiste und den Grundsätzen der Stifter nicht einverstanden sind.

Während so in Basel und Genf, in Zürich und Bern, in Schaffhausen und St. Gallen u. a. Orten ein neues religiöses Leben Wurzel gefaßt und daraus sich der Beweis ergiebt, daß eine zahlreiche, durch Bildung, Wohlstand und gesellschaftliche Stellung bevorzugte Klasse an verschiedenen Orten zugleich, aus freien Stücken und innerm Herzensbedürfniß in die Schrift und den Glauben an Christum sich vertieft: hielt auch das eigentliche Volk mit treuem Herzen am Glauben der Väter, wendete sich mit Vertrauen biblisch gläubigen Predigern zu, und auch in den weiten Kreisen, welche sich zu der Freisinnigkeit bekennen, wird doch eine Ablösung und Befeindung der Kirche mit Mißfallen behandelt. — Dabei darf es weder auffallen, noch beunruhigen, wenn in unserer Zeit, der Zeit der unbedingten Individualität, und in unserm Lande, dem Lande der ausgebildetesten Freiheit, sich eine sehr starke Neigung zeigt, auch von den alten Banden des Glaubens und der Kirche sich frei zu machen. Selbst vor der Thatsache, daß eine immer größere Menge dem christlichen Glauben gleichgültig oder entfremdet gegenübersteht, darf man sich nicht fürchten: denn wo jede Meinung und Richtung frei ist, wo Wahrheit und Irrthum nur in ihrem eigenen Werth oder Unwerth bestehen, da kommen wenigstens jene stillen, verbitterten Gegensätze nicht auf, welche den aus andern Ursachen hervorgehenden Unmuth auf dem religiösen Gebiete um so giftiger entladen. Wenn daher der Kampf der Partheien in der Schweiz in aller Offenheit hervortritt und wenn das Auftauchen von Fragen, welche mit den allgemeinen Entwicklungszuständen zusammenhängen und immer wiederkommen müssen, von doktrinärer Befangenheit als anderswo überwundene Standpunkte uns bisweilen zum Vorwurfe haben gemacht werden wollen: so können wir uns damit beruhigen, daß die offene Besprechung weniger zerstörend wirkt als anderswo, wo von Oben herab zu Gunsten der Rechtgläubigkeit ein Druck geübt wird, welcher äußerlich scheinbar Uebereinstimmung schafft, aber innerlich desto tiefer erbittert und zur grollenden Feindschaft gegen die Kirche führt. Es sind drohende Anzeichen vorhanden, daß in denjenigen Gebieten, wo der Staat die

christliche Rechtgläubigkeit durch seine Macht und Gunst befördert und garantiert, sich viele mißtrauisch von dieser für unlautere Zwecke benutzten Staatskirche abwenden und gegen das Christenthum als eine Zwangsanstalt im Namen der Freiheit sich empören. Gewiß wird eine Zeit kommen, wo die aus sich selbst erwachsenen kirchlichen Zustände der Schweiz tröstlich und ermunternd zum Wiederaufbau der Kirche Christi aus den Trümmern der Zeit vorleuchten werden!

In demselben Verlag ist erschienen:

Die

Schweizerische Literatur

des

achtzehnten Jahrhunderts.

Von

J. C. Mörikofer.

XIV u. 536 S. in gr. 8. Preis: 2 Thlr. 20 Ngr.

Inhalt des Werkes.

Einleitung.

Eigenthümlichkeit der Schweiz: Einfluß auf Sinnesart und Thätigkeit. Richtung des geistigen Lebens und der Literatur in früherer Zeit und im Zeitalter der Reformation.

Gegensatz der Schweiz gegen Frankreich im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Neuer Aufschwung schweizerischen Nationalgefühls. Zürich, Bern, Basel, Schaffhausen, St. Gallen.

Gelehrte Vereine der Schweiz. Die Richtung der deutschen Literatur in der Schweiz. Die Schwierigkeiten derselben. Die schweizerische Volksliteratur. Die schweizerischen Schriftsteller im Leben. Ihr Einfluß auf Deutschland.

I. Haller.

1. **Hallers Studienzeit.**
   Hallers frühe Entwicklung. Seine ersten Gedichte. Der Einfluß Muralts und Drollingers auf ihn. Seine poetische Individualität.
2. **Hallers „Alpen."**
3. **Hallers philosophische Gedichte und Satyren.**

4. **Hallers Liebe und Leid.**
   Liebe und Leid. Höhepunkt von Hallers Poesie. Sein Vers.
5. **Aufnahme von Hallers Gedichten.**
   Erscheinung von Hallers Gedichten. Bodmers Beifall; Gottscheds Verurtheilung. Hallers Aengstlichkeit über seine Sprache. Werth und Anerkennung derselben. Hallers Ansichten über die Wirksamkeit des Dichters.
6. **Aufenthalt in Göttingen.**
   Bemühungen für Hallers Rückkehr ins Vaterland. Leistungen Hallers in den Göttingischen gelehrten Anzeigen und in der Gesellschaft der Wissenschaften. La Mettrie.
7. **Haller im Berner Staatsdienste.**
   Hallers Liebe zum Vaterland. Als Geschäftsmann. Landwirth und Regent in Roche. Sein Talent populärer Darstellung. Voltaire.
8. **Hallers aufopfernde Thätigkeit.**
   Obgleich in Bern zurückgesetzt und vom Auslande zu hohen Würden berufen, fesselt ihn doch das Vaterland.
9. **Hallers Schriften allgemeinen Inhalts.**
   Hallers Romane. Seine Prosa.
10. **Hallers religiöse Schriften.**
    Briefe über die Offenbarung. Hallers Tagebuch.
11. **Hallers Charakter.**
    Hallers Bedeutung. Seine Briefe. Lessing über ihn.

II. Drollinger und Spreng.

1. **Drollinger.**
   Drollinger der erste schweizerische Dichter des 18. Jahrhunderts. Vergleichung mit Haller. Ernst und witzig zugleich.
2. **Spreng.**
   Drollingers Schüler. Uebersetzer und Bearbeiter der Psalmen. Bemühen um deutsche Sprache und ältere Literatur.

III. Bodmer.

1. **Bodmers Jugend und Bildung.**
   Bodmers Jugend in ländlicher Stille. Liebe zur Bibel, zur Poesie. Opitz. Wendet sich von der Theologie ab. Handelslehrling in Italien: seine Bildung und Richtung. Studium der Geschichte. Früheste Dichtungen. Erste Spur seines Strebens für Reinigung des Geschmacks und über seine Ansichten vom Reime. Bodmers Wesen.

2. **Die Diskurse der Maler.**
   Entstehung dieser Zeitschrift. Die verschiedenen Arbeiten derselben. Ueber die Poesie. Hindernisse und Ende. Verbindung mit Wolf, König, Brockes.
3. **Bodmers Freunde.**
   Breitinger. Zimmermann. Zellweger.
4. **Miltons Einfluß auf Bodmer.**
5. **Anfang der Streitschriften der Zürcher.**
   Breitingers gestäubter Leipziger Diogenes. Gottscheds Lob der Zürcher. Bodmers Anklagung des verderbten Geschmackes. Bodmer und Breitinger gemeinsam: Einfluß und Gebrauch der Einbildungskraft. Bodmers Briefwechsel von der Natur des poetischen Geschmackes. Dessen Bemühungen für Geschichtsforschung.
6. **Bodmers Gedichte.**
   Charakter der deutschen Gedichte.
7. **Bodmer und Gottsched.**
   Bodmers ungünstige, Gottscheds günstige Stellung. Gottscheds Dichtkunst; dessen schiefe und niedrige Ansichten von der Poesie. Gottsched über Milton. Bodmer Mitglied der deutschen Gesellschaft in Leipzig.
8. **Gründliche Arbeiten der Zürcher.**
   Stille Vorbereitung der Zürcher für ihre kritischen Schriften. Liskow, die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten. Bodmers Abhandlung von dem Wunderbaren. Breitingers critische Dichtkunst. Dessen Abhandlung von den Gleichnissen.
9. **Gottsched und seine Schüler.**
   Gottscheds Ränke. Triller, Schwabe. Bodmer: Complott der herrschenden Poeten und Kunstrichter. Die allmählige Wendung. Bodmers Kühnheit. Liskow. Rost. Pyra und Lange.
10. **Bodmers Sieg.**
    Bodmers erste Hinweisung auf die Poesie des Mittelalters, Breitingers Vertheidigung der Hallerschen Muse. Beider Freunde: Kritische Betrachtungen über die deutsche Schaubühne. Die Schlegel, Hagedorn, Gleim auf Bodmers Seite. Freimüthige Nachrichten. Die Verfasser der Bremer Beiträge, darunter Gellert und Rabener, für Bodmer. Dessen Sieg. — Herausgabe von Canitz, Wernike, Opitz. Neue Auflage der Diskurse.
11. **Bodmer der Geschichte zugewendet.**
    Bodmers Vorbereitung zur epischen Poesie. Auftrag zur Bearbeitung der Schweizergeschichte und Entziehung des Auftrags. Deutsche Gesellschaft in Zürich. Hirzel und Schultheß, Bodmers Sendlinge nach Deutschland.
12. **Bodmers Theilnahme und Bemühungen für Klopstock.**
    Nach schwankendem Urtheil schenkt Bodmer zuerst Klopstocken Aner-

kennung. Uebereinstimmung Beider. Klopstock an Bodmer. Dessen Bewunderung und Bemühungen für den jungen Dichter. Waser über Klopstock.

13. **Bodmers Noachide.**
Ursachen zur Wahl dieses Gegenstandes. Inhalt des Gedichtes. Hoffnungen des Dichters. Herder über die Noachide. Verhältniß zur Messiade. Bodmers Geheimthuerei.

14. **Bodmer ladet Klopstock nach Zürich.**
Klopstocks Freude über die Einladung. Bodmers Entzücken über den Erwarteten. Die Enttäuschungen. Die fröhlichen Jünglinge.

15. **Klopstocks Fahrt auf dem Zürichsee.**
Hirzels und Klopstocks Briefe über die Seefahrt.

16. **Die Entfernung und die Versöhnung.**
Klopstocks Leben in Zürich. Bodmers Brief darüber an Zellweger. Klopstocks Bruch; Bodmers bleibendes Wohlwollen. Sack verlangt die Versöhnung. Klopstocks Erinnerung an die Schweiz.

17. **Bodmers weitere Patriarchaden.**
Bodmers Briefwechsel mit seinen Freunden. Reihe der Patriarchaden. Angriffe der Gottschedianer dagegen. Bodmers Kalliope. Gegen die Anakreontiker.

18. **Bekanntschaft Bodmers mit Wieland.**
Wieland wendet sich an Bodmer. Dessen Vorsicht. Gegenseitiges Verhältniß. Wielands Benehmen in Zürich. Dessen Arbeiten.

19. **Wielands Verbindungen in Zürich.**
Wielands Freundinnen. Seine platonische Liebe. Bodmers Spott darüber. Wielands pädagogische Bestrebungen. Seine Freunde.

20. **Ferneres Verhältniß zwischen Bodmer und Wieland.**
Wieland wird ein Anderer. Kommt nach Bern. Bleibende Verehrung für Bodmer.

21. **Bodmer der Vater der Jünglinge.**
Bodmers Liebe zur Jugend. Kleist in Zürich. Bodmer im Kreise der jungen Zürcher. Politische Unterhaltungen.

22. **Bodmer für die Poesie des Mittelalters.**
Bodmers Urtheil über die Hohenstaufische Zeit. Sein Glück in Auffindung alter Handschriften. Proben aus der Manessischen Sammlung. Gottscheds Wetteifer mit Bodmer für die alten Dichter. Bodmers Bearbeitungen. Herausgabe von Boners Fabeln durch Breitinger. Sammlung der Minnesinger. Herder über Bodmers Verdienst. Dessen Anregungen.

23. **Bodmers Schauspiele.**
Beginn des Greisenalters. Sein Gegensatz gegen die neuere deutsche Literatur, besonders gegen Lessing. Bodmers dramatische Versuche;

seine Absicht mit denselben; ihr Mißlingen. Ursprung seiner politischen Schauspiele.

24. **Bodmers Arbeiten für die Jugendbildung.**
Bodmers Ansichten über Luthers Verdienste um die deutsche Sprache. Historische Schriften für die Jugend. Uebersetzungen der Bodmer'schen Schule. Steinbrüchel, Tobler, Waser, Schultheß. Bodmers Bemühungen für alt-englische Poesie.

25. **Bodmer als Bürger.**
Seine Freisinnigkeit. Für Rousseau. Gedanken für eine Bildungs-Anstalt schweizerischer Staatsmänner. Anregung zum Grebel'schen Handel; für politische Vorlesungen. Für Preßfreiheit. Theilnahme für Pfarrer Waser.

26. **Bodmers religiöse Ansichten.**
Bodmers wachsender Liberalismus. Feindseligkeit gegen Lavater.

27. **Bodmers Freunde im Alter.**
Breitinger, Heidegger, Sulzer. Bodmers jüngere Freunde in der Schweiz; in Deutschland. Seine letzte Zeit und sein Vermächtniß.

28. **Bodmers Wirksamkeit.**

IV. Sulzer.

1. **Sulzer in Magdeburg und Berlin.**
Sulzers Persönlichkeit und erzieherische Bestrebungen. Versetzung nach Magdeburg. Anwendung der Wolfischen Philosophie auf die Pädagogik. Sein Leben in Berlin. Religiöse Richtung. Mitglied der Berliner Akademie.

2. **Sulzer für die Kunst.**
Sulzers Verehrung für Bodmer. Verdienste um seine Landsleute. Allgemeine Theorie der schönen Künste: deren Zweck. Zustand der Kunst zu seiner Zeit. Freunde und Gegner. Sulzers Einfluß auf die Künstler. Blankenburg und Manso, Sulzers Fortsetzer.

3. **Sulzers einflußreiche Stellung.**
Friedrichs des Großen Wohlwollen für Sulzer. Des Königs Liebe zu Schweizern. Sulzers pädagogische Wirksamkeit. Sein Reisetagebuch. Herders Urtheil über Sulzer.

V. Hirzel.

1. **Hirzels gemeinnützige Bestrebungen.**
Zürichs geistiges Leben und Gemeinnützigkeit. Hirzel der Menschenfreund. Die sentimentale Rhetorik der Schweizer. Hirzels Wirken in der naturforschenden Gesellschaft. Einfluß auf die Landwirthschaft. Kleinjogg, erstes Volksbuch dieser Art. Ueber Volkserziehung.

2. **Hirzels Biographien.**
   Biographie von Zellweger. Hirzels Mitwirkung für die helvetische Gesellschaft; deren Geist. Biographien Blaarers und Sulzers. Denkreden auf Heidegger und Joh. Geßner. Ueber wahre Religiosität. Sein Bruder Salomon.

VI. Ludwig Meyer von Knonau.

Rudolf Wertmüller. L. Meyer Bodmers Schüler. Art seiner Fabeln. Naturstudien. Meyers Gedichte von Herder benutzt.

VII. Salomon Geßner.

1. **Dichter und Künstler zugleich.**
   Sein komisches Talent. Geht aus der Buchhandlung zur Malerei über. Freundschaft mit Ramler, Hagedorn, Kleist. Eigenthümlichkeit seiner Poesie.
2. **Geßners Idyllen.**
   Geßners Daphnis. Sein poetischer Standpunkt; seine Natur- und Lebensanschauung. Geßners frühere Idyllen. Schillers und Herders Urtheil darüber.
3. **Der Tod Abels.**
   Der glücklichste Schüler Bodmers. Der erste Schiffer. Mißlungene Schauspiele. Weitere Idyllen, darunter eine Schweizeridylle. Geßners kurze Dichterzeit; Künstler sein ganzes Leben. Seine Gedanken über Landschaftmalerei.

VIII. Zimmermann.

1. **Zimmermann, ein Repräsentant der Sturm- und Drangzeit.**
   Zimmermann Schüler Hallers. Dessen Biographie. Gebildet nach französischen Schriftstellern. Vom Nationalstolz. Erfahrungen in der Arzneikunst.
2. **Zimmermanns Geltung.**
   Ruf nach Hannover. Die Einsamkeit und deren Inhalt. Ueber Friedrich den Großen.

IX. Iselin.

1. **Iselins vielseitige Bildung.**
   Iselin mit französischer und deutscher Literatur gründlich bekannt. Patriotische Träume eines Menschenfreundes. Ueber die Handelschaft. Rathsschreiber. Philosophische und politische Versuche. Vermischte Schriften.

2. **Iselin der Menschenfreund.**
   Seine Geschichte der Menschheit. Bedeutung seiner Gelegenheitsschriften. Ephemeriden. Wirksamkeit des Menschenfreundes.

X. Lavater.

1. **Lavaters Entwicklung und Bildung.**
   Lavaters hervorstechende Eigenschaften. Hat das Wesen seiner Mutter. Frühe Frömmigkeit und Gebetskraft. Zum Geistlichen bestimmt. Bodmers Einfluß auf ihn.
2. **Lavaters frühe Thatkraft.**
   Lavaters Anklage gegen Grebel. Besuch in Berlin. Aufenthalt bei Spalding. Angriff auf Bahrdt. Gehoben durch Klopstock. Der Erinnerer. Lavaters erste Poesien. Psalmenübersetzung. Die Schweizerlieder.
3. **Lavaters neue Bahnen.**
   Aussichten in die Ewigkeit; Eindruck auf Herder. Mendelssohn und Lichtenberg. Geheimes Tagebuch. Physiognomik. Lavaters Menschenkenntniß und Gotteserkenntniß.
4. **Lavater, der Christ.**
   Lavaters vermischte Schriften. Sein Christusglaube und seine dogmatische Unbefangenheit. Nicolai und Semler. Ueber philosophisches Christenthum.
5. **Angriffe auf Lavater.**
   Widerstand in Zürich. Hottinger, Bodmer. Poetische Erklärung gegen die Schwärmerei. Stillstand in Lavaters Ideenkreis. Pontius Pilatus.
6. **Wachsender Kampf.**
   Macht von Lavaters Wirksamkeit. Herzenserleichterung. Die 44 Thesen über Religion und Christenthum. Die Gegner Reinhold, Nicolai. Rechenschaft an seine Freunde.
7. **Lavater, der Dichter.**
   Christliche Lieder. Abraham und Isaak. Jesus Messias. Joseph von Arimathea. Das menschliche Herz. Poesien. Gereimte Gedichte.
8. **Lavaters Briefe.**
   Deren Vorzüge und Eigenthümlichkeit. Lavaters Erziehungsschriften.
9. **Lavater für das Volk.**
   Persönliches Wirken auf das Volk. Privatbriefe von Paulus und Saulus. Worte Jesu. Gedanken über Religion und Christenthum. Lavater als Beter. Handbibel für Leidende.
10. **Lavater als Prediger.**
    Jonas. Kleinere Schriften. Predigten über Philemon.

11. **Lavater als Bürger.**
Predigten während der Revolution. Christliche Belehrungen. Wort eines freien Schweizers an die große Nation. Freimüthige Briefe über das Deportationswesen.

12. **Lavaters Freunde.**
Die beiden Heß. H. Füßli. Zimmermann. Stolz. Häfeli. Pfenninger. J. J. Heß. Herder. Klopstock. Goethe.

13. **Lavaters Charakter.**

XI. Pestalozzi.

1. **Pestalozzi's erste Richtung.**
Lavater und Pestalozzi. Einflüsse auf Pestalozzi's Jugendleben. Frühe und unglückliche politische Betheiligung. Pestalozzi als Landwirth auf dem Neuenhof. Baldige ökonomische Zerrüttung. Die Armenschule. Mittheilungen darüber. Ihr Ende.

2. **Pestalozzi's Noth und Ruhm.**
Pestalozzi's Verlassenheit. Abendstunden eines Einsiedlers. Lienhard und Gertrud. Christoph und Else. Ein Schweizer-Blatt. Ueber Gesetzgebung und Kindermord.

3. **Pestalozzi während der Revolution.**
Pestalozzi im Anfang der Revolution. Figuren zum ABC-Buch. Nachforschungen. Pestalozzi findet Beachtung im Auslande. Französischer Bürger. Bekanntschaft mit Nicolovius. Pestalozzi's Theilnahme an der Revolution. Politische Broschuren. Mißkredit. Ich will Schulmeister werden.

4. **Pestalozzi als Erzieher.**
Aufenthalt in Stanz. In Burgdorf. Wie Gertrud ihre Kinder lehrt. Buch der Mütter.

5. **Pestalozzi in Iferten.**
Pestalozzi's Reden an sein Haus. Seine Gehülfen. Schriften über das Institut. Die Armenschule.

6. **Pestalozzi's letzte Jahre.**
Pestalozzi's Rückkehr auf den Neuenhof. Lebensschicksale. Schwanengesang.

7. **Pestalozzi's Persönlichkeit.**

XII. Johannes Müller.

1. **Müllers frühe Entwicklung.**
Müllers Beruf als Historiker. Vorarbeiten zur Schweizergeschichte. Freundschaft mit Bonstetten.

2. **Müller in Genf.**
Bei Tronchin, Kinloch. Reisen durch die Schweiz. Erster Band der Schweizergeschichte.

3. **Müller im Ausland.**
   Reisen der Päbste. Rückkehr nach der Schweiz.
4. **Müller in Mainz.**
   Der Fürstenbund. Sendung nach der Schweiz. Seine politische Stellung.
5. **Müller in Wien.**
   Politische Schriften. Müllers Verhalt während der Revolutionsjahre in Beziehung auf Deutschland und die Schweiz. Müllers Freunde in Wien.
6. **Müller in Berlin.**
   Verhältniß zu Herder. Müllers Bemühen zur Vereinigung von Oestreich und Preußen. Müller nach der Schlacht bei Jena. Friedrichs Ruhm.
7. **Der Sturm gegen Müller.**
   Grimm von Gentz. Trauer von Perthes. Müllers Lage und Gesinnung. Seine Freunde: Fichte, Goethe, A. v. Humboldt, Schrötter, Stein.
8. **Müller in Cassel.**
   Staatssekretair. General-Direktor des Unterrichts. Kampf gegen die Raubsucht der Franzosen. Müllers religiöse Richtung. Amtslast und deren Unerträglichkeit. Sein Tod.
9. **Müllers Schweizergeschichte.**
   Ihre Mängel. Ihre Vorzüge.
10. **Müllers Briefe.**
    Briefe an die Seinigen. An Bonstetten, Füßli. — Müllers Schüler: Bonstetten, J. G. Müller.
11. **Müllers Persönlichkeit.**

XIII. Martin Usteri.

Usteri ein Zögling der Bodmer'schen Schule. Seine poetischen Bestrebungen. Seine poetischen und malerischen Darstellungen des Mittelalters. Seine Handhabung der Mundart. Geschickter Gebrauch der Sprache des Mittelalters.

XIV. Salis.

Der fremde Kriegsdienst macht Salis zum Dichter. Sehnsucht und Wehmuth. Seine vaterländische Gesinnung.

Schluß.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

BW6305 .M69
Bilder aus dem kirchlichen Leben der
Princeton Theological Seminary–Speer Library
1 1012 00047 4629